

Solcher Pfennige sollen auf Eine gewogene Mark noch Königlich Gewicht ein und vierzig Schillinge geschrotet werden, und ins feine 8 Loth 1 Quentlein Silber sonder Befahr halten. Davon sollen sechs und dreyßig Schilling eine neue Mark anemachen und ins feine 7 Loth Silber halten, die am Werthe 3 Mark Königlich an Arrigern des alten Pogimentes gelten. (Die übrigen Verordnungen dieser Urkunde gehen das Münzhaus an.

1423. läßt Pabst Martin der Vte zu, daß der Rath bey jeder Pfarckirche in der Stadt Schulen anrichten mag, unerochtet des Gebrauchs, daß auf dem Dohm eine Schule gehalten werde. Praxeste 16ten Cal. Aug. im 7 Jahr seines Stuhls.

1438. Bewilligt der Bischof Heinrich der Stadt den Ban einer Capelle, und will, daß der Rath ohne jemandes Behinderung zu ewigen Zeiten einen Priester einsetzen darf, und alle Nutzung der Kirche zu brauchen habe.

1451. Giebt auch Pabst Nicolaus der Vte nach, daß der Rath diese Capelle zu St. Gerdrut

(vor der grossen Strandpforte) bauen, und das Jus patronatus haben solle, jedoch d.ß das Recht der Pfarckirche nicht geschwächt werde. Romæ Nomis Junii im 4ten Jahr seines Stuhls.

1456. Verpfändet der Herrmeister Johann Mengden, anders Osthoff der Stadt die Rechte von der obersten Mühle, das Dorf Jerwekül, und die Jerwekülsche See.

1501. Vergönne der Herrmeister Plettenberg den Kevelschen Knechten im Feldzuge wieder die Reussen das Deutsche Kriegrecht zu gebrauchen.

1516. Versichert Plettenberg der Stadt, daß es ihr nicht versänglich seyn solle an ihren Freiheiten, wann sie auf ihre Münze des Ordenswappens auf einer Seite prägen würde.

1525. Nahm Plettenberg die Huldigung zu Revel an, und confirmierte ihre Freyheiten.

1530. Verkauft Hans Nagmer den langen Hof zwischen den schwarzen Mönchen und dem Hofe zu Padiis an die Stadt, welchen Kauf

1531. Der König Fridrich der 1ste in Dänemark bestätigte,

Gelehrte Beyträge zu den Königlich Anzeigen aufs Jahr 1766.

Neujahrsgedanken.

Vermögende und vornehme Leute haben oft der Zeit zu viel. Sie denken also auf Erfindungen, und brauchen alle Kunstgriffe diese lange Weile sich zu verkürzen. Wir wollen nicht untersuchen, ob alle angebrachten Mittel verwerflich sind. Einige darunter können wohl in der ehrbaren Welt den Stempel der Freyheit tragen. Eine anständige Gesellschaft zerstreuet uns gewiß manche langen Stunden, die wir vielleicht müßig durchwäunen, oder fruchtlos durchforschen würden. Allein Leute, ohne alle Beschäfte, thun gegen ihre leeren Minuten so mühsam, als ob sie Felsen wegzuwälzen, oder es mit einem Feind aufzunehmen hätten. Es würde uns nicht zu wohl kleiden, über dieser Leute verdecktliche lange Augenblicke unsre stielliche Berrachtung zu äussern. Wie lassendaber einen größsem Moräliffen heute das Wort führen.

Betrübetreib, sagt unser Sittenlehrer, ist ein Ausdruck, der billig aus der menschlichen Sprache verwiesen werden müßte. Er sagt Uvernunft, Thorheit, Unerkentlichkeit; und man sollte sich schämen, ihn zu brauchen. Zeigt man nicht demselben an, daß die Zeit eine Last sey,

fen, die uns drücke und uns müde mache? daß sie ein Uebel sey, welches wir nicht leiden könnten? und daß sie unsrer Feindin sey, die wir verfolgen und von uns treiben müßten? Die Zeit! diese kostbare Schatz, den uns die göttliche Güte geliehen! dies Glück des Lebens, welches uns zu den wichtigsten und größten Endzwecken gegeben worden! diese Dauer unsrer Wirklichkeit, die wir zum Vergnügen genießen, die wir verzehren sollten in göttlichen Gedanken, und in Handlungen von unvergänglichen Folgen! Ich zweifle, daß diejenigen, denen diese Sprache so geläufig ist, bey ihrem Verstande und Gewissen sind. Wie könnte es ihnen sonst möglich seyn, den unschätzbaresten und unersehlichstesten Vortheil zu lassen, zu vermissen, daß die Menschen, welche so besorgt sind sich der Zeit zu entledigen, einige Verlust von ihr empfinden und im Ernst wider sie aufgebracht wären. Niemand mehr, als diese Weichlinge, die so thun, als ob sie lauter Unbequemlichkeit von der Länge der Tage und der Stunden erdulden müßten, wünscht sie brünstiger. Sie würden, wenn es auf ihren Wunsch ankäme, sie ewig behalten, so sehr sie sich auch äußerlich stellen, als wäre sie ihnen unerträglich. Inzwischen entdeckt die

ängstliche Sorgfalt, die zu Zeit vertreiben, einen seltsamen Menschen, der noch wahrwahziger frey muß, als derjenige wäre, der sich über die Güter und Reichthümer beschweren wolte, welche ihn von der Großmuth wohlthätiger Götter zugewendet worden, blos darum, weil er sich für verpflichtet hält, sie anzuwenden. Hiemit treffen wir den Grund, der die Menschen anführt, auf den Untergang ihrer Zeit zu sinnen, die ihnen doch zugleich so süß ist, daß sie mit einem Entsetzen an den Augenblick denken, darin sie dieselbe auf ewig verlieren müssen. Sie kennen den Werth der Zeit nicht. Ihre Blindheit macht, daß sie die Vortheile, die man von der Zeit ganz gewiß einzuwenden hat, nicht einschätz; daß sie die Kürze, die schnellste Flucht ihres Lebens nicht begreifen, und daß sie ihre Unwiederbringlichkeit nicht erwägen, die Unmöglichkeit, jeden verlebten Augenblick wieder zurück zu rufen. Aus dieser Blindheit läßt sich der verstandlose Ausdruck, Zeitvertreib, erklären, und die verkehrten Handlungen, die sich auf denselben gründen. Diese Unwissenheit giebt dem moralischen Charakter des Menschen die widrigste Gestalt. Sie beweist, daß er rohe und verworrene Begriffe habe und in einer thierischen Dummheit aufgeföhret sey. Sie entmannt den Geist des Menschen zu er habe

habenen Verrichtungen, durch welche er die Ehre seiner vernünftigen Natur verherrlichen könnte, und macht ihn zum Schelven der Sinnlichkeit und stufenweise vollständig lasterhaft, und zum verstocktesten Ungehener. Das beste Mittel, den Menschen von Unarten abzuweihen und ihn von den Ausschweifungen, in welche ihn sein Eigensinn und seine Ungezogenheit führt, in die rechtmäßigen Grenzen zurück zu führen, wäre ohnstreitig dieses: daß man ihn den weisen Gebrauch der Zeit aus ihrer höchst vortheilhaftigen und unschätzbaren Güte lehrete, und ihn mit Vergriffen versorgete, die mit der unauflöschlichen Grundneigung seiner Natur, nemlich mit dem mächtigen Triebe nach Glückseligkeit, übereinkommen.

Würden Erdmann Thyrax und seine Tochter, die Glavia, eine so nährliche Rolle in der Welt spielen, wenn sie von dem hohen Werth, den die Zeit hat, lebendig unterrichtet wären, und es wüßten, daß sie dieselbe durch ihre leere Ergeschicklichkeiten und arbeitsame Thätigkeiten vernichteten? Würde Herr Polypragmos die Sorgen und Verwirrungen, von denen er umher getrieben wird, unter die Pflichten seines Berufs zählen, wenn er Vernunft genug hätte, seinen Beruf zu erkennen, und die Ordnung zu stiften, in der er arbeiten soll? Thyrax hat nunmehr funfzig

Jahre die Zeit vor sich her gejagt, und diese Sorge ist in seinem ganzen Leben die einzige gewesen, mit der er sich beschäftigt hat. Von je her, so lange ich ihn kenne, und ich kenne ihn schon dreißig Jahre, hat er von nichts andern mit mir, als vom Zeitvertreib, gesprochen. So oft er mich sieht, läßt er an mich die gewöhnliche Frage ergesien: wie ich mich befinde? Und gleich drauf folgt die andre: womit ich die Zeit vertreibe? Wenn er von jemanden hört, der die Einsamkeit und die Stille liebt, so äuffert er die ungeduldige Wissensbegierde, zu vernehmen, womit sich dieser Einsiedler die Zeit vertreibe. Er rocht nicht weit vom Posthause. Das giebt ihm Gelegenheit, mit den ankommenden und durchreisenden Fremden zu reden. Aber nach nichts erkundigt er sich so forsältig und so angelegentlich, als nach dem Zeitvertreib, den sie in ihrem Vaterlande haben. Auf eine gewisse Universität in Deutschland ist er übel zu sprechen, weil, seiner Meinung nach, der Student daselbst die Zeit mit Künsten vertreiben müsse. Wie die Juden einander Reichthum und eine angebreitete Nachkommenschaft wünschen, so wünscht Thyrax herzlich einen vorzüglichen Zeitvertreib. Alle Wünsche an seine Freunde endigen sich mit der Formel: Uebrigens wünsche ich Ew. daß

Dieselben Dero Zeit wohl passen, und nach Herzenswunsch vertreiben mögen. Des Morgens geht er um 10 Uhe mit dem Scutler aus, daß ihn den Tag über die Zeit nicht plagen möge. Was er den Tag über thut, das thut er zum Zeitvertreibe. Zum Zeitvertreibe liefert er ein Gebet aus dem Kubach. Zum Zeitvertreibe blüet er stüchtig in die Bibel hinein. Zum Zeitvertreibe geht er, wenn es der Sonntag ist, in die Kirche. Zum Zeitvertreibe besicht er seine Casnariennecke. Zum Zeitvertreibe hält er alle Zeitungen mit. Zum Zeitvertreibe blättert er die Gespräche im Reiche der Todten durch. Es ist nichts von allen Vormürfen, die er sich zu seinen Geschäften wählt, das sähig wäre, sein Auge aufzuhalten. Er achtet auf nichts. Von einem Gegenstande geht er zum andern über. Er will nur die Zeit von sich entfernen. Die Abendzeit aber ist ihm die peinlichste. Daher ruft er ein Haufen Leute zu sich ins Haus, welche ihn bis nach 12 Uhr die Zeit vertreiben helfen. Es geschieht höchst selten, daß er eine ernsthafte Handlung vornimmt. Aber auch von der sagt er, wenn man sich aus Höflichkeit entschuldigt, daß man ihn darin störet, daß er sie nur zum Zeitvertreibe verrichte. Die Glavia ist seine lieblichste Tochter. Man sieht an ihren

Uebungen und Handlungswesen das Bild ihres Herrn Vaters. Sie ver-schmachtet, so wie er, den Morgen, um seine Last nicht zu fühlen. Zwö Stunden bringt sie über der Wohl ihres Anzuges hin. Die Vormürfe, welche ihr von ihrer vernünftigen und wirtschaftlichen Mutter gemacht werden, widerlegt sie durch das unbescholtnre Beispiel des Herrn Vaters. Ich wähle nicht, sagt sie, um jemanden in der Welt zu gefallen. Sie wissen, liebe Mama, daß ich keine Freundin vom Staat bin, und daß ich meine Cousine, die Lenore darum hasse, daß sie sich so herausputzt. Allein man muß sich womit die Zeit vertreiben. Das Nähen und Lesen können meine Augen nicht vertragen. Die Küche ist mir zu schmutzig. Es muß doch ein Unterschied in der Welt seyn. Wenn ich meine Kopfzeuge besche, meine Bänder und Palatine, so sündige ich nicht, und ich erlange den Vortheil, daß ich zwölf schlagen höre, ohne daß mir die Zeit lang geworden ist. Soll ich etwa lieber meine Hände in den Schoos legen, und mit Ungedule die Stunde erwarten, da ich zu Tische gerufen werde: Glavia

läßt

läßt ihr Herz reden, und ihr Herz breitet sich über ihre ganze Person aus. So, wie sie denkt, so spricht sie, und so, wie sie spricht, handelt sie. Ihr Spiegel hat sie versichert, daß sie artig sey. Den größten Theil des Tages wendet sie dazu an, dem Spiegel dafür zu danken. Diejenigen Verwandte, die sich haben in den Sinn kommen lassen, mit ihrem Wibe über diese Auf-führung herzufallen, sind eben so philosophisch zurück gestossen worden, als die Mutter mit ihren Gründen abgefertigt wurde. Sie rechtfertigt ihr Spiegelgucken mit dem unschuldigen Zeitvertreibe. Sie glaubt nicht nur, daß die Gegenwart bey dem Spiegel vollkommen unsündlich sey, sondern daß sie auch das Glück dabey gewinne, die verdrüßliche langeweile auszuhalten welche ihr die Trennung von demselben, oder ein andres Geschäfte, das nicht nach ihrem Geschmack ist, verursacht würde. Sie hört gern Neuigkeiten; und so wenig sie in dem Schmuck ihres Körpers und in der Art ihn zu kleiden die Eitelkeit ihres Seele verrathen will, so deutlich offenbarer sie dieselbe durch die Neubegierde, womit sie die Nachrichten von aufgekommnen Moden einnimmt, und durch ihre leere gedankenlose Gesprächigkeit dabey. So unähnlich sie der Martha ist, so viel Mühe giebt sie sich, der Maria gleich

zu kommen. Nicht darin, daß sie wirkliche Tugenden übt, die sie mit dem Beyfall Gottes krönen könnten. Nein, sie thut nur als wäre sie tugendhaft, und als wäre sie vom Eifer entflammt, in der verdeckten und schuldvollen Welt für die Sache der Religion aufzustehen. Sie seufzt, so oft sie eine Person erblickt, von der sie in der Veränderung der Kleidung übertroffen wird, Aber das Verderben der Zeit, über die un-gedähmte schändliche Sitten der Gesellschaften, über die ausschweifende Frö-lichkeit, über die leichtsinnigen Bemü-ohnheiten, welche gegenwärtig ein-gerissen und die besten Gemüther vergif-teren; über die schlüpfrigen Gespräche und thörichten Gelächter, durch welche Wollust, Ungebundenheit und ein practischer Atheismus eingeführt wür-den. Aber bey dem allen ist Glavia das eitelste Frauenzimmer; immer um-her flatternd, zerstreut, und den ganzen Tag hindurch mit Kleinigkeiten beschäf-tigt. Ihr laster besteht darin, daß sie keine Tugenden hat, und daß ihr Leben ein weltlicher, weltlicher Zeitvertreibe ist. Polypragmon fürchtet die mü-ßige Zeit. Er vernunthet, daß sie ihm Gelegenheit geben möchte, mit sich selbst allein zu seyn, und den leeren Raum seines Herzens wohnzuschmen. Er weiß noch nicht, wie viel Hochmuth und eitle Ehrbegierde, wie viel Wollust

und

und Weltliebe, und wie viel Geiz und Geldlust in ihm vorhanden sey und in ihm tobe. Um das nicht zu wissen, um sich selbst zu vermeiden, um sich solch ternde Betrachtungen und grausame Beweißnisse zu ersparen, überhäuft er sein Daseyn mit mannigfaltigen Beschäften und unaußhörtlichen Zerstreutungen. In dieser Trunkenheit gelingt es ihm, die Zeit zu vertreiben, und sich selbst zu vergessen. Es ist wahr, daß ihm seine Zeit hinfliehet, ohne viel vom Bewußten gefidet und gemartert zu werden. Allein außer dem, daß er genöthiget wird, sich selbst die verdrüßlichste Gewalt anzuthun, so hat er von den Geschäften, mit denen er wider die Zeit streitet, die lastbaresten Beschwerden und die empfindlichsten Bitterkeiten. Die stillen Stunden der Ernsthaftigkeit und der Einsamkeit dünken ihm trostlose Jodre zu seyn. Daher taumelt er in alle Verwirrungen hinein, von denen er hoffen kan, daß sie ihm den Zustand seiner Seele verbergen werden, und läßt sie unter dem Deckel der Sinnlichkeit und der Leidenschaft verschwinden. Er lernet sich selbst kennen. Die Betrüglichkeiten und die Lüste, aus welchen die Greuel und Heftigkeiten seines Lebens entspringen, bleiben in ihm verdeckt liegen. Er kan daher nicht zu einer heilsamen Erkenntniß seiner selbst gelangen. Poly-

pragmen lebt und stirbt sich selber unbekannt. Denn er flieht die Zeit in der er Weisheit und Tugend lernen sollte und wendet sie zu solchen Dingen an, die mit der Reinigung und Erhöhung seiner Seelenkräfte nicht die geringste Verwandtschaft haben.

Die Zeit ist eigentlich nichts wesentliches und wirkliches. Sie besteht in der Fortsetzung des Daseyns der Dinge. Die Sonne mit ihrem segnenden Einflüssen auf unser Leben und unsre Freude verkündigt den Tag in ihrem prächtigen und majestätischen Aufzuge, und macht es durch ihren herrlichen Uebergang, daß die Nacht herein bricht. Nach dieser Abwechslung bestimmen wir unsre Zeitrechnung. Wenn dieser Wechsel dreymal hundert und fünf und sechzigmal erfolgt ist, so ist für uns eine Zeit verfloßen, die wir ein Jahr nennen. Das Jahr wird in Monate, die Monate in Wochen, die Wochen in Tage und die Tage werden in Stunden getheilt. Eine jede Stunde, ein jeder Augenblick, den wir erleben, ist ein Theil unsrer Zeit. Diejenige Zeit aber ist die unsrige, in der wir sind, oder in der unser Daseyn fortgesetzt wird. Wir können zu unsrer Wirklichkeit nichts beitragen. Die Nothwendigkeit unsers Daseyns ist keine Eigenschaft unsers Wesens. Wir können

den

den Stand der Sonne nicht gegen die Erde lenken, sie nicht zwingen, daß sie uns erleuchte und erwärme, daß sie sich zurück ziehe, und dem Mond in der Nacht die nöthigen Strahlen zuwerfe. So wie wir in dem ersten Augenblick unsers Entstehens mit allen unsren Kräften und mit ihrer Bestimmung und Einrichtung zu gewissen Endzwecken von dem Schöpfer abhingen: so gründet sich die ganze Fortdauer unsrer Wirklichkeit auf seine unaussprechliche Weisheit und Macht. Unsre Zeit ist demnach wie eben so schätzbare Wohlthat der Vorsehung gegen uns, als die Wirklichkeit, die er uns mitgetheilt hat, sein Bescheid ist. Daher ist es nicht allein wahr, daß unsre Zeit in den Händen Gottes stehe, sondern auch, daß die Anwendung und der Gebrauch der Zeit wesentlich, und selbst verträglich unserer Einrichtung und Natur, unsre Pflicht sey. Folglich sind wir schuldig, die Zeit, welche uns die Gnade des Himmels gewährt, eben so hoch zu achten, als wir verpflichtet sind, unser Wesen und Leben zu schätzen, besonders die edlen Vermögen, womit der Schöpfer unsre Seele ausgeziert und fähig gemacht hat, seine Vollkommenheiten zu bewundern und ihren Ruhm auszubreiten. Mißlein werden wir unerkentlich, verächtlich und des Namens verunfänger, Schöpfer unwürdig, wenn wir uns gegen die Zeit in unserm moralischen Leben der-

gestalt aufzuführen, als wäre sie eine Tyrantin; wider die wir uns verschwören und deren Gewalt wir brechen müßten. Eine nach Regeln der gesunden Vernunft eingerichtete Betrachtung der Zeit kan ein eben so starkes Verwahrungsmittel wider die Unbedachtlichkeit und Schwäche der Sitten abgeben, als sie geschickte ist, der menschlichen Natur erhobene Absichten einzuflossen, und zu wohlthätigen, ungenüßlichen und wahrhaftig frommen Handlungen anzutreiben. Müßten wir doch, so oft wir erwachen, eine solche Betrachtung anstellen und vernünftig vorwärts denken, so würden wir die engen Projecte, die wir den Tag über ausführen wollen, und die kleinen unbedeutlichen Verrichtungen, denen wir uns gemeinlich zu widmen pflegen, fahren lassen, hingegen uns die nöthigsten und vortheilhaftesten Zwecke vorsetzen, und mit einigem Bemühen denselben nachsehen!

Die Zeit fliehet, und zwar schnell, vorbei. Aber es kan doch in den wenigen Tagen, die wir übersehen, viel Gutes von uns verrichtet werden, wenn nur unsere Gedanken mit den Gedanken Gottes übereinstimmen, und sich eine Willigkeit bey uns findet, die Absichten des Schöpfers zu erfüllen. Es komt alles darauf an, daß wir diese Absichten lernen und sie uns als Regeln einprägen. Wir sind der Ewigkeit wegen da. Für die Ewigkeit sind wir

wir

wie erschaffen und erlöset worden. Dieser höchst schätzbaren Abficht wegen hat uns die göttliche Güte auf diese Schaubühne der Prüfung gesetzt. Wir solten daher jeden Gedanken, jeden Wunsch, jeden Entschluß, jede That auf die Ewigkeit bilden und auf die Ewigkeit richten. Alle übrige Beschäfte solten diesem grossen Endzweck untergeordnet werden, und wir solten uns keine Handlung erlauben, welche die Hoffnung auf die selige Ewigkeit erstickt oder unsere Ueberzeugung verwirren und wankend machen könnte. Wir solten die Hitze der sinnlichen Begierden mehr auszuweichen suchen, um den Zugang in die höhere Welt zu gewinnen und uns zu einer fertigen Ausübung der christlichen Liebe und zu einem Vergnügen an göttlichen Handlungen gewöhnen, weil uns dies mit den Neigungen und Sitten der seligen Ewigkeit verbinden wird. Die Mischung von guten und bösen, von fröh-

lichen und traurigen Veränderungen, ist dem Auftritt, den wir in der Zeit haben, vollkommen gemäß; selbst die unzählbaren Hindernisse, welche wider unsere Bestimmung streiten, schicken sich für den Character, den wir in der Zeit führen, vortreflich. Alle die Uebel, von denen wir gedrückt werden, alle die betrüghchen Begebenheiten, die uns den entfernten Himmel aus den Augen zu bringen suchen, sollen die edlen Kräfte unsers Heistes in die glücklichste Thätigkeit setzen, Freuden und Ergötzlichkeiten zu suchen, die seiner würdig und zu seinen weitesten Wünschen geschickt sind. Das sind die Absichten des erbarmenden Vaters für uns, auf diese schnelle Zeit. Wie! wollen wir niedrigere und geringere Absichten hegen? Wollen wir die eilenden Tage noch zu unserm Verderben besägen? Soll uns ein schimmernder Pomm, oder eine thörichte Lust abhalten vernünftig, weise und tugendhaft zu seyn?



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen

auf das Jahr 1766

Stehende Fortsetzung
der vermischten Sammlungen

Ließländischen Geschichte.

(Siehe XXVI. Stück 1765.)

Die Urkunden von der Insel und dem Stifte Oesel, sonderlich vor dem Herzogs und Bischofs Magni Zeiten, gehören mit unter die Phänomene der ließländischen Geschichte, die nicht immer gesehen werden. Nachdem das Stifte von dem Bischof Johann Rywel mit demselben Gnadenrechte beschenkt wurde, welches der Erzbischof Silvester der Ritterschaft in Ließland 1457. ertheilet hatte, so beständige nicht nur der Niedersächsische Bischof Georg von Tiesenhäusen dasselbe seinem Stifte Oesel 1528. sondern es hatte schon Kayser Carl der Vtedenfalls ein Jahr vorher nemlich den 20sten October 1527. auf Vorstellung der

lieben Getreuen und Andächtigen Jürgegen von Ungern auf Pärkel und Johann Balkens Oeselscher Domherrn solches zu Speier auf dem Reichstage confirmiret, und die Widersprecher in eine Poen von 40 Mark lößlichen Goldes verurtheilt. Der Niedersächsische Bischof Georg schreibt sich in diesem Briefe, von Gottes Gnaden erwählten und postulireten Bischof zu Oesel, und detselben Gnaden und Römischer Kayserl. Majestät in der Wyl und auf Oesel Fürsten und Herrn. Er nennt den Herrn Jürgegen von Ungern seinen Oheim und Schwager, Johann Balken aber Domherrn und Schöffern der

der Kirche auf Desel. Dieselbe Gnade verbriefte auch der Bischof Johannes von Münchhausen beym Antritt seines Stuhls, davon wir heute die Abschrift von Wort zu Wort liefern: (1)

Von Gottes Gnaden Wir Johannes, confirmirter und beichteter Bischof des Stiffts zu Curland und Administrator des Stiffts Desel ihun kund, bekennen und bezugen mit diesem unsern versiegelten Brief, sammt unsern würdigen Capitel, Uns und unsern würdigen Nachkömmlingen, Bischöfen zu Desel und sonst jeder männiglich, dem dieses zu sehen, zu hören oder zu lesen vorkommt, daß unter ausgedruckten Dato die Erbhoren und Ehenwetten, Unsre lieben getreuen Rörbe und gemeine Ritterschafft so wohl in der Wof, als auf Desel. Uns, daß Wir ihre Privilegien, libertäten, Gnaden, Freyheiten, Gerechtigkeiten, alte hergebrachte löbliche Gewohnheiten und Besohnheiten, so sie von Alters gehabt, gebrauchet, geübet, auch damit versehen und begnadiget, gnädig ich confirmiren, bestätigen, befestigen, auch sie sammtlich und einen jeden besonders den denen erhalten, handhaben, schützen und schirmen wollen, demüthigstes Bittens anzuclaget, ersucht und dienstlich gebeten haben; Als haben Wir, vorgemeiner Unsrer Rörbe und gemein-

nen Ritterschafft solch ihr demüthigstes Bittens anzuclaget, und derhalben mit wohl bedachtem Rath, Coufenz und rechter Wissenheit Unsers würdigen Capitels zu Desel, auch aus eigner Bewegung, Zuneigung und Guntst, so Wir irhithen sammtlich und einem jeden besonders haben und tragen, solche ihre Privilegien, libertäten, Gnaden, alte Herkommen, löbliche Gewohnheiten, Freyheiten und Gerechtigkeiten, so sie von Alters her in diesem Stifft Desel und vor nach gemeiner Lande zu tiefstand aufgerichteten Nachsen, sammt wie die im Erstliste, und Stifft zu Riga und Dörpe, auch in Horrien und Wirland außs allorfreneste gebrauchte, gehalten und geübet, confirmiren, bestätigen, befestigen und befestigen, gleich als ob sie von Wort zu Wort hier stehen. Und in Recht und Mache confirmiren Wir diesen unsern versiegelten Brief, und bestätigen, befestigen und bekräftigen ihn, damahit nun, und nun als damahit, wie es an aller beständigsten und nach Form der Rechten geschehen kan, mag und soll; auch wollen Wir sie sammtlich der Willigkeit noch dabei stehen lassen, erhalten, schützen, schirmen und handhaben, jedoch Uns, Unsers Nachkömmlingen, und der Kirchen Desel Stiffts, Jurisdiction und Gerechtigkeiten ohne Schaden und Nachtheil. Wissen zu mehrerer Urkunde und Zeugniß dre Wahr-

Wahrheit haben Wir Johannes Bischof abgemeldet für Uns und Unsre Nachkommen, Bischöfe zu Desel Wiermajus, und Unsrer würdigen Capitel des Stiffts Desel ihre gewöhnlichen Insignien unter an diesen Brief recht wesentlich lassen hängen. So gegeben und geschrieben ist auf Unsrem Schlosse Ropstal, Sonntags Abends Jacobi Apostoli, nach Christi unsers Seligmachers Geburt, Tausend Funfhundert im Ein und Dierzigsten Jahre. (1547.)

Nachdem das Stifft Desel von dem

Schutzverschreibung des Stiffts Desel unter das Königreich Dännemark.

Wir Friedrich der Andre von Gottes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Weiden und Gothen König, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stocern und Dürmarfen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ic. an Einem, und von wegen des Hochwürdigen in Gote Fürsten und Herren, Herrn Johann, Bischof zu Desel und Curland, meines gnädigsten Fürsten und Herren, auch Capitels und gemeiner Stände gemeldten Stiffts Desel und Wof andern Theils Ich Christoffer von Münchhausen ihun kund und bekennen hiermit vor jeder männiglich:

feindlichen Ueberfall sich nicht mehr zu retten im Stande war, so schlug sich der Bischof an den König von Dännemark. Weil dieser seinen Bruder, den Prinz Magnus zu solcher geistlichen Würde bestimmet hatte, fand der Bischof Johann von Münchhausen vor dienlich sich in die Zeit zu schicken. Er dankte ab, und ließ sich dagegen mit einer Summe Geldes befriedigen. Hier ist eine Abschrift von dem Schutzbriefe, der nach dem damaligen Consylio mit einer ziemlich ausgedehnten Macrologie verfaßt worden:

Nachdem in gemeinen Kriegesbeschwerungen, damit aus göttlicher Verhängniß die Lande zu Russland, nun etliche Jahre her, zu fast grossen Nachtheil und Verderb beladen, deren man sich auch nachmals zu befürchten hochgedachter mein gnädiger Fürst und Herr zu Desel und Curland leider! im Werk gespüret, daß sich ihre Fürstliche Gnaden so wohl als gemeldte Stände zu tief und in diesem betrübten Zustande a s eigener Mache nicht zu erretten, auch ferner zu besorgen, da fremde Hülfe und Bestand dem Landen zu gute nicht ausgebracht, daß dieselbigen zuletzt unüberdrißlich verderben und

zu nichte werden könnten, und neben dem erwogen, daß gemeldtes Stifft Desel so wohl, als ander vornehmste Dreyer, die Lande zu Westland erstlich von den hochlöblichen Königen zu Dänemark aus der Unchristen Gewalt zu den wahren Glauben gebracht und erhalten; wie denn auch gemeldtes Stifft Desel insonderheit hochgedachtem Reiche zu Dänemark mit aller Gerechtigkeit nachmalen zu gethan und verwandt, dahero der Saub und Rettung von ihrer Fürstl. Gnaden von Ihre Königl. Majestät billig zu erholen. Als haben hochgedachter mein gnädiger Fürst und Herr, Capitel und Stände des Stiffts Desel zuwe ihre Stifftliche Besondern, wie auch von andern Ständen der Landen gethehen, und endlich mit Christlicher Müchthausen obgemeldt mit Erbenz, Gewalt und Beschehen abgefertigt, den Durchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrichen den Andern zu Dänemark und Norwegen Königen, Herzogen zu Schleswig, Holstein &c. meinen allergnädigsten Herrn zu ersuchen, daß sich Ihre Königl. Majestät zu Gottes Ehren des beschworenen Stiffts, wie zuvor Ihre Königl. Majestät Vorsatzten, in Schutz annehmen, und demselben zu diesen hohen Befestigungen, Hülf und Verstand verleißen wolle, darauf Ihre Königl. Majestät, in Ver-

trachtung, daß solches ein Christlich Gott wohl gefälliges Werk, und daß gemeldtes Stifft Desel, wie oben gemeldt, Ihre Königl. Majestät und dem Reiche Dänemark mit Gerechtigkeit von Alters her verwandt, derowegen mit Schutz und Förderung nicht zu verlassen, sondern mit Christoffern, van Münchhausen obgemeldt, auf habende Vollmacht gnädigst Handlung zu lassen, daraus durch Verleihung des Allmächtigen erfolget, daß Ihre Königl. Majestät für sich und derselben Nachkommen am Reiche Dänemark obgemeldten meinen gnädigen Herrn, Capitel und das ganze Stifft Desel und Wyl in Schutz auf und einnimmt und auf folgenden Bescheid bewilliget.

Anfanglich hab ich Besondern und Sey vollmächtigster meines gnädigen Fürsten und Herrn auf meinen habenden Beschl hochgedachter Königl. Majestät und derselben Nachkommen am Reiche Dänemark die Gerechtigkeit der Nomination und Präsentation der Bischöfe zu Desel und Wyl nun und künftig zu allen Zeiten zu haben und zu gebrauchen beständiglich und unvorteilhaftig übergeben aufzulegen und zu geneiget übergeben auch, auftrage und zuwignen dieselbe Ihre Königl. Majestät und derselben Nachkommen, in massen solches von gemeldtes Stiffts Domcapitel

tel bis daher gebraucht oder zu geschehn gewesen, hienait in Kraft dieses also, daß hochgedachter Königl. Majestät und Derselben Nachkommen Zulaß und Bewilligung nun und zu jeden Zeiten, wenn und so oft gemeldten Stiffts Desel und Wyl Bischofsstuhl und Herrschung durch der Bischöfe tödlichen Abgang, oder sonst andern Abtritt, wie etwa zu geschehen, vacire und erledigt seyn wird, einen andern aus gemeldtem Capitel zu Desel oder sonst Ihre Königl. Majestät Gelegenheit und Befallen nach, zu gemeldten Stiffts Desel und Wyl Haupt und Bischof zu ernennen, vorzuschlagen auch folgend einzusetzen gebühren soll; auch sollen und wollen vorgemeldetem Reiche, Capitel, Ritterschaft und Stände gemeldten Stiffts Desel und Wyl, so oft sich der Fall der Entschidung, wie oben gesagt, zu den Stiffts zuragen wird, auch Ihre Königl. Majestät solches unverzüglich bewilligen, und ferner Ihre Königl. Majestät und derselben Nachkommen um Ernennung eines andern Herrn und Bischofs zu benennen, Stifft Desel gebühlich ersuchen lassen, und dinstem, so Ihre Königl. Majestät oder Derselben Nachkommen am Reiche Dänemark alsdenn zum Bischof und Herrn ernennen, präsentieren und sehen, unverweigerlich auf und annehmen, demselbigen auch auf

Erforderung eidlicher Treue und Pflicht, in massen wie zuvor jederzeit den Bischöfen geschehen, leisten und halten, und alle Gehör, Ehre, Gehorsam und Unterthänigkeit, als treuen Unterthanen gegen ihre Obrigkeit geziemet beweisen und erzeigen; welchen allen, in massen obgesaget, inaweglich und getreulich jederzeit nachzuführen und zu halten, wohingemeldte Capitelstände, Ritterschaft und Stände des Stiffts Desel und Wyl auch deren Erben und Nachkommen zu ewigen Zeiten. In Kraft dieser ihrer Bewilligung, verbanden und gehalten seyn sollen, zu dem sich dieselben auch aller ihrer habenden Privilegien und Gerechtigkeiten und was dem sonst einiger Gestalt zu wider seyn mag, verzichten und begeben haben; verzeihen und begeben sich auch hienait in Kraft dieses Briefes und gegen Uebergabung obgemeldter Gerechtigkeit. Und reden und versprochen Wir Friederich, König, für Uns und Unse Nachkommen am Reiche Dänemark bey unserer Königl. Würde und guten Glauben, daß wir gemeldtes Stifft Desel und Wyl Bischof, Capitelstände, Ritterschaft und derselbigen zugehörigen Landen, Leuten, Unterthanen bey allen ihren übrigen bejagten wohl hergebrachten Freiheiten, Herrschaften, Gericht, Privilegien, und sonst in gemein von Reich und Reche

erhalten und handhaben, auch sonst das Stift des heiligen Römischen Reichs hohen Obrigkeit hiermit unentzogen sein und bleiben lassen, daß unsrer Theils an aller Gebühr nichts zu erwinden. Doch sollen Wir Friedrich König, und unsre Nachkommen, Bischöfen, Capitulärten, Ritterchaft, Eingekesserten und Ständen des Deselischen Stifts und der Wöl, wie sich dieselben hiermit verbinden thun, nun und künftig jederzeit in vorfallenden Sachen und Händeln, um deren willen Hülfe bgehret und gefordert wird, zu Gleich und Rechte mächtig seyn. Da auch zur Nothwurst des Stifts Schutz erfordert wird, sollen dieselben ihre höchste Macht und Vermögen mit zu sehen und bezulegen; auch soll hinläher nach Abgang eines jeden Bischofs alsobald das Haus Arensburg in unserm Namen besetzt und in unsrer Pflicht, bis ein andrer zum Regiment von Uns ernannt und verwiesen, erhalten bleiben.

Alles und jedes, wie obgemeldet mit allen Puncten und Articlen georden Wir Friedrich König, für Uns und unsre Nachkommen, und der hochwürdige Fürst und Herr, Herr Johannes, Bischof, auch Capitel und Stände vielgemeldes Stifts Desel und Wöl und derselben Nachkommen stät, fest, unbrochen und wohl zu halten.

Es soll auch hochgedachter mein gnädiger Herr zu Desel und dieses Stifts Capitel und Stände dräu zum Ueberfluß eine besondere Ratifikation verfertigen und hochgedachter Königl. Majestät unter ihrer Gnaden und des Stifts Insignel wann das ersordert wird, überreichen und zu stellen lassen, das ich Besandter und Bevollmächtigter also zu geschehen beschaffen wil.

Wir Friedrich zu Dänemark und Norwegen König, obgemeiner, für Uns und unsre Nachkommen, und neben des Hochwürdigen in Gott Fürsten und Herrn, Herrn Johannes, Bischofs, Capitels und Stände des Stifts Desel Besandten, ich Christoff Mänchhausen in Kraft meines habenden Befehls von wegen Ihrer Fürstl. Gnaden und des Stifts Ständen und derselben Nachkommen haben diesen Receß zwensch einm Lauts verfertiget, davon einer bey uns Friedriechen König geblieben, und der andre in Verwahrung hochgedachten Herrn Bischofs, Capitel und Stände des Stifts Desel geblieben, von mir vorgemeldten Besandten und Bevollmächtigten angenommen, mit unserm Königl. und meinem des Besandten angebornen Weinschaft bekräftiget, versiegelt, geschehen und gegeben auf unserm Königl. Schloß Nieborg, den 20sten Septemb. Anno 1579.

Herzog

Herzog Magni Brief an Christoffer Walkendorf wegen Eroberung der Insel Daghs.

Magnus von Gottes Gnaden, Bischof der Stifts Desel, Wöl, Eurland und Newol, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holftein &c.

Unsere gnädigen Gruß geneigten Willen zuvor, Ehrentzeller, besondter lieber, Wir haben Euer Schreiben, so zur Arensburg Donnerstage nach Pfingsten datirt, gestriges Tag er empfangen, und daraus ganz gerne vernommen, daß Ihr neben beprobenden Kriegesteuten das ländlein Dagden (dafür dem Allmächtigen Gott zu danken) verchiednen Dienstag eroberet. Der liebe Gott wolle ferner seine Gnade verleihen, daß dasselbe nunmehr vor dem Feind möge erhalten und wehr Frucht gegen denselben beschaffet werden, und weil nun wegen der sechzig Schwedischen Knechte, als solten sie mit Booten nach Wormsöe und Tuköe sich übergesetzt haben, Meldung geschieht, so erachten wir dennoch, daß derselben etliche werden gefangen worden seyn &c. Wann Wir denn jegiger Gelegenheit nach derselben etliche allhier bey den Leichen zu graben, zu gebrauchen haben; als sinnen Wir an Euch gnädiglich, Ihr wollet Uns etliche derselben Gefangenen fünf

oder sechs zu dem Behuf wohl verwahren und geschlossen anher nach unserm Haus Wilken überbringen, so wollen Wir sie nach Gelegenheit, wie sich Gefangenen gebühet, mit Nothdurft, Essen und Trinken zu unterhalten lassen lassen &c.

Die gebetenen Bauren von Runoe hinüber nach Desel zu schicken, und dieselben vor Booteuten zu gebrauchen belangende, wollen Wir die gnädige Vernehmung thun lassen, daß die 20. (zweinzig) Seekundige Bauren, so dieselben auf Runoe nicht alle aufzubringen, daß dennoch von Klein und Groß Treven gute Wehrhaftige auch Seererfahne Mann aufgebracht, und Euch forderlichst gen Desel sollen zugeschiedet werden &c.

Wir wolten Euch auch auf Eure unterthänige Bitte, was auf jegiger Rättslichen Tagesleistung verhandelt und beschloffen worden, unlängst in Gnaden vermeldet haben, so sind doch unsre Abgefertigten bis anhero nicht zur Stäre gelanget, haben auch davon keinen schriftlichen Bescheid erlangt, alsobald sie an Uns erreichen thun, wollen Wir Euch, was daselbst verab-

schick

scheide, auch schriftlich zu kommen
lassen. MDLXVI. in MAGNVS manu
propria.

Das Jochim Starcken anlasset,
wollen Wir ihn in seiner Ankuft, be-
nen Wir in andre Dertter zu verrücken
in Gnaden erlaube, Euer Suchen und
Rechnung, sich darnach zu richten, mit
Erfult vorhalten lassen, und Euch mit
zuverlässigen Bescheide begegnen, und
sind Euch sonstn gnädigen Willen zu
erzeigen geneigt. Eilig auf Unserm
Hause Pillten, den 13ten Junii Anno

Die Fortsetzung künftis.



Die Aufschrift heist:
Dem Ehrenvesten, Unserm lieben
besondern Königl. Würde zu Dänne-
marken und Norwegen etc. Zu geord-
neten in liefland Christoffer
Walkendorfen.

In des Königs Friedrichs
des Alten Briefen heist dieser Walken-
dorf zu Glorup Königl. Mann-
Rath und Rentenmeister.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Vierte Fortsetzung
der zufälligen Gedanken
über

die Blütenlehre.

(Siehe VI. Stück 1765.)

Der Wald.

Sie halten Ihr Wort, Meine
Seyren; was ist nun billi-
ger, als daß ich das meinge
halte? Eine Frau, wie ich, die zur
Wirtschaft alle treute Bediente gang-
hor, kan ohne reizende Sorgen ihr
Landleben froh werden. Mein Hof
liegt gleichsam im Cirkelpunct des
Segens der Natur. Wenn das
lauere Frühjahr die Scene des
Winters zu ziehet, so öfnet sich mein
oben obersten Fenstern eine andre
Aussicht. Allmählich nähert sich der

Schauplatz, und ein allgemeines
Sein von hundert Schattirungen
belustiget die Augen. Meinen Gar-
ten schmückte eine andre Smaragd-
farbe, als meine Fruchtfelder. Der
Hirschen, der Buchweizen, der Hanf,
der kein mit seiner lichten Lebhaftig-
keit nicht sich zwischen den Sonn-
mergewächse munitzer aus, als das
ernstliche Grün meiner Heuschläge.
In einer etwas weitem Entfernung
prangt man Vorholz mit dem man-
nichfaltig grünen laube Eypfelreicher
Bäume.

Bäume. Hinter diesen hält ein dunkelster Wald die heftigen Winde angenehm auf, ohne sie durchzulassen. Die Eiche, meine andre Goldgrube unter den laubtragenden, die Kiefer, die Lärche, die Linde, die Erle, die Buche die Espe die Birke und selbst das nughare kleinere Geßträch, alles fordert mich auf, an ihnen die Güte Gottes zu betrachten. Ihr Anfang war ja nur ein kleines Samen Korn. Vom dem Fuß eines solchen Baums bis zum äußersten Zweige ist kein Punkt, wo nicht Äugen und neue Zweige hervor sprossen können. Verliert er seine Wurzeln, er schlägt neues nimmt man ihm die Äste, er erwehrt ander; selbst die abgeschaltete Rinde seht bey einigen sich wieder an. Nicht bloss die Wurzeln sind der Canal zu diesen Wachsen. Die Blätter erneuern den Baum mit. Inner jedem Punkte bereiten, den man mit der Spitze einer Nadel befehlen kan, liegen zwey kleine Oefnungen, dabey die eine ankunftet, die andre Nässe und Wärme in sich zieht. So kan das Entlassen seiner Blätter, dergleichen man an Thieren die *Maus* nennt, befördert die Vermehrung. So viel Blätter im Herbst abfallen, so viel neue Keim sprossen im Frühling hervor. Die Vorlicht hat diese zarten Äugen vor

der Strenge des Winters und dem Frost der Gewürme weislich verwahrt. Einige bekommen ein tauendes Pelschen anders ein Schwärchen, noch andre ein klebriges Gummü zur Decke. Wie die Schwärben und Störche, nach der Schrift, ihre Zeit wissen, so wissen auch diese Knospen die Zeit ihres Aufschlusses. Ich sehe mit Verwunderung dieses an den Ständen, die um mein Hegege herumwachsen. Nicht sorgfältig breitet jede ihre jungen Blätter bald zusammen aerolle, bald gefaltet und endlich in Figur der Zungen und Herzen sich aus. Ich ersinne recht über den innern Bau der Wurzeln, der Stängel, der Blätter, der Blüte, des Samenbehältnisses, der Saft und zufröhren, der Weimachen, des markichten Gewebes, der jährtesten Häutchen, des Leum, der Stacheln, und wie könte Thier ein Frauenzimmer alles das Werk würdige beschreiben, das den ganzen Verstand eines geübten Naturforschers beschäftigen kan?

Ich sehe freylich meinen Wald mit positionirten Äugen an. Sie scheinen mir darinne einen kleinen Vorwurf zu machen. Ist es Eigennütze, ist es das Interesse, wenn ich mehr als andre darinne erblicke? Doch der Nutzen für Menschen und Thiere

Thiere ist zu wichtig, als daß ich darüber nachsehen solte. Er dient beydeley Gattungen zu Speis und Trank, zur Kleidung, Nistung, Wohnung, Arzeney, zur Augenlust, zur Weide, zur Waldbahn, zu Zierberreeen, zum Bienenbau, und zu allerley Hausgeräthe. Die Zimmerleute, Baumeister, Stellmacher, Kürer, Tischler, Böttcher, Drechsler und andre Professionen mehr, müßten ohne zur Holz ihr Handwerk niederlegen müssen. Wo würden wir Karren und Sreun, Theer, Pech, Kührasch, Potasche, Dünger und hundert Nothwendigkeiten hernehmen? Holz nimmt alle Gestalten an. Es löst sich biegen, poliren, hobeln, schneiden, pressen, drehen, poliren beugen, färben, bezaunen. Man machet so gut ein zünftiges Papier draus, als zinen groben Korb, oder eine feste Kelle, mit der man Eisen spaltet, und Mühlsteine bricht. Die Weiden, davon der Strom den Samen eine weite Ecke heraus und nach meiner Gegend getrieben, und seine Ufer, mit diesem Bestände, wie mit einem Wallwerk bordiren lassen sich wie Stride flechten. Der Dast ist der Seef zu den und so nöthigen Matten. Ich verdanke meinen Walde weit mehr, nehmlich die gesunde Luft, die Fruchtbarkeit meiner Felder, und die Unterhaltung

meiner Wasserquellen. Meine Bauern haben noch eine andre Erfahrung, daß sich an solchem die schweren Gewitter brechen. Sie bemerken, daß der Wind mehr das laubte Holz als das Nadelholz, angreife, Sie treten daher bey einem starken Wetter lieber unter eine Tanne und Erüne unter, als unter einen laubten Baum. Doch wissen sie keine Ursache davon zu geben. Solten etwan die fetten harzigen Bäume, die in sich electrisch sind, und daher von aussen keine mitreichte electrische Materie annehmen, die Donnerwolken zu einem Umwege nöthigen?

So reichlich auch man vorbesten Wald mit altem und jungem Buchs versehen ist, so efferlichig bin ich doch dem Mißbrauch desselben. Gewiß nicht, als ob meinen Einkünften davon etwas abgange. Nein, meine Liebe, erstreckt sich auch auf die Nachwelt. Mein Wohlps denkt darinne anders. Ich gab ihm einige Kirsch, und Apfelsäuren, um sie auf ein wohlzubereitetes Beel des Gartens zu verschippen. Er dachte, daß meine Lebenszeit nicht so lange dauern könten, daß ich die Früchte genieß. Ich erinnerte ihn also an das Beste der Nachkommenschaft. Er sollte sich dennoch zu dieser Arbeit verdrüsslich an. Die

gnädige Gatt sagte der Bursche, läßt uns immer für die Nachkommen arbeiten: ich habe noch nicht gesehen, daß die Nachkommen schon was für uns gethan hätten. Einem Bauer hält man solche Denkwörter zur Noth zu gute. Mir aber liegt mein Wald zu sehr am Herzen, als daß ich durch meine Schuld etwas zu Schande gehen ließ.

Eben deswegen leid ich keine Viehhüter in der Nähe desselben. Wie manch schönes Gehölz ist meinen Nachbarn durch dieser Leute Nachlässigkeit mit ihrem gefährlichen Feuer ohn allen Nutzen zu Grunde gerichtet worden! Meine besten jungen Aufwächslinge leiden so schon genug von dem wuschhaften Zornen des roten Wildes, das die Kunden abfreßt, und die zarten Schößlinge abfragt. Manches Pfund Pulver spende ich meinen Waldförstern, damit sie auf die Spechte und Holzhafer lauren. Die ersten durchlöchern mit die Bäume, die andern fressen gar noch Tannenzapfen in die Löcher, und nagen im Winter daran. Doch mit diesen Creaturen wird man ziemlich fertig. Nur die menschlichen Feinde drohen ein ärger Unglück. Zum Theil wagen es meine Bauern, die ihr Vieh in Hölzung

am einen Lumpenverdienst zu nichte gemacht, und sich nun an meinen ersparten Erboten wunden. Ich ste ihnen diesen Unfug nicht posieren und diese Arbeit, die mehr schadet als sie einbringt, ist ihnen bei harter Erase ernstlich verboten. Dagegen ist ihnen die Litzhauer, die Vorderreisenden oder wohl gar meine Nachbarn den schlimmsten Einatz. Sie fällen die langwüchsigen Tannen zu Pflanzsäden, da sie doch schlechter Zaunholz haben können; sie holen sich daraus Moos, und damit ja meine Birkenbäume den Rest bekommen, so zapfen sie ihnen das Wasser bis zum Verrotten ab, sie entwirfeln solche zu Wästen und Besen, sie machen Siebe, Pappel und Schindeln, sie flechten Körbe, brenten Köpfe und Kochen Bier. So, so trachten diese Landesverwüster meinen Wald um sein Bauholz zu bringen. Doch meine Klagen machen Sie und Ihre Leute verdrießlich. Kommen Sie mit und sehen einen neuen Aufzug!

Ich führe Sie zu der großen Säulenordnung meines unschätzbaren Tannenwaldes. Betrachten Sie diese Obeliskten. Ich würde sie eine Karstbirn nennen, wenn ich hieße diese Eorosen zu Trägern der Wolken mache. Allein ersprechen Sie den wagen mehr, wann Sie hier

die dreihundertjährige Alte in ihrer majestätischen Höhe von hundert und mehr Fuß nicht ohne Schwindel ansetzen können. Der vermachsne oder verwitterte Bey hat Schutz! doch ich Sie zu den allerstärksten und höchsten Stämmen nicht bringen kan. Weichen Sie also diese vordersten, wie Hlanf, wie gerade alle in die Höhe geschossen sind. Warum ich aber den Weg zu meiner stolzen Pyramiden den Nadelbäumen unganglich bleiben lasse, davon will ich gleich die Ursache anführen.

Wenn die Sonne mehr als die Gipfel des Gebirgs beschienen kan, so ist der halbe Wachsrun verlosren. Ich hüte meinen Humus vor dem Licht und Lüften so sehr als ein Schäfer seine Heerde vor dem Wolfe. Keine Horststange ja nicht einmal zu meinen Garteneshähen und Erbsen aus angehauen werden. Das abgest. röhre Holz ist gar genug zu dergleichen Diensten. Würde die Dichtigkeit der Bäume unterbrochen, so würden sie raug und kurz bleiben, und olos in die Nette schüssen. So bald ihr obere Theil, oder ihr Gipfel etwas Raum bekommt, so streht ihr Wachsthum still, und horet auf in die kostbare Stärke und in die prächtige Höhe zu wachsen. Alldem haben Wind und Schnee sein Spiel

die nächsten jungen Bäume zu drehen und windig zu machen. Diese beyden Feinde des geraden Wachses machen die Wurzeln derselben locker, bestörern ihren Aufsturz, und rauben ihnen gar das Leben. Ein gut gezeichnete Baum wirft seine umschlagenen Aeste in der Enge von selbst ab, und eben durch diese Keckheit ist befrucht er seinen Schutz. Die Sonne muß nicht einmal durch die Wipfel durchbringen können, wenn anders der Baum keinen Schaden nehmen soll. An solchen Bäumen sind auch die Ringe oder Jahre enger und zarter, als an denen die gegen die Sommerseite im freien stehen. Mir wird daher ein Mast aus dem tiefen Walde dieser feinen und dichten Ringe was gen viel theurer bezahlt. Aus eben dieser Ursache wischen die Ritzsägen Mastenmacher die Bäume aus den dicksten Wäldern der Ukraine. Denn weil die Dichtigkeit sie hindert in die Höhe zu reisen, so nimmt der Saft einen andern Weg in die Stärke und Höhe. Eben daher sind die Ansätze der Aeste nach dem Kern zu viel enger und keiner, als bey denen, die im hohen Walde frey aufgewachsen sind. Denn dieser ihre Knäuel sind weit außen klein, werden aber nach dem Kern zu immer größer und in Umfang weiter, welches dem Baum seine unbiegsame Festigkeit benimmt, die er

den gegen Sturm und Wetter be-
halten soll. Nun begehen Sie die
Nothwendigkeit einer guten Erziehung,
die man auch bey einem wilden Baum
anzubringen hat.

Ein zu Masten und zum Bau
gefällter Baum macht nur durch
seinen Umsturz gleich eine Menge
junges Holz zu Schande. Ich
muß das mit in Kauf eben drein
geben. Doch müssen meine Wald-
fässer so gleich die Gegend zum
Anflug des neuen Samens urbar
machen. Den flüggen Boden, das
langweilige Gras, die Habentländer,
die Heide, das Gehirsel laß ich weg
harfen, und nur etwan einige Blau-
beerensträucher stehen, damit der Same
zur Erde komme, und der Anflug
nicht zugleich mit den Uderwachs
dredberbe. Ein und ein Paar mal
müssen meine Pferde und Kühe do-
hin, um den Samen einzutreten, der
sich nach 3 bis 4 Jahren erst zeig-
et. Dahingegen dürfen weder Zie-
gen noch Schafe noch Schweine
ihres Trebens und Umwühlens hal-
ben dahin getrieben werden. Erlan-
gen diese jungen dicht aufgekome-
nen Fannen eine Manneshöhe, so
ermühen sie sich selbst. Die unter-
sten Äste fallen aus eignen Triebe
ab, und aus solchen Bäumen erlang
ich die kostbaren Bretter, die ohne

Ästlöcher sind. Neunzig Jahr kan
man gerne auf einen solchen Pfiaz
rechnen, ehe er wieder forstmäßig
gesehen werden kan. So wenig ich
diesen Termin erliden werde, so laß
ich doch nichts Grünes dafelbst weg-
nehmen, sondern erwarte das Abster-
ben einiger Sprößlinge recht lang-
sam und geduldig ab. Manch Schö-
nes mal hat mich der Wreker an
einen Baum gefühet, und ihn mit
10 und mehreren Thälern überboten.
So bald ich sehe, daß sein Fall
durch seine Bewüstung den Nutzen
überwiegt, so überlaß ich lieber den
Vortheil meinen künftigen Erben.
Der Anflug braucht lange Zeit, und
die Lichtung einer solchen Gegend ist
nur stückerlich.

Sie haben, Meine Herren, schon
ehemals in Ihren Plätzen bey den
Jahren und Ringen eines umge-
fallenen Baumes geschwehelt. Ich
will mich darüber etwas weislaufiger
erklären. So bald ein Baum blüet
und Früchte trägt, macht er des
Jahres einen neuen Schuß von einer
halben bis ganzen Elle hoch, und
setzt einen neuen Ring an, der den
Theil eines Jolles beträgt, wodurch
also der Stamm in der Rundung
einen kleinen Finger breit stärker und
dicker wird. Von mehreren Jahren
nimmt zwar die Höhe nicht immer eine

eine Elle zu, jedoch erreicht ein Na-
delholz in den ersten dreißig Jahren
gemeinlich eine Länge von 24 Ellen.
Nedern ist sein Topf kaum einen
Finger dick, das macht weil er noch
ein jährig Reif ist. Eben dieser
Topf aber wird die andern 30 Jahr
wieder dicker, und bekommt einen
Durchmesser von einer halben Elle.
Nach dem 60ten bis 90 Jahr wird
der ganze Stamm männlich und
dicker, und setzt jährlich einen neuen
Ring an. Dieser Ring wird denen,
die sich im dicken Walde verirret ha-
ben, bey trübem Wetter und selbst
in der Nacht ein Wegweiser, und
zeigt wie ein Compost die 4 Haupt-
gegenden. Nur in einem verwoch-
senen finstern Walde würde dieses
Merkmal schwerer zu nehmen seyn,
als am Ende desselben oder auf ei-
nem frehem Plage, wo nethlich die
Sonne diese Kreise deutlicher aus-
loche und sichtbar macht. Ein
Philosophe würde bey hartem Winter,
denn die See zufriert, die Schwäne
gemiß nicht nach Norden weisen,
wenn diese Vögel nicht klüger wären
und nach des Herrn Montopidan
Zugriff die ofnen Gewässer bey den
mitternächtigen Norwegen zu suchen
würßen. Eben so würde ein Seehr-
ter rathommen, auf der Seite, wo
die Sonnenhitze den Eist am besten
zertheilen kan, müssen diese Ringe

am weitesten von einander stehen. Ich
habe mehr als einmal so schliessen
hören. Mir ist aber immer äcker-
lich, wenn man die Wreker der
unforschlichen Natur nach den en-
gen Einkeln unsers Kopfs beurtheilt,
und die Erläuterung nicht zu Rathe
zieht. Das ist eben die Weislichkeits-
seite, wo die Ringe am weitestlig-
sten sind. Meine Waldförster, wenn
sie holzgeräth reden, drücken sich so
aus: Das Holz sommert mehr
an seiner Mitternachts- als an
seiner Mittagsseite. Die nord-
liche Rinde ist demnach weit dicker,
das Holz unter solcher gelinder und
weicher, und das Moos frischer und
häufiger, weil das höhere auf der
miträdigen Seite von der Sonne
verwehret. Mein Sägemühle ver-
steht das Ding recht gut. Er weiß
aus Erfahrung, daß es keinen voll-
kommen runden Balken gebe, der
auch überall gleich hart wäre. Wür-
de er nun dem Balken mit der Moss-
gen, oder Abendseite auf den Block
und das Gestelle legen, so würden die
Bretter fast einen halben Finger breit
an einem Ende dicker als am andern
gerathen, und also krumm werden.
So aber legt er ihn auf die Mit-
ternachtsseite, und die Säge schneidet
gerade Bretter.

Ich werde doch heute nicht fertig,
Ihnen

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Fünftehnte Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Plesland erläutern.

(Siehe XXIV. Seite 1765.)

Die acht und neunzigste Urkunde enthält einen Schutzbrief des Kaisers Wenceslaus und ist in allen Umständen mit den vorigen gleich. Die Basler Synode hat ihn viduirt und der Lübische Bischof Johannes transsumiren lassen. Das Siegel ist wie vorher und hat zur Umschrift: WENCESLAUS Dei Gratia Romanorum Rex Semper Augustus & Bohemiarum Rex, Neben dem Kaiser. Ihn stehen noch zwei Schilder, im rechten ein Adler, im linken ein Löwe. Der Kaiser bestätiget dem Rigischen Erzbischof Johannes und dessen Capitel alle Vorrechte und Privilegien, und nimmt

solches, alle Prälaten und Geistliche mit ihren Gütern in seinen und des heil. Römischen Reichs Schutz, Schirm und Geleite (Lalum guardiam,) Begeben zu Mendito den 29 Decemb. 1393.

Die neun und neunzigste Urkunde hat mit obiger gleiche Umstände. Die Basler Synode transsumirt einen andern Schutzbrief des Wenceslaus. Im Siegel heist der Adler bekrönt (cruciatum). Der Kaiser schreibt an die Könige von Dännewerk, Schweden, Norwegen und in Pohlen, an die Erzbischöfe des Deutschen Reichs, an die Herzoge von Steetin und West-

Ihnen so viel gutes von meinem Walde zu sagen, als ich könnte. Ich bringe Sie nur noch zu meinem angenehmen Zeitvertreib, meiner Augenweide, und das ist mein unzerstörtes Cabiner. Unterdessen, werden Sie denken, das können doch keine Bergwerksfachen seyn! Freulich nicht. Es sind die gewächstesten buntesten Stücke der Baumwurzeln von unzehlicher Art. Ein vornehmer Sächsischer General hatte sich solches in Leipzig mit vielen Kosten aus allen Bäumen, ja selbst aus den übrigen Theilen der Welt gesammelt. Er starb in Warschau, und da liess ichs auf die Beschreibung von meinem Commissionaire den Erben abhandeln. Seit zehn Jahren hab ich dasselbe mit meinen wilden Baumwurzeln so vermehret, daß ich jezo selbst nicht weiß, ob diese wilden Wurzeln an Schönheit das Prä-

haben oder die zohmen. Ich liess es erhöhen, und belegte die untersten Fächer desselben, damit sie nicht leer blieben, mit den verlichst gewachsenen Wurzeln der Stauden und Waldbkräuter aus Allerliebste Ländereyen, werden sie sprechen. Ach nein, ich würd es gegen kein Mineraliencabinet vertauschen, wenn es auch gediegene Goldstücke hätte. Nur wünschte ich bey meiner Einsamkeit noch meiner Gemüthsart liebhabern und Verehrern der mannichfaltigen göttlichen Weisheit es zeigen zu können. Mit welchem Vergnügen würd ichs dem Landarzt, diesem vortehrungsgewöhnten Alten, essen und auslegen. Noch ist er den mir nicht angekommen, so weich auch meine beiden Mädchen Masche und Using ihm das Letzte aufgemacht hatten. Seinen Aufents halt hat er auch nicht gemeldet. Er muß Ihre Blätter nicht lesen. Ich bin,

Meine Herren,

Ihrer Dienstbeflissene
Botanica.Pestluisch Liefand,
den 5ten November 1765.

lenburg, an den Rath und die Gemeinen in Lübeck Straßburg, Riga und Dörpt, auch an alle Vasallen der Suster Riga und Dörpt, daß er alle Privilegien und Vorrechte seiner Vorfahren, nahmentl. die sein Vater Carl der IV. der Römischen Kirche gegeben, auf ewige Zeiten beständige. Er überträgt zugleich obgemeldten Potentaten das Schutz- und Schirmherrnamt. Alle Wehretreter, sollten es auch die Deutschen in Preußen und Litland seyn, werden mit der Reichsacht (banno Imperiali) und einer Strafe von 100 Mark löthiges Goldes (pennatum marcatum vel librarum auri puri) bedrohet; Gegeben zu Prag 1355. den 14 März.

Die hundertte Urkunde ist ein merkwürdig Transsumt, welches vorbesagter Lübbischer Bischof Johannes 1319. den 3 May Dienstags im 7ten Jahr des Pabst Leo Des zehntent auf dem Bischofshofe zu Lübeck durch der Kayserl. Notar. Publ. Conrad Nyme abnehmen lassen. Kayser Carl der vierthe hatte in einigen Sisciten Deutschlands alle weltlichen landesherrlichen Verordnungen, welche der Clerisy prädicirten, auf ihre vorklein Beschwerden cassirt und aufgehoben. Die Geistlichkeit in Litland, der eine solche Gnade am nöthigsten that, supplicirte, dieser Vortheil mit theilhaftig zu werden. Sie erhielt auch vom

Kayser eben das Privilegium welches der Synode zu Basel den 27 März 1434 zur Bestätigung vorgeleget und von derselben bey Wache erkannt worden. Es verleiht sich der Mühe, den Kayserl. Gnadenbrief etwas vollständig anzuführen.

Carl der vierthe, der die Freyheiten der Kirche lieber erweiteren als schmälern will, erzehlet die Jammerflagen von Seiten der ehrwürdigen Prälaten und Domherren in Niederthyschen Magdeburg und Bremen, welche andrathen, daß die Herzoge, Grafen, Barone und andre weltliche Herren, ja gar die Obrigkeit in Städten, Flecken und Dörfern, wie auch andre Befehlshaber die Jurisdiction vor Gott ganz aus den Augen gelassen, und aus eigener Macht, bios nach ihrem Kopfe besondere Statuten und Verordnungen wieder die Personem und Freyheiten der Kirchen und anderer heiligen Orter geschmiedet und allen gesetzmäßigen bürgerlichen und kirchlichen Satzungen entgegen, sie schon ins Werk gesetzt. Hier ist ein ganz Register der weltlichen Geircke, und Mißthaten über welche vorgemeldte Prälaten ihre Beschwerden erheben:

„Es sollen keine zeitlichen Güter mehr in die Gewalt der Kirche übergeben werden. Kein Geistlicher darf in Civilsachen, auch nicht immer in

gott

„gottseligen Sachen (in piis causis) weder klagten, noch zeugen. Kein Laye, der in Kirchenbann gethan und öffentlich angezeigt worden, ist dieser Ursache halber vor dem bürgerlichen Gericht abzuweisen. Die Freyheiten obgenannter weltlichen Herren sind abseheulich. Sie nehmen die Kirchengüter weg, beschlagen sie mit Arrest, verringern und schwächen das Vermögen der Clerisy, treiben von den Reichmeinkünften ungebührlich Schatz und Steuer ein, und verheeren solche mit Raub und Feuer. Sie weigern sich, die zwischen Layen und Geistlichen geschlossenen Contracte in die Stadtbücher und Protoalle einzuzichnen und zu versiegeln. Sie reißen die Wärdwüste und Verschutte zum Kirchenbau an sich, zum großen Schaden derselben; ohne der Prälaten Einwilligung. Von Hald und Gärten dieser Personen, die doch das ihrige nicht des Handels wegen, sondern zu ihrer Nothdurft überland führen und führen lassen, schämen sie sich nicht Zoll zu fordern, und wagen es gegen die Reichsstatuten, Leute, die ihre Zufucht zu Kirchen und Friedhöfen nehmen, von da weg zu schleppen.

Der Kayser will also diese weltlichen Edicte und Gewaltthätigkeiten unter der Sonne verbannt wissen. Er erkläret den, welcher als ein Kir-

chend sich an einen geistlichen Mann vergriffe, ihn verflucht, gefangen setzt, plündert, tödtet, oder verstümmelt, oder dergleichen Freveler in Schuß nimmt und heget, außer der Strafe, welche die Reichsgesetz darauf verordnet, für unsam, ehrlos, und der Versammlungen des Adels unfähig. Ueberdem wird dem Freveler eine Poen von 50 Mark reinen Goldes angelegt, davon die eine Helfte in den Kayserl. Fiskus die andre aber an den Bedeutigen entrichtet wird. Gegeben zu Prag 1359 den 5te Octob.

Im Jahre 1366 den 18ten April begehrt der Kayser diesen Schutzbrief auf den Erzbischof Vromhold und dessen Sicut Riga aus. Der Erzbischof Jaspier ließ diese Urkunde nieder aussuchen, und durchs Capitel vordrängen an alle Kirchen zu Lübeck anschlagen. Der Orden wurde dahin citiret. Der Orden sahe die Forum nicht für das seinige an. Er ersuchen nicht, er schickte keinen Procurator, und wurde ohne Umstände glücklich contumaciiret.

Das Kayserl. Insigne verdient noch eine Anmerkung. Es war groß, rund und in Nebendingen den vorigen Sigmeln in Wachs gleich. Die Umschrift lautet CAROLUS QUARTUS divina favente clementia Romanorum Imperator Semper Augustus.

& Bohemie Rex. Mitten im Sichel
 sah das Bildniß des K. Hofers auf der
 Thron. Die in der Rechten das Reichs-
 scepter, in der Linken den bekrauzten
 Reichs- hat hielt. Zur rechten Seite
 befand sich ein großer Adler, der in
 seinem Schnabel das Böhmische Wa-
 pen der gekrönten Adeln trug. Die
 Lehrer der Herakl glauben gemein-
 niglich, daß Carl der vierte den
 zweyköpfigen Adler zuerst ins
 Wapen genommen, um dadurch die
 Einigkeit der Römischen und Deut-
 schen Kaiserthums anzudeuten. Es
 müßte also der Adler mit zwey Köpfen
 in den letzten Jahren des Kaiser
 geführt seyn. Nur wird es bedwe-
 gen ungewiß, weil, wie wir in den
 obigen Urkunden sehen, auf den Siegeln
 seines Sohns, des K. Hofers We-
 ceslat noch kein solcher orienta-
 lischer oder griechischer Adler
 erblickt wird.

Die hundert und erste Urkunde
 ist aus dem Archiv Sr. Erlauchten
 des Herrn Grafen Joseph Salinski
 Bischofs von Ratow. Der Preussische
 Hochmeister Albrecht, Marggraf zu
 Brandenburg überträgt Walthern
 von Pleternberg, Ordensmeistern
 in Preußen, und dessen Gehörigern die
 völlige Freyheit und Gewalt einen
 Ordensmeister in Preußen selbst zu er-
 wählen und anzusehen. Der Hoch-
 meister rühmt die Dienste, welche

Pleternberg und seine Vorfahren
 dem Deutschen Orden in Preußen zu
 widerholten Malen in den äußersten
 Nöthen zur größten Beschütze des Or-
 dens so wol mit Daarschaft an Gold
 und Silber, als mit ihrem Krieges-
 wäffern geleistet hatten. Er bekennet
 sich auch in gegenwärtiger neuer Noth
 für solche Freundschafftspflichten dem
 Herrmeister verbunden. Er beståtigt
 zu mehrerer Eutzacht obgenantem
 Herrmeister Walthern, dessen De-
 dens Regenten und Nachfolger von
 freyen Rücken nicht aufzureden und
 Bitten anderer, sondern aus besondrer
 Erkenntlichkeit, Gnade und Bewo-
 heit alle Ordensprivilegien, Freyhei-
 ten, Rechte, Regalien, Befehle, Secu-
 laren und Bawohnheiten in dem Maas,
 wie sie schmahls bis auf den heutigen
 Tag in dem Gebiete des Ordens im
 Sang und Schwang gewesen. Der
 Preussische Ordensmeister kan künftig
 ohne des Hochmeisters in Preußen,
 und seiner Ansußiger Widerspruch
 und Verhinderung sich einen Nach-
 folger wählen und einsetzen, mit eben
 benenigen Freyheit der er sich in wa-
 rigen Zeiten in Abfiche der Wahl be-
 dienet. Nur ist der Unterscheid dieser
 Ehmahls mußte der Preussische Or-
 den dem Hochmeister zwey Candidaten
 zu dieser wichtigen Stelle erkennen
 und präsentiren. Der Hochmeister
 erkleeht nach seinem Belieben aus
 diesen zweien den Einen, und bestå-

tigte solchen. Hieraus entstanden oft
 viele Verdriesslichkeiten, Händel, Reid,
 Hoff, Zank, Bitterkeit und das größte
 Nachtheil für den Orden. Albrecht
 sieht diese Wehlsart für schädlich
 an, und erlauber den Preussischen
 Ordensgehörigern nach dem Tode ihres
 Meisters aus eigener Auctorität einen
 tüchtigen und wohlbedienenen Mann
 aus dem Schoos des Ordens selbst
 zu wählen, der dem Hochmeister in
 demmal so lieb und weeth fern soll,
 als wenn er ihm noch dem alten Ge-
 brauch vorher präsentiret und vorge-
 stellt wår. Er erwehnt zugleich, daß
 die Preussischen schon viermal vorher
 nach völliger eigener Auctorität, ohne
 die Einwilligung des Hochmeisters zu
 suchen, sich einen Herrmeister erkoren
 hatten die vorigen Hochmeister eben so
 ggar angenommen, als ob er ihnen
 zuvor vorgestellt wår.

In demselben Zulest versichert der Hochmeister,
 daß Niemand sich in die Preussische
 Meisterei mengen, oder derselben
 sich ungewissem dære, weder gerades
 noch krummen Weges, nicht durch
 heimliche Dånke noch weniger feind-
 liche Angriffe er aber selbst den Can-
 didaten wieder seine Geaher verpflid-
 gen wolle. Folglich bleibt die Wahl
 eines Meisters und dessen Absetzung
 den Preussischen völlig frey, ohne die
 Einwilligung des Hochmeisters dazu nöthig
 zu haben. Das Privilegium hat weder

Der, noch Tag noch Jahr in seiner
 Unterschrift, daher Chytraus das
 Jahr 1517, Härte aber 1520 an-
 genommen. Unser Document hat auf
 den Titel die Zahl 1521, welche auch
 die richtigste scheint.

Die hundert und zweyte Ur-
 kunde vom Erzbischof Jasper befehret
 uns die Ursachen, worum der Erzbis-
 schof Michael schon im Jahre 1508
 den Capitulsherrn in dem besondrer
 ein gewisses Einkommen ausgemacht,
 und einige Güter zu besser Subsistenz
 angewiesen. Sie hatten vorher alles
 gemeinschaftlich, und mußten aus einer
 Casse zehren. Dadurch war es so
 wol mit ihnen gekommen, daß nicht
 nur diese Einkünfte zu ihren noth-
 dürftigen Unterhalt nicht mehr zu-
 reichten, sondern gar in Gefahr schweb-
 ten völlig zu Nichts zu gehen. Der
 eine brauchte zu viel, der andre be-
 kam zu wenig. Dis wurde ein Sa-
 men zu vieler Uneinigkeit und Zwi-
 tracht; daraus etwache eine Vernach-
 lässigung der gemeinschaftlichen Habe,
 und die Güter verfallmerten sich,
 so sie gerietzen ohne einen gewissen
 Eigenthümer in gånzlichen Verfall.
 Der Probst und Dechant, weil sie
 eigene Güter hatten, wurden allein fett,
 die sieben andren Domherren oder
 hatten keine festen Pfründen (Pra-
 bendas), Michael hatte daher auch
 diesen einige Einkünfte angewiesen,
 D 3

und weil man nun die Erbzgüter besser cultivirte, so bekam das Kirchenwesen recht ein neues Leben wieder. Dieser Erzbischof aber hatte, weil ihn der Tod überfiel, nichts schriftliches darüber nachgelassen, weswegen sein Amtfolger, der neuerwählte Erzbischof Jasper eine Reise nach Rom in Person antret, und die päpstliche Bestätigung erwirkt, die hier in extenso enthalten ist. Da nun Pabst Julius der andre dem Erzbischof übertrug, diese Eintheilung zum besten der Kirche zu verbessern, so fand er im Jahr 1522 für gut, eine Veränderung zu machen, und zwar auf diesen Fuß:

„Das Schloß Cremon bleibt nach dem alten für alle gemeinschaftlich. Das Schloß Dalen mit dem Hofe Cöfeln und allen Appertinentien wird dem Probst und seinen Amtfolgern angewiesen, so wie ers auch allein bisher besessen hatte. Das Schloß Sunzel mit seiner Zubehörde wird dem Dechanten zugeschlagen. Doch muß der Dechant einem von den Domherren, der keine Landgüter hat, für dessen canonisch Anteil zweyhundert Mark Rigiſch, und fünf Last Gertraide, nehmlich zwey last Roden, zwey last Malz (brasil) und eine

last Haber ansehten, welches die erste Präbende ausmache. Dem Hof Ripsen mit seinem Zugehörigen schlug der Erzbischof Jasper zur zweiten Pfründe, so wie den Hof Cherrichow zur dritten, doch dergestalt, daß diesem Pfründner (Præbendario) wegen der schwachen Einkünfte seines Hofes von dem Kellner (cellario) des Schloßes Cremon alle Jahr andertshalb last Roden, eben so viel an Malz und dabey ein Schiffsfund (talentum magnum) Hopfen, von dem Herrn Dechan aber aus dem Schloße Sunzel ein Schiffsfund Hauf gegeben werde. Die vierre und fünfre Pfründe hat jede ebenfalls ihr Anteil an dem Capitelschloße Sunzel, nehmlich hundert Mark baar Geld, vier last Roden, zwey last Malz, und eine last Haber. Zur sechsten Pfründe bestimmte er die Rigiſche Pfarrkirche St. Peter mit zwey last Roden und zwey last Malz, die ebenfalls von dem Schloße Sunzel zu haben waren, nehmlich dem Opfergeld und Kirchenaccidentien. Zur siebendern Pfründe macht er die St. Jacobi Kirche in Riga mit dem Opfergelde, Accidentien und Rindungen nehmlich drey last Roden, und zwey last Malz, die der Keller vom Schloße Cremon herbe-

zuschaffen hätte. Dieser letzte Keller mußte noch einem jeden der vier eignen Domherren, und auch dem fünften, weil sie keine Landgüter haben, sondern ihr Anteil aus dem Schloße Sunzel von dem Herrn Dechan haben sollen, alle Jahr im Herbst, ungefehr um Bartholomäi einen Schlotroffen (bouern maetabilem) oder 4 Mark Rigiſch, 2 Schafe, und um Martini ein Maßschwein nehmlich einer halben Tonne Butter; und so auch um Pfingsten 2 Lämmer, zur gehörigen Zeit 10 Hühner (gallos gallinaceos), 2 Fennen Bier und nach alter Gewohnheit einige andre Kleinigkeiten liefern.

Da die Einkünfte des Schloßes Cremon nicht nur für diese Präbenden zureichten, sondern die Ausgaben weit überstiegen, so stiftet der Erzbischof Jasper zur Ehre des Allmächtigen Gottes, der güttrreichen Jungfrau Marie, und der ganzen himmlischen Heerde (caelestis curia) wie auch zur Vermehrung des göttlichen Dienstes zwey Stipendien, jedes von 100 Mark Rigiſch in seiner Rigiſchen Mutterkirche, und versetzt derselben Fehligkeit mit den Worten: Im Namen des Vaters etc. Die Unterthrift lautet: Gegeben und geschrieben auf unserm Schloße Rypul Rigiſcher Diöces, 1522 in der 10ten

Jahrdien, Montags den 6 Oct. im ersten Jahr des Pabsts Adriani Sexti, im Beysein des Hr. Hartwich Genden besagter Kirche Vicari, und des Hr. Matthias Hartenwald, unsers Capellans.

In der hundert und dritten Urkunde befindet sich ein Antwortschreiben des Königs von Pohlen an den Erzbischof zu Riga, datirt zu Warschau den 7 Sept. 1526. Seine Majestät danken Seiner Hochwürdigkeit Herrlichkeit recht sehr für die gemigte Herrinnung, daß der Erzbischof das nöthige dem König hinterbringen wolten. Es gehe Seine Majestät gar nichts an, daß in Preußen eine Veränderung wieder den Orden apostolischen Stuhl vorgegangen wäre, weil der König niemals wegen des Ordens mit dem Herzoge von Preußen sich eingelassen, auch demselben keine Veranlassung gegeben, den Orden abzulegen, weswegen er denselben weder entschuldigen noch schätzen wolte. Dennoch aber, wenn der Herzog von Preußen, oder die Sache des neuesten Vertrags von iemand fort angegriffen werden, so würde der König nicht sich ihm entziehen, sondern mit aller seiner Macht ihn schützen, und zwar wegen der Lande Preußen, für welche in vielen Jahrhunderten Krieg geführt sey, und die deswegen so wol nach dem Kriegs als Erbrechte jederzeit

* Das Wort Semidiat, wader sich nicht viel trinken läßt, soll wohl Siquidam laitar Siginis heißen.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Fünfte Fortsetzung
der zufälligen Gedanten

über die Blütenlehre.

(Siehe III. Stück 1766.)

Das Nadelholz.

Mein Herr!

Ihre Pöhlisch-Ließländische Dame, die Botanice (Sie werden doch nicht selbst seyn) hat von ihrem großen Walde zwar manches Schöne uns vorgezeigt, allein ich wolte fast wetten, daß solche bey aller ihrer botanischen Erkenntnis, so wie die meisten Besitzer großer Wälder, auf den Aufwachs und Anflug der jungen Waldbäume nie rechte Acht gegeben. Sie kan dieser Wissenschaft entzathen, weil ihr die Natur, und die Länge der Zeit die reichste und einträglichste Holzstunde angewiesen. Ihre Sprache ist

für mich zu fett, wenn sie von lauter Masten redet. Diese Vortheile hab ich nicht. Ich bin zufrieden wenn ich dann und wann meinen Bauern einen Balken zur Ausbesserung ihrer Kiekan fallen lassen. Mein Vater, der das Hauptgut seinem jüngern Bruder übergeben mußte, bekam auf sein Antheil nichts als eine große Wüstenei, wo die campirenden Schweden und Russen viel Meilen weit das Waldchen bis auf den kleinsten Sprößling ausgerottet hatten. Dieser Holzmann gel machte ihn wirtschaftlich, und sein häßliches Exempel kam mir schon in meiner Jugend Nachahmungswürdig

zeit dem König zugehörten. Hierauf bittet der König den Erzbischof, ihn nicht nur bey dem Allerheiligsten Herrn zu vertreten, sondern auch jedem andern daß der König nicht ohne Grund und gleichsam in Tag hinein, sondern mit Ueberlegung dabey zu Werke gegangen; vorzustellen, andersihnen zu wiederzathen, daß in Absicht des Vergleichs wegen der Sr. Majestät. zu ständigen Erblande in Preussen wieder den Herzog nichts feindseliges unternommen werde, in welchem Fall der König gehalten sey, denselben zu vertheiligen. Mit dem übrigen, was Sr. Majestät. nicht angehet, oder wozu Dieselben nicht gerathen, will der König sich nicht befassen.

Ferner wird der Erzbischof ersucht, dem Allerheiligsten Herrn so wol den Untergang des Königreichs Ungarn durch die Türken, als auch das erlittene Unglück des Königreichs Pohlen von den Tathen zu berichten, damit Seine Heiligkeit desto geschwinder die Fürsten der Christenheit vergleiche, und diesen Ländern mit andern christlichen Potentaten zur Hülf erscheine.

Noch wird dem Erzbischof aufgetragen, Ihro Heiligkeit von den in diesen Ländern und Gegenden von Toge zu Toge überhandnehmenden Lutherischen Pest Nachricht zu geben. Wenn der König nicht einen so großen

Eifer bezogen ausgelassen hätte, so wären ohne Zweifel diese ganzen Provinzen davon angesteckt. Der Pabst müchte also auf Massregeln denken, diesem Uebermuth zu steuern, damit die gödel. Majestät durch solche lästerungen nicht beleidiget werde, die man anders weis ohne Strafe frey bezehet. Gott werde endlich alle zur Reche fordern, so wie Er schon täglich härter zu verfahren ansetze.

Der Entschluß des Erzbischofs, mit dem Czar von Mosko einen Stillstand zu treffen, ist dem König lieb, und er will seine Befandten darüber bevollmächtigen.

Wegen der Grenzstreitigkeiten zwischen Lithauen und Liefland findet der König zwar mancherley Klagen, die seine Unterthanen angebracht, denen viel Schaden und Unrecht geschahen, wie ihnen auch noch fast täglich ein Stück Landes abgezwicket werde. Der König wünscht die Abmähung dieser Handel ie eher ie lieber, doch will er nicht Abkehr gegen den Erzbischof nichts eher darinnen vornehmen, bis derselbe zurückkomme.

Zulezt bittet er sich den Erzbischof Empfehlung bey dem Pabst aus und seine gute Vermittelung in Rom, auch anderweit, weisär Seine Majestät ihre gegenseitige Willfährigkeit versichern.

Die Fortsetzung künftig.

vor Ich gab mir wie er die größte Mühe einen neuen Wald anzulegen, und samlete mir dadurch in nunmehr 45 Jahren eine gute Erfahrung. Vor etwa zwanzig Jahren that ich einer Erbschaft wegen eine Reise nach Schweden. Man merkte an mir eine gewisse Aufmerksamkeit auf die *Öconomie*, und diese schaffte mir den Zugang zu den ansehnlichsten Landgütern. Wie viel sand ich aber erst hier zu lernen! Meine empirische Kenntniß, der ich eine Riesengroße zugetrauet hatte, wurde auf einmal zum Zwerge. Unter diesen großen Meistern der Werthschaft gingen mir die Augen auf, und ich schäzte daher Ihre Blüthenete ihre hoch, weil sie mir wie eine geborne Schwedin in deutscher Mundart vorkommt. Ich nehme mir also die Ehre, Ihnen, Mein Herr meine Wahrnehmungen an der Tanne, Fichte und Kiefer zu zuschicken. Vielleicht sind sie der Aufnahme in Ihre Blätter so würdig als eine Baurenbanfank. Die Versuche haben desto mehr Zuverlässigkeit, je öfterer sie durch meine Hände gegangen.

Diese drey Arten des Tangel, oder Nadelholzes gehören in die 2ste Classe der Blüthenlehre, weil die Männchen an einem eignen Orte, und die Weibchen auch an einem besondern Orte, doch auf einem und ebendieselben Baum wohnen. Alle Männchen sind zusammen gewachsen. Sie haben solche recht cloßstiehet. Können Sie

nun merken, daß ich in Schweden gewesen? Sehen sie aber nun den Unterscheid!

Die Tanne, welche in unsern Ländern gemeinlich die Gräne heißet, wird vor ihrem dreißigsten Jahr nicht fähig, Samen zu tragen. Das Männchen kommt erst in diesem Jahre im Monat May hervor, wie ein klein grünes und rothes Käßchen. Einige Wochen nachher thun sich diese Käßchen mit ihren kleinen Schuppen auf, und stauben bey ihrer Reife ein gelbes Mehl aus, welches die Deutschen *Mayn* nennen. Dieser seine Staub, welcher der männliche Samen ist, mache die Weibchen fruchtbar. Die Weibchen, die wie ein klein aufwärts stehend graues Knöpfchen aussehn, werden daselbe Jahr mehr sonderlich groß. Im May aber des folgenden Jahrs wachsen sie schneller und werden zu grünen Zapfen, die unter jeder Schuppe 2 weiße spitzige Blüten haben und sich gegen den Herbst braun, färben und verstein. Diese Zapfen oder Nüsse der Tanne brauchen siebenzehn Monat, oder nach Beschaffenheit der Witterung anderthalb Jahr zu ihrer Zeitigung. Das bestügelte Samenkorn fliehet aus den von oben an aufgeborsinten Tannenzapfen heraus, und ist nach einer weilen Einrichtung der Natur mit einem Lerpentin und öliche dem Saft versehen, damit es in der Kälte

Kälte des Winters ausdauern könne. Diese Zeitigkeit verzehret sich nach und nach, und ist im Frühjahr fähig zu weichen und zu keimen. Würde aber der Samen im Frühjahr herunter fallen, so würde nicht nur sein Del in der Sonne vererdnen, sondern wenn es in keimen solte, das junge jarze Pflänzchen die Strenge der Kälte nicht aushalten, und unter der Last des Schnees zerdrückt werden.

So bald also das Samenkorn sich im Frühjahr erweicht, so kommt es auch in die Milch. Diese gerinnet bald. Davon zerplatzt die Hülse, die Keime sohn die Erde und befestigen ihre Herz- und Nebenwurzeln. Noch daselbe Jahr zeigt sich ein artig grünes Stämmchen, doch zwar seine Nadeln noch unter der Hülse hat, wie die mehresten Gartengewächse aufzukommen pflegen, aber doch schon oben unter den ersten Nadeln einen kleinen Bart von fünf Nadeln trägt. Die Hülse bleibt noch eine kleine Zeit wie ein Regendach, und wenn sie abspringt, zeigen sich gemeinlich 5 frische grüne Nadeln, die sich nach und nach ausbreiten. Der ganze fünfzige Baum ist alodenn noch keinen Zoll hoch.

Im andern Jahre wächst die junge Pflanze etwas einen Zoll höher. Sie behält die ersten Nadeln bey, und bekommt, so hoch sie ist, rund umher kleine frische Nadeln, die alle einzeln, und nicht, wie bey der Fichte,

zwey oder mehrere aus einer Scheide wachsen. Im dritten Jahre ist ihre Höhe ebenfalls nur einen Zoll länger, das Stämmchen aber stärker, und zeigt an dem Gipfel ein Aestchen. Im vierten Jahre komt noch ein Aestchen zur Besellschaft, das Stämmchen wird höher und stärker, und wenn es das fünfte Jahr überstanden, so treibe es recht schnell in die Höhe. Die Jahrwachse zeigen sich alodenn merklicher, die Aeste vermehren sich, und man kan nach den Aesten und nach denen unterwärts befindlichen Knoten das Alter eines jungen Baums so gut ausrechnen, als nach den innerndigen Ringen, die von Jahr zu Jahr sich durch den Saft aufsetzen und den Baum verstärken.

Die jugendliche Schale der Tanne ist zart und glatt. Sie muß sich aber, wenn der Baum in die Dicke wächst, stark ausdehnen, davon sie berstet und Schuppen und Risse bekommt. Nun hat der junge Stamm ein doppelt Wachsthum. Gegen den Herbst werden von Stamm heraus die Nadeln von Jahr zu Jahr gelb, und fallen auch zwischen den Aesten ab. Nach und nach sterben auch die untersten Aeste ab, und bey gutem Boden kan sich der Stamm in einem Alter von etliche zwanzig Jahren von seinen unnörthigen Aesten reinigen. Alodenn schließt er recht merklich auf,

wird Bispelreich und schön schaffig. Zu einem tüchtigen Baustamm werden etliche hiebig bis achtzig Jahre erfordert. Man findet auch Tannen, die über 200 Jahre alt geworden. Solche muß man todt schlagen, denn der Same ist nicht mehr fruchtbar, und am Holze selbst sieht nichts mehr zu gewinnen.

Ich habe wol fünferley Arten derselben wahrgenommen. Eine Art wächst hoch, eine andre wird kurzstämmig. Bey einer Sorte ist die Rinde roth, bey der andern röthlich, und noch bey einer dritten fast aschgrau. Einige haben am Stamm und oben Nessel, sind aber in der Mitten kahl, andre sind von unten bis oben mit Nessel versehen. In Schweden wies man mir etliche Tannen mit dreyen Nadeln. Man hielt sie daselbst für Zwitler, die von einer Tanne und Fichte gezeugt wären.

Da haben Sie also den trefflichsten harzigen Baum, der für die Nordländer einen Balsam giebt, und durch solchen sich immer grün erhält. Er läßt sich auch am schwersten säen, weil seine langen Wurzeln ein etwas feuchtes und lockeres Land erfordern. Doch muß der Boden nicht naß oder sunftig seyn, wol aber stark, schwarz, kühl und mit etwas Sand untermischt. Die Tanne beschützt mit ihrer balsamischen Decke des Winters die Gartengewächse, und giebt jung

und zerhackt unsern Zimmern und Vorhäusern außer dem grünen Ansehen einen lieblichen Geruch. Ein junger Baum thut uns die Dienste einer Eporethe. Das Tannenholz ist leicht, weißlich, zu musicalischen Instrumenten bequem, richtet sich aber nach dem Wetter, faulert gern unter freyem Himmel und prokelt im Feuer. Die Nessel sind gut zu Tonnenbänden. Die Lapländer, sagte mir ein Freund, machen sich aus den Wurzeln Stricke, Körbe und die Boote, die sie auf dem Kopfe bey ihren Reiten von einem Strom zum andern, oder längst dem Wasserfällen vorbestragen. Der Spirritus aus den zarten Zweigen kost manchmal ins Ungarische Wosser. Die Tannenzapfen bestehen aus acht rund den Reihen. In jeder Reihe befinden sich 20 bis 23 Schuppen. Unter jeder Schuppe liegen zween Blüten, folglich enthält der ganze Tannenzapfen so viel Samenkörner als Tage im Jahre sind. Sie werden mit ihren Samen eine Speise der Eichhörnner, der Krümmige oder Kreuzschwabel, auch wol der Nachschmetterlinge, die ihrer großen Augen wegen das Tageslicht nicht so, wie andere Sommervögel vertragen können. So viel von der Tanne.

Ich komme nun auf die Fichte. Diese kan schon in ihren zwanzigsten Jahr fruchttragend werden, ja in guten Boden noch eher. Sie nimmet allerley Erde vorlieb, doch wird sie im

im guten Boden vorzüglich, dauerhaftiger und mastiger.

Im May wächst die Männliche Blüthe ganz einzeln zwischen den Nadeln heraus in Größe einer Bohne, und ist röthlich gefärbet. Sie hat ebenfalls einen vierblättrigen Kelch, keine Blumenblätter und ist zusammen gewachsen mit vielen Männchen. Nach 14 Tagen geschieht die Bestäubung. Das Weibchen ist auf diesem Baum sehr zahlreich. Zu die aufersten Ende der Nessel setzen sich gemeinlich die kleinen Knospen an. Im folgenden Jahr aber formirt sich der Fichtenzapfen erst sichtbar. Er bekommt eine schöne röthliche Farbe, hänger sich abwärts, färbt sich allmählig grün mit angenehmen torphen Flecken, wird endlich gelb und gegen den Herbst braun. Seine Gestalt ist viel ovaler länglich runder und spitziger als ein Zapfen der Tanne, welcher letzte oben etwas platter und folbig ist. Die Frucht, oder der Zapfen wird erst im dem October reif; die Samenkörner aber bleiben noch verschlossen, denn sie brauchen zu ihrer Reizung sieben Vierteljahr. Im März des folgenden Jahrs bersten die Zapfen, doch pflegen auch wol die schwersten Samenkörner im Februar auszufallen. Das Samenorn ist gleichfalls mit Flügeln versehen. Diese Flügel habe keine Einschnitte, wie am Tannensamen, sondern gehen ründlich zu, wie bey den gemeinen Fich-

gen. Sie helfen aber das Samenorn etwas weiter ab und nach der Erde bergleiten. Dies wird durch die Feuchtigkeit des Bodens erwirkt und von der Sonne gewärmet. Die Nadeln greifen die Erde, theilen sich in viel kleine Wurzeln, die nur flach und nicht tief gehen, treiben aber keine Herzwurzel.

Begegn den Sommer treibt es ein grünes Stämmchen kaum einen Zoll hoch, meist mit neun Nadeln, auf welchen die Hülse noch eine Zeit bleibet bis sie abgetrieben wird. Im andern Jahre bekommt der neue Bispel viel kleine flachliche Nadeln. Im dritten Jahre treibt sie ein Nestchen, im vierten und fünften gehe sie merklich in die Höhe, denn sie wächst schleunig und treibet vom Jahr zu Jahr überaus hohe Sommerlatten.

Mit der Berechnung ihres Alters hat es gleiche Bewandniß, wie bey der Tanne. Die junge Fichte, die ihren Wuchs ansehnlicher in die Höhe als Dicke forttreiber, verliert meist gegen das Frühjahr einige alte Nadeln; die unteren Nessel stehen nach und nach ab; sie reiniget sich von 11ten bis ins 20ste Jahr am besten, und bekommt nachher mehr Kräfte, sich auf den Schopf zu legen. Eine Fichte ist ein kränklicher Baum, und wird bald ungesund, wenn sie zu frühzeitig geporzet worden. Willig solte das

Harzscharen nicht eher vorgekommen werden, bis sie wenigstens einen Durchmesser von 1 1/2 Zoll hätte. Wer kein ander Bauholz hat, sollte das Harzscharen von Rechts wegen unterwegens lassen. Es ist nur an den Bäumen zu erlauben, die man zum Feuer verdammet hat. Sie ist wegen ihrer flachschendenden Wurzeln der Verdorrung und den Sturmwinden unterworfen; und verliert sie ihre kleinen Nahrungswurzeln dadurch: so macht sich das Vertrübnen bald im Gipfel sichtbar. Das Alter von 70, 80 bis 100 Jahr möchte zu ihrem Gebrauch das beste seyn. Die einen matten und rothstrahligen Kern hat, ist so gut wie eine verfaulte. Da diese Bäume viel Patienten in ihrer Gesellschaft haben, so ist es kein Wunder, wenn man eine Menge faulen Samen samlet. Der weder keimet noch aufgehet. Die beste und höchste Gattung der Fichte ist der Kienbaum, den ich ihnen gleich beschreiben will.

Die Kiefer, oder die Föhre, der Kienbaum liebet einen kühlen Boden. In einer heißen Sanderde wird sie knorzig brandsteeig, und büßt an ihrer Höhe ein. Sie kommt auch in guten und fetten Grunde fort, wenn er mit etwas Sand vermischet worden. In solchem Erdreich treibet sie eine gar majestätische Höhe.

Im sechzehnden, ja schon im zwölften Jahre ist sie zum Samen-

tragen fähig. Ob dieser Samen gleich von jungen Stämmen ist, so ist er, wenn er anders reif geworden, so fruchtbar, wie von ältern Kiefern. Im May zeigen sich die Männchen an der neuen Sommerlatte in einem Linsen ähnlichen soft den Samenknospen gleich gedemten weichen und gelben Knötchen mit tothen Verzerrungen, welche ihr Leben in 14 Tagen endigen, und als ein gelbes Mehl zerstauben. Der befruchtete Samenzapfen sisset an der neuen Sommerlatte als ein roth klein Knospigen, das bis im Junius aufwärts stohet, hernach sich unterwärts senket, und grau wird, aber erst nach einem Jahre die Größe einer kleinen Bohne erlanget. In dem folgenden May wächst es schneller, wird gehörig groß, färbet sich grün, und gegen den Herbst geräthlich. Im October ist zwar der Samen reif, der Zapfen ist aber noch verschlossen und bibt in der Winterlatte fest. So bald aber die Sonne höher kommt, bewege sie mit ihrer lauen Witterung im Aprill den Zapfen zum Aufspringen. Der aufgesprungene Kieferzapfen ist nach unten zu breiter als oben; Seine Farbe hingegen blaßgrau mit braunlichen Streifen. Der Größe nach ist er der kürzeste und kleinste.

Dieser Samen erfordert also von seinem Ursprung bis zum Ausflug drey und zwanzig Monat, oder fast zwey Jahr. Das ist die Ursache,

fache, daß man im May dreyerley Zapfen auf der Kiefer finden kan, nemlich die alten ausgelegene die mittlern oder jährigen, und die iungen Knospen. Das beflügelte Samenfort streichet nach der Erde, faßt schnell Wurzel, vervielfältiget solche, und ziehet nachdem der Boden ist, entweder eine Herzwurzel, oder nur eine Pfahlwurzel, die übrigen laufen meist frische in der Erde fort.

Ihr Wachsthum ist anfänglich kaum zu merken. Die Hülse hält sich vor den andern am längsten, und nur späte, wenn sie abgetrieben ist, erblicket man vier oder fünf, auch wohl sechs emporstehende Nadeln die länger sind, als die Nadeln der vorigen Baume. Im andern Jahre wächst sie munter, im dritten zeigen sich Aestchen, im sechsten wird der Trieb heftiger und die Nadeln ansehnlich lang. Sie ist bey Beleidigung der Eohale nicht unempfindlich, weil das Wind die jungen Kiefern gerne abfressen und abschreien mag. Sie kan aber ihres Zettes wegen, das sie gefund und dauerhaft macht, was rechts aushalten. Je dich er die Kiefern stehen, je eher reinigen sie sich, und wachsen stärker in Eohale. Wo ein Nadel abgefallen da wächst keine andre. Sie reinigen sich gegen das zwanzigste Jahr und wachsen bis in das vierzigste in die Höhe, nach diesem legen sie sich merklicher auf die Stärke.

Bei diesen beyden legen Bäumen kan man am leichtesten merken, wie ihnen die Lüftung schade. Sie haben ein mattes Grün, und machen daher die Wälder nicht so angenehm und lustig wie die Tanne. Die Kiefer ins besondere bringt ihr Leben auf 200 bis 300 Jahre. Man hat mir in Schweden einige gewiesen, die auf 400 Jahr alt geworden. Ihr Holz ist hart, leicht, gut zu Brechern, zu Betten, zu Balken, zu Tischchen, zu Schapfen, zu Hopfenstangen, zum Täfeln, und hauptsächlich zu Masten. Die Bauern machen sich ihren Vergel davon, und aus der fetten Wurzel des Nachts Feuer. Die Kohlen nutzen den Metallarbeitern, Gold, und Silbergeschmelzen. Die Eohale schmect den ledern Durfschen wol. Arme Leute brauchen die dünne Rinde im Brote, welche auch den Schweinen gegeben wird. Die iungen Sprößlinge sind gut wieder den Echarbock. Das kleine Gemächse auf Bergen und Sümpfen wird so hart wie Burbaum. Die Zapfen sollen dis Holz zu Bogen, Schiitensolen und zu ihren Schiitenschuhen brauchen.

Der Lerchenbaum, der ebenfals eine Art Fichten ist, nur daß er binnere Nadeln hat, die Püschelweise aus einer Knospe wachsen, ist nur in den südlichen Ergenden Deutschlands bekannt. Wir bekommen von ihm den Lerchenschwamm.

Noch

Nach habe ich in Schweden ein Nadelholz gesehen, das sie Id und in Westgöthland Bartlind, wie auch auf deutsch den Tarbaum oder Ebenbaum heißen. Er hat auch zusammengewachsne Männchen, gehört aber in die 22te Classe, wo die Männchen einen eigenen Baum, und die Weibchen auch einen eignen Baum anemachen. Er liebet die Strandgegenden. Der weibliche Baum trägt eine oben und unten offene Beere mit einer Kerne, die von süßlichen Geschmack ist. Die Beeren laiven, und der gemeine Mann führet das Holz bey sich wieder das Behren. Der Tarbaum hat eine angenehme und lebhafte grüne Farbe, und verdienet einen Platz in den Lustgärten. Die Beeren, welche den Samen wie mit

einer Vorhaut bedecken, werden erst in zwey Jahren reif. Das Holz ist dunkelroth, adrigt, hart, glatt, und dienlich zu Wagnochsen, Schäften, Bogen, Bechern und Löffeln. Da es so gar in Smoland, Schonen, und Vahus wächst, so würde sich ja auch in diesem Land finden. Belieben Sie, Mein Herr, daruoch doch sich weiter zu erkundigen.

Leute, welche die Reichthümer der Natur besitzen, bekümmern sich wenig um die göttliche Meisterstücke. Sie legen Art und Feuer an ihren Wald, und bedenken nicht, wie viel er Zeit wegnimmt, um das zu werden, was er ist. Wenn werden diese Werdhasen bey uns aufhören, für welche schon viele Länder büßen? Ich bin mit Hochachtung,

Mein Herr

Rußisch Liefland

den 1sten Mey 1766.

Ihr Diener

Ewald v. Holznadel.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Beschäftigung eines halbseptischen Philosophen mit
den Beweisen für das Daseyn Gottes.

Da die Wahrheit, daß ein Gott sey, einer der wichtigsten Lehrsätze unsers ganzen Wissens ist, und auch an der Spitze aller Religionen-Erfenntnisse steht: so haben die Gelehrten nicht unrecht gethan, daß sie in der Beweiskung dieses Lehrpunktes allen Fleiß angewandt haben. Ich meine nicht deswegen,

als ob den Christen die Philosophen erst dies noch beweisen müßten;

sondern weil, da man tausend andre Dinge zu beweisen suchet, es auch billig ist, daß man sich bemühe, das Daseyn Gottes zu beweisen. Es ist daher keine Beweisquelle geblieben, in welcher man nicht Gründe für das Daseyn Gottes gesucht hätte. Es ist fast keine Wissenschaft, welche dazu nicht Stoff hergegeben; und da das Reich der Natur die offenbarsten und deutlichsten Gründe zur Erkenntniß des Schöpfers in sich enthält; so hat in diesem Reiche jedes Geschöpf von dem ungeheuren Sonnenkörper bis zur metaphysischen

Monade, von dem riesigten Elephanten bis zum Wurm, den ein Microscop, das sieben und zwanzig Millionenmal vergrößert, nur in der Größe eines Gerstenkorns darstellt; von der Wolkenhohen Cedar bis zum Gras, das den Stier ernähret, der Mensch und jeder Theil an dem Menschen, Weltweisen, Aerzten und Dichtern Kennzeichen dargeboten, das höchste Wesen, welches der Urheber von allem ist, zu entdecken. Oft hat mancher Schriftsteller einen gelehrten Einsall dadurch orthodor zu machen gesucht, daß er einen Beweis für die Wirklichkeit Gottes herausgedrehet, so wie der ehrsüchtige Mauperius in seinem Grundsatze von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper, den einzigen bündigen Beweis für die Existenz Gottes finden wollte. Was Wunder, daß Athanasius Kircher tausend und einige hundert Beweise hat aufhauen können, davon die allermeisten, wie leicht zu erachten ist, so sehr mit einander übereinkommen werden, daß

ist nur der Name verändert worden. Dennoch den meisten Beweisen haben die Weltweisen sowohl als der Gottesläugner Zweifel entgegen gesetzt; und auch derjenige, der von den Philosophen für den triftigsten gehalten wird, ich meine den aus der Zufälligkeit der Welt hergenommene, ist nicht ein so starker Pfeil, der besiegen könne. Gimmter hat in einem besondern Buche alle Beweise für die Wirklichkeit und Einheit Gottes vor Gericht gezogen, und dennoch selbst schlecht bewiesen. Ist es nicht wunderbar, daß von einer besten Sache der Beweis milder vest ist; und daß ein Satz, dessen Wahrheit durch alle unsre Sinne dringet, der Enthusiast so oft widerstanden habe? Aber eben deswegen, weil die Wahrheit, daß ein Gott sey, unserm Verstande schon vorher gewiß und unteugbar ist; geschähe es, daß wir auch von mangethastn Beweisen überzeugt werden, und wir die Unvollkommenheiten an ihnen unbemerkt lassen. Nur wenn man die Fassung eines solchen forschenden Zweiflers annimmt, den Satz gleichsam vergißt und sich ganz mit der Prüfung der Beweise beschäftigt, fallen ihre Mängel in unsre Blicke. So ist mir zuerst gegangen, wenn ich den vielen Beweisen der Weltweisen von jener wichtigen Wahrheit nachdachte, daß sich Zweifel gegen dieselbe in meinem Gemüthe empörten. Und da Vernünftige Zweifel zur Wahrheit führen können, so hat es mir gedruckt, daß

es ihr vielleicht zur Beförderung gereichen würde, wenn ich meine Gedanken bekannt machte.

Die meisten Weltweisen sängen mit einem so genannten Beweise a priori an, den ihnen Des Cartes vorgebicthet hat: aber es ist mir vorgekommen, daß es vergeblich sey, in der letzte vom Daseyn Gottes mit einem solchen Beweise seinen Verstand zu ermüden. Ein Beweis a priori ist ein Beweis, da man den Begriff von der Sache zum Grunde legt; und aus einem solchen Begriffe leitet man die Wirklichkeit Gottes her. Was für eine Schlußart? aus dem bloß angenommenen Begriff einer Sache ihre Wirklichkeit. Kann wohl aus einem Begriff etwas anders geböhren werden als begriffartiges? Der Begriff kan möglichen seyn, ist denn die Sache deswegen schon wirklich? Man nimmet den Begriff von Gott an, er sey das allervollkommenste Wesen. Aber wie ist man von diesem Begriff vertheert? Man beruft sich vielleicht darauf, daß man von undenklichen Zeiten mit dem Wort Gott den Begriff des allervollkommensten Wesens zusammengebracht habe; das heißt aber nicht philosophiren, wenn man etwas annimmt, weil es seit undenklichen Zeiten für wahr gehalten: Und wenn man den Begriff des allervollkommensten Wesens annähme, wie schließt man weiter? Mit dem Wort Gott verbindet man den Begriff des vollkommensten Wesens, das ist, wie stellen

stellen uns ein allervollkommenstes Wesen vor — und dies wird auch die Vollkommenheit haben, daß es vorhanden sey, weil wir es uns als das allervollkommenste vorstellen. Ein jeder sieht: Man schließt hier von Vorstellung auf Etwas Wirkliches; man spielt mit dem Wort: Vollkommenheit, wenn man die Existenz oder das Seyn auch eine Vollkommenheit nennet; denn eine Sache gewinnt durch das wirklich werden nicht in der That, sondern nur in unsern Gedanken eine Vollkommenheit mehr, als sie vorher hatte; und im Grunde bleibt dies übrig: wenn das allervollkommenste Wesen wirklich ist, so wird es auch die Existenz als eine Vollkommenheit besitzen. Ich gebe es zu, daß ein allervollkommenstes Wesen, oder ein Wesen, das alle Vollkommenheiten besitzt, möglich sey, d. i. keinen Widerspruch enthalte. Denn man hat den inneren Widerspruch schon weggeräumt, wenn man behauptet nur alle diejenigen Vollkommenheiten zusammensetzet, die sich nicht widersprechen. Einen äußeren Widerspruch heget ein solches Wesen auch nicht, weil die vorhandenen Dinge der Welt nicht zuwider sind, daß es ein allervollkommenstes Ding gebe: vielmehr erlauben jene uns den Schluß, daß, da schon vollkommene Dinge existiren, auch wohl ein allervollkommenstes Ding existiren könne. Aber daß das allervollkommenste Wesen, welches wir bei diesem Beweise im Sinne haben, wirklich sey, folgt noch nicht aus

der Möglichkeit eines allervollkommensten Wesens. Wollen wir jemanden beweisen, daß ein Ding existire, so wird niemand zuweisen seyn; wenn man ihn auf den Begriff des Dinges führet, wenn man ihm die Möglichkeit darthut; sondern er wird entweder Erfahrung oder Zeugnisse oder andre Gründe fordern, die von seiner Wirklichkeit einen Beweis ablegen. Er wird verlangen, daß man zu ihm sage: Ich habe es selbst gesehen oder gehört; oder der glaubwürdige Cajus hat die Erfahrung gehabt; oder dieser Ursachen wegen ist es nicht anders möglich, als daß es da sey, daraus entsteht ein Beweis a posteriori. Wenigstens wird der Beweis a priori, wenn er auch noch sollte erunden werden, nicht deutlich und einleuchtend seyn.

Ein wichtiger Beweis der Wahrheit, daß ein Gott sey, wird aus der Zufälligkeit der Welt hergenommen. Man schließt: die Welt ist zufällig, und hat die Wirklichkeit daher nicht in sich, sondern in einem andern, und zwar einem notwendigen Wesen, welches Gott ist. Ich will nicht des öfters wiederholen, was wider diesen Beweis eingewandt worden, sondern nur einige Gedanken darüber austreuen. Die Welt ist zufällig, und Gott ist notwendig. Was ist zufällig was notwendig? denn dies sind Ausdrücke, an welchen die Weltweisen ihre Beweise so oft hängen. Wir wollen von der Erklärung des Wortes: Nothwendig,

anfangen, welches öfterer vorkommt. Etwas heißt nothwendig überhaupt, wenn es nicht möglich ist, daß es nicht sey; insbesondere, wenn es nicht anders seyn kann. Zufällig wird also heißen, was auch nicht seyn oder anders seyn kann. Ich gebe zu, daß die Welt auch nicht seyn, auch anders seyn könne, folglich zufällig sey: aber wie folgt daraus schon, daß die Welt, weil sie zufällig ist, nicht in sich, sondern in einem andern die Wirklichkeit habe. Der Herrherr von Wolff stützt sich auf den Satz des zureichenden Grundes, welcher viele Bedeutungen und doch keinen richtigen Beweis hat. Doct. Crusius beruft sich auf das nothwendige Denken dieses Satzes. Der Juristrecht Reinhard in einer lateinischen Schrift bezieht sich auf die allgemeine Empfindung. Prof. Basedow sieht es als einen Erfahrungssatz an, und wer Lust hat, ein Atheist zu seyn, wird durch die letzten drei Männer nicht befriedigt werden. Er wird sagen: Es sey, daß ihr das Nichtseyn der Welt denken könnt, und auch, als Romandichter, andre Welten vorstellte, zur Erhärtung, daß die Welt anders seyn könne. Aber genug! Einmal ward sie, und sie ward, wie sie jetzt ist. Wiederleget, daß die Welt nicht durch sich selbst habe werden können. Der Weltweise spricht: Ein zufälliges Ding kan nicht durch sich selbst seyn, denn sonst existirte es nothwendig: aber wie ist wiederum der letzte Satz in dem ersten

gegründet? Es bleibt noch zu beweisen übrig, daß nur ein nothwendiges Wesen, dessen Gegentheil nicht zu denken ist, durch sich selbst existire. Diese Einwürfe brachten mich nicht selten auf die Frage was denn für ein Grund mich bewege, einen Gott anzunehmen, weil ich doch von seinem Daseyn überzeugt wäre. Wir geben zu weilen einigen sehr klugen Verfall, dunkler Gründe wegen, die in unsrer Seele vorhanden sind; und es ist alsdenn möglich, dieselben zu erforschen und sie aus dem Dunkel ans Licht zu heben. Beym bloßen Gefühl in philosophischen Sätzen stehen zu bleiben, ist betrübend, und überzeugt andre nicht: aber durch dieses Gefühl zur Untersuchung fortzugehen ist ein brauchbares Mittel, zu manchen Einsichten zu gelangen. Meinem Gefühl nach alaude ich, daß kein Satz von der Existenz Gottes so überzeugend sey, als derjenige: Die Welt kann nicht durch sich seyn. Ist dieser Satz falsch, und kan die Welt durch sich selbst seyn; so ist kein Wort nöthig: aber wenn die Welt nicht durch sich selbst ist, so müssen wir ein Wesen annehmen, das sie zur Wirklichkeit gebracht hat, und zu diesem Geschäfte mit nöthigen Vollkommenheiten versehen ist. Man wird finden, daß die Theilhaber der wirklichen Atheisten den Satz zum Grunde haben: die Welt könne durch sich selbst seyn. Dieses Volkwerk ist also zu stürzen und die Existenz Gottes siehet feste. Aber sollte jemand so

schwer

schwer seyn? In der Welt finden wir zweyerley Dinge von Wichtigkeit; Körper, die aus einfachen Theilen bestehen und Geister. Sollen die Körper durch sich selbst seyn: so müssen ihre Theile sowohl als sie selbst im ganzen durch sich selbst seyn: denn das ist ohne Widerspruch ein vernünftiges Wesen, das keinem andern die Entstehung zu verdanken hat, sondern durch sich selbst ist. Aber die größten Vollkommenheiten, die man vernünftigen könnte, werden wir an den Körpern nicht gewahr. Vielmehr haben sie für sich selbst von ihrer künstlichen Einrichtung keinen eigenen Nutzen und Nutzen, sondern dienen nur den belebten und vernünftigen Wesen. Ferner, da die unzähligen Körper der Welt untereinander ein so vorrechtlich und bewundernswürdig ordentliches Ganze ausmachen; so muß ein jeder Theil eine Einsicht und Erkenntniß vom ganzen System haben, damit er sich zu dem andern an dem rechten Orte habe zusammensügen können, so sie müssen den harmonischen Trieb in sich gehegt haben, nach dieser Erkenntniß und nach diesen Gesetzen untereinander ein Ganzes auszumachen. Allein an den Weltkörpern werden weder geistige Erkenntniß noch Triebe wahrgenommen. Und diese ordentliche Zusammenfügung einem blinden Ohngefähr zu überlassen, haben schon die Heiden als ungeeignet erkannt. Endlich, da sich die Körper selbst zu einander müssen bewegen ha-

ben, so müßten sie eine Kraft besitzen, sich selbst in Bewegung zu setzen. Diesem ist die Erfahrung zuwider, indem, wenn ein Körper bewegt werden soll, allemal eine äußere Ursache davon zu erkennen bleibet. Die Körper der Welt können also nicht durch sich selbst seyn; daher muß Etwas seyn, das Verstand hatte, das ganze System zu übersehen, damit ieder Körper an seine Stelle gesetzt würde, und Macht befässe, sie zu erschaffen, an ihren Plage zu ordnen, in Bewegung zu bringen, so daß sie jetzt nach festgestellten Gesetzen in ihren Gleisen bewegen. Vielleicht sind die Geister durch sich selbst: Derjenige, der durch sich selbst ist, wird ein Bewußtseyn, haben, daß er die große Vollkommenheit besitze und durch sich selbst sey. Aber wir haben dieses nicht, und was von uns gilt, können wir sicher auch von andern schief seyn, die nicht außerordentlich größere Vollkommenheiten als wir haben. Man kan auch mir Recht fragen; wenn ehemals die Dinge der Welt durch sich selbst entstanden, warum denn jetzt nichts durch sich selbst entstehe, da doch die Dinge der Welt ehemals nicht mehrere Vollkommenheiten als jetzt hatten. Was jetzt geschieht, daß jedes von andern entstehe, muß auch ehemals gewesen seyn. Entstanden die Menschen, die vor uns lebten, durch sich selbst, warum waren sie denn auch nicht im Stande, ihr Leben auch so lange fortzusetzen, als sie wollten, da sie Macht

§ 3

hatten,

hatten, es von selbst anzufangen? Sollte indessen doch jemand von den Lebenden den hohen Geist haben, zu glauben, daß er durch sich wäre; so würde er, durch den Einigen Gedanken des Unvermögens, der sich gleich nach seiner Entstehung auflöst, bald die stolzen Flügel sinken lassen. So einseitig natürliche Dinge waren, als Legende zu ihnen kam: so schrieben sie doch die Entstehung des Himmels, der Erde und des Wassers nicht ihnen selbst zu, sondern antworteten, als sie darum gefragt wurden: Es werde ein Grönländer gewesen seyn, der sie gemacht hätte. Aber woher war denn dieser Grönländer? Ging die Reihe der lebenden Grönländer ohne Aufhören in die Höhe fort?

Wohrne in unserer Seele natürliche Ideen von der Erkenntniß Gottes eingehüllt liegen, wie einige Weltweisen meinen; so gehört gewiß der Satz mit dazu: Eine Reihe von auf einanderfolgenden Dingen kan nicht ins Unendliche fortgehen. Das innere Gefühl von der Wahrheit dieses Satzes und das unwillkürliche Widerstreben gegen sein Gegentheil ist stärker, als andre Gründe, welche die Weltweisen dafür gesucht haben. Es fällt uns allemal ein, daß eine Kette, so lang sie ist, doch einen Anfang habe. Wir werden allemal sagen: Irgend wo muß man doch stehen bleiben können. Soll indessen ein Beweis davon gegeben werden; so wäre es zuerst dieser allgemeine;

Würde eine Reihe von auf einander folgenden Dingen ins Unendliche fortgehen; so müßte sie durch sich selbst seyn, weil sie keine Entstehungsursache hätte; aber da die ganze Reihe nicht auf einmal existirt, sondern aus auf einander folgenden Ursachen und Wirkungen besteht; so ist auch die ganze Reihe nicht durch sich selbst, sondern nur eines oder einige Glieder dieser Reihe, die entferntesten vom untersten Ende, sind durch sich selbst. Werden diese Glieder der Reihe nicht von ganz andrer Natur, als alle andre seyn müssen, weil sie keinen Urheber brauchen? Werden sie nicht erhabne und vollkommne Wesen seyn? Betrachten wir die Reihen in der Welt, so sind vornehmlich zwö, eine Reihe von Bewegungen und eine Reihe von Abstammungen. Die Bewegungen müssen als Wirkungen doch eine Ursache haben, die den Körpern die Bewegung gab; sowie alle Wirkungen von einer Ursache zeugen; und alsdenn gehen sie nur bis zu der Ursache und nicht ins Unendliche fort. Die Abstammungen können gleichfalls nicht ins Unendliche fortgehen, weil in den Keitern, durch welche die Abstammungen geschehen, nicht der zureichende Grund der Fortpflanzung seyn kann. Keiner von ihnen kennt die Art und Weise der Fortpflanzung, oder die Kräfte der Seele und des Leibes; und hat sie auch nicht in seiner Gewalt. Es muß ein Wesen seyn, welches den Fortpflanzenden das Vermögen mittheilt; so sie jetzt ohne deutliche Erkenntniß anwenden.

Und

Aus diesen Betrachtungen wird leicht erhellt haben, daß das Wesen, welches Körper und Geister erschaffen, eine so herrliche Ordnung in dem ungeheuren Weltgebäude hervorgebracht, und von dem die bewundernswürdige Kraft zu den Fortpflanzungen herrühret, sehr vollkommen seyn müßte. Aber weiß der Philosoph auch, ob es das allervollkommenste Wesen sey. Die Weltweisen fügen den Satz von dem allervollkommensten Wesen entweder auf die Bewoheit, diesen Begriff anzuschmeißen; oder auf den Satz: Gott ist ein notwendiges Wesen; Er sag daher nicht anders, auch nicht größer seyn; solich ist er unendlich und allvollkommen. Trägt man wiederum, warum ist Gott ein notwendiges Wesen? so antwortet man eitelmäßig; seines vollkommenen Wesens wegen; und unser Verstand begreift weder die Natur des einen, noch des andern. Der berühmte Hollmann in Uebungen hat schon behauptet, daß aus der Vernunft die Unendlichkeit Gottes nicht könne bewiesen werden; die Vernunft erkenne nur ein Wesen, dessen Größe unbestimmt ist. Der Bea ist, den ich mir von Gott mache, ist der meinem Gedanken nach natürlich: Er ist der Urheber der Welt. Er war also, ehe Etwas war; daraus folgere ich, daß er durch sich, daß er unabhängig stehe in der Welt gleich und unanschreiblich groß sey. Ich nenne ihn auch ein notwendiges Wesen. Es ist nämlich, daß er nicht sey. Mein Grund ist zuerst, weil die Welt nicht wäre, wenn Er nicht wäre; oder mit philosophischen Ausdrücken, weil das Nichtseyn Gottes das Daseyn der Welt aufhebe. Und da wir überzeugt sind, daß er durch sich selbst sey; so muß sein Wesen von dem Vorzuge und der Erhabenheit seyn, daß, wenn wir es unreichend eifachen könnten, wir eine Unmöglichkeit seyn würden, daß er nicht

seyn sollte. Dasselbe nicht anders seyn kann, als er ist, erkenne ich, weil er als ein hohes und vollkommenes Wesen nicht die gegenseitigen Eigenschaften haben könne, als welche er wirklich hat. Auch als ein allervollkommenstes Wesen berechtigt ihn meine Vernunft. Denn Erkennen: Gott hat das allervollkommenste Daseyn und den allervollkommensten Besitz von seinen Eigenschaften. Sein Daseyn ist durch sich selbst, und was er besitzt, bezieht er durch sich selbst. Ein vollkommnes Daseyn, ein vollkommener Besitz kan nicht gedacht werden. Zum andern, da er seinen Werke, der Welt, so unzählbar viele Vollkommenheiten mitgetheilt hat; so mag sicher daraus geschlossen werden, wie vieles derjenige selbst besitzen werde, der so vieles der Welt hat geben können. Endlich ist kein Grund, daß ein Wesen, welches allen Besitz durch sich hat, nicht alle Vollkommenheiten besitzen könnte, welche einem Wesen nicht widersprechen. Die unendliche Summe (doch dieses Wort schickt sich so wenig zum Unendlichen als die Wörter, Reihe und Zahl) ist für mich unvorstellbar. Schon schwindelt mich bey der Höhe der Vollkommenheiten, die ich aus seinen Betrachtungen augenscheinlich heraushole. Es ist freilich leicht, aus dem angenommenen Begriff des allervollkommensten Wesens alle Eigenschaften Gottes nach der Reihe paraxographemäßig heraus zu süheln; aber so wie wir das hochwichtige Daseyn Gottes aus der Welt erkennen, so ist es auch richtiger, daß sie uns auch des Erschaffers Eigenschaften lehre. Und sie lehret uns dieselben gewis. Finden sich Lücken: diese ersehet die Offenbarung; denn wer weiß besser, was in Gott sey, außer der Geist Gottes, der die Offenbarung eingegeben hat.

Wenn einigen Lesern diese Speculationen zu abstract vorkommen, so erinnere

man sich, daß, wie Helvetius in seinem Discours vom Geiste sagt, es in der Metaphysik keine Wunder ohne Schleyer

gebe. Für diese eröffnet der Verfasser einige poetische Empfindungen über denselben Gegenstand:

Das Erstaunen über Gott.

Wie in der Meere Grund versunken:
Wie durch die Wolken wegerrückt
Und von dem Licht des Himmels trunken,
Denk ich mich kaum noch -- ganz entückt.
-- Kühn waag ich, zu der Sternen Menge
Mit starrebeynem Haupt zu sehn.
O weh! betäubendes Gedränge
Von Sonnen sah ich, die sich drehn?

Der Welten Summe zu erfahren,
Rief ich den Scraph; und er sprach:
Sie stehn, wie Schaaren hinter Schaaren
In Schlachten; wie im weiten Bach
Gebäuft ein Staub den andern decket;
Und wie aus eines Mannes Schooß
Tudens' fürchtbar Volk erwecket,
Durch eure Länder sich ergoß.

Wie weit, wie weit haßt du die Gränzen
Des Weltbaus, Schöpfer! ausgetreckt?
Wir sehn die ersten Reihn nur glänzen,
Das größte Heer bleibt uns verdeckt.
Im leichten Aether, ungesenket,
Schwimmt jener Körper schwer Gewicht:
Und labyrinthisch kreisend, lenket
Ihr Lauf sich doch von Ordnung nicht.

Und wer sagt's: ob nicht Welten waren,
Eh dieser, Gott den Ursprung gab?
Vielleicht sank vor fünftausend Jahren
Die tausendste schon in ihr Grab.

Er spricht: so wird das Dunkel hell:
Aus Schlamm muß eine Welt entschn.
Er wolle, so ist kaum die Stels
Von Glanz und Wunder anzusehn.

Ja groß sind deiner Hände Werke,
Gott! Wie groß mußt du selber seyn?
In Thaten wägt man sonst die Stärke,
Dir bleibt das größte Werk noch klein.
Wir schwindelt bey der Zahl der Kreise;
Bey deiner Größe sank ich hin.
Der Stolz begreif dich und beweise:
Ich schweige, weil ich irrig bin.

So mögen oft auch Engel schweigen,
Auch Anstalt staunend hingewälzt;
So werden Heilige sich beugen,
Wenn sie des Himmels Lohn verschmelzt:
Doch von der Ohnmacht aufzudehnt,
Versuche ihr Wand ein neues Ziel,
Und klage, daß bey des Schöpfers Loben
So oft der Triebe Kraft entleert.

Schick zur Tranquillung meiner Tage,
Gott! einen Strahl, der mich durchdringt,
Daß ich erst haun und schmeig und jage;
Doch drauf mir auch ein Lied gelingt.
Einst, einst, ruft um mich eine Stimme,
O läne doch dies Einst nur bald,
Da ich voll jenes Feuers glimme
Mit dem des Himmels Lob erschalt!

S.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Der Versöhnungstod Jesu Christi besungen von einem Jünglinge in Dorpat, J. M. K. L.

An den Leser!

Ich mache mir vielern Vergnü-
gen dieses Gedicht bekannt,
welches von einem funfzehnjäh-
rigen Jünglinge allhier verfertiget
worden. Ein Paar kleinere Schichte
von ihm, entdeckten mir seinen dichterischen Geist. Ich vermuthete, daß er in der höhern Dichtkunst einen Versuch mit glücklichem Erfolge würde wagen können. Ich munterte ihn dazu auf, und hier ist der Versuch der seinem glücklichen Genie Ehre macht. Ich versichere, daß dieses Gedicht seine eigene Arbeit sey, sowohl der Plan als die Ausführung. Nur in einigen Stellen habe ich eine kleine Aenderung zu machen für nöthig

erachtet. Anweisungen in der Dichtkunst hat er weder gelesen noch gehört. Kenner werden bald bemerken, daß die Klopstockische Muse ihn begeistert habe. Es ist wahr, er hat mit Entzündung gelesen, aber nicht ausgeschrieben. Ein solches seltenes Genie verdient alle Aufmerksamkeit. Ich hoffe die Leser werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses Hoffnungsollenen Jünglings, sich immer mehr zur Ehre unsers Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen. Dorpat, den 8ten des März-Monats im Jahr 1766.

Theodor Oidekop.

Sei, sey mir heilig, den Sohn im Leiden des Todes zu singen.
Tränen fließt in die Heden, die ich dem Blutigen wasche,
Liebe, die David den Sängler nach Gottes Herzen besetzten,
Wenn er einsame Nächte mit heiligen Lobliedern feyerte,
Die den erlöscheten Geist der Gottes-Propheeten entzündet,
Sah sie den Mann unsers Heils in hämmernder Zukunft am Kreuz
Liebe, die durchs Klopfeude Herz Maria erbebeten,
Da sie den sterbenden Sohn mit einer Erbärmern Schmerz sah:
Seyd mir Begleiter wenn ich zum Hügel des Bundes hinstehe,
Den Unsterblichen lode, den Schöpfer gekreuzigt zu sehen.

Blutiger Oelberg, mit Nebeln und donnernden Wolken bedeckt,
Altar, auf dem der Messias den effernden Richter versetzt:
Bald wird strömendes Blut der sterbenden Unschuld dich färben,
Und die trauernde Erde, die Gott einst donnernd verfluchte,
Segnen, versöhnen und sie zum Tempel des Ewigen weihen.

Dort kränmt Jesus als Sünder sich vor dem Richter im Staube.
Anbetungswürdige Demuth! Er trägt, ein göttlicher Bürge,
Auch im Graube noch groß, die Straffen der Kinder von Adam,
Die sie von Pole zu Pol seit der Schöpfung Morgen verschuldeten.
Jeder Seufzer, den Losen des Fluchs dem Busen erpressen,
Jede Jahr' um Erbarmung, vom Aug' des Erbärmers gemeinet,
Jeder Tropfen vom Schweiß, der blutig die Wangen herabrollt,
Jede gramvolle Miene des leidenden Schöpfers der Freuden:
Sagts den erlöseten Sündern: Der Mittler ist Gott, und die Liebe!

Meine Gedanken emfliehn, und stammend stammlet die Zunge!
Jesus, die Unschuld, fühle Straffen, die nie ein Endlicher dachte,
Blutiger Angstschweiß rollt vom blassen Besichte herunter,
Fliegende Pulse klopfen ihm Ahnungen großer Gerichte.
Bang erhebt er die Arme zum donnernden Richter zu beten,
Aber Empfindungselier fassen die Hände zurück auf sein Antlitz,

Wie,

Wie, wenn die bebende Erde sich auf einen Stenden wälzet,
Ihm ein Grab wick, und er die letzten Kräfte der Menschheit
Mit Verzweiflung und Furcht des Todes wölmet, um von sich
Die auf ihr sich kräthend stürzenden Hügel zu wälzen,
Dann die Kräfte entzückt: So laßt er noch einmal sie mächtig
Alle zusammen und ringt und stiebt in seiner Vermüzung:
So besesst mit Todesangst, unter den Schlägen des Richters
Jesus schauert, erhebt sich, und läßt seine Todesangst beten:
„Vater, und strafender Richter, wenn gleich die Donner dein Antlitz
Meinem schmachendem Auge, dein Ohr meinem Flehen verhallen.
Nenn ich dich doch mit jenem süßen Namen des Vaters,
Den mir, da ich noch bei dir war, spendend die Himmel nachsangen.
Ist ein Wurm und kein Mensch, beschwör ich dich bey dem Namen,
Wende den Reich' deines Zorns und der unetraglichen Qualen,
Vater, soll ich dein Sohn verzehrendes Feuer austrinken?
Doch, nicht mein, sondern dein, o Vater, dein Wille geschehe!
Ja, Gott, donnere Tode in meine irdischen Gebeine,
Laß mein innerstes Mark vor deinen Gerichten vertrocknen,
Leg' hierempfindene Straffen auf meine büßende Schultern:
Nur des Blutes der Menschen, Vater, Erbarmen, verschone!
Unterfüße mich Arm des Unerschlichen, wenn meine Menschheit,
Meine endliche Kraft in endlosen Qualen erlischt:
Laß mich! laß mich vollenden, das Werk der großen Erlösung,
Dass ich von Myriaden erretteter Menschen begleitert,
Einst in mein Reich zieh und ewig ihr Hallelujah empfangel!“

So steht Jesus, und sieht am Erhöhung schwachend zum Himmel.
Aber schwarze Wolken verhallen das Antlitz des Vaters.
Donner brüllen ihm zu: Verflucht seyst du Sündervertreter!
Noch erhebt sich der niedergebennere gödliche Berher
Noch zweimal wagt er es Vater! Vater! zu winseln,
Opfert sich Gott mit starkem Beschren und Angstvollen Tränen,
Ringt mit dem Tode, sähle seinen Stachel und lebet und sieget.

Wie wiew brausende Stimmen der Wellen sich nach und nach legen,
Und in den Wirbeln des Wellenraus die Sonne von neuem sich spiegelt;
So entfernte der Vater allmählig die martierenden Leiden,
Und den entkräfteten Sohn übertrabte jetzt lindernde Ruhe.
Einer der Helden des Ewig'n sprach unansprechliche Worte,
Eine geheime Stärkung für Jesu frohlichere Seele,
Und er stand auf, sah fröhlich zum Himmel, dankte dem Vater,
Eile göttlich gestärkt in neue wartende Martern.

Folge ihm gläubige Seelen auf dem Wege der Leiden!
Seht mit heiligem Jutern die Hände, die Sünder umfängen,
Die oft jammervollen Kranken und Sterbenden Leben erhalten,
Die die Säuuglinge Herzen, mit drückenden Fesseln umwunden!
Sehe den Väterlichen ruhig der Mörder Urteil ermannen!
Sehe ihn blutig, entleide, geschlagen verspottet und elend!
Sehe das glänzende Antlitz mit Speichel und Tränen bedeckt!
Sehe die heilige Scheitel mit spitzen Dornen zerstoßen!
Und den Hüften auf welchen Gott unsere Sünde gewelt hat
Wunde bey Wunde, zerfleischt, ein schmachliches Kreuz auf der Schulter!
Und, Welch ein Anblick! Sünder, die mit dem allmächtigen Haupte
Jesus vernichtete, wären sie nur nicht Wärmer des Staubes,
Wär' er nicht Sohn der Liebe, und Sohn des Vaters der Liebe,
Creuzigen ihn, die Fülle des Segens, als Fuch als Verbrecher,
Und durchbohren die nach uns ausgeretht schwachenden Arme
Und die Füsse mit Nägeln: Segen stiehet mit dem Blute,
Segen auf die Mörder, wenn sie einst wehmützig fühlen
Des Verbrechens Abscheulichkeit und Gnade erwoiseln.
Hört ihr Sünder alle, alle von Adam her Sünder,
Hört wie der Gottmensch betet, da sündhafte Brüder ihn tödten!
Stehet er nun Koche und Blut, stehet er den essfernden Vater
Um Seraphim und Engel, tausend den tausend zu schlagen?
Nein, er bittet: Vater, vergib den Mördern des Sohnes!
Unter der Finsterniß Macht verkennen sie mich den Messias,
Viele von diesen Mördern, viele der sündigen Menschen
Deren Sünden mich tödten, wird mein heiliger Donner

Mein lebendiges Wort erschüttern, zerschmelzen und beugen.
Wenn sie darn mit Bemuth und Schaam, mit Seufzern und Tränen
Am Creuz deines Sohnes hinknien, winseln und jammern;
Dann höre sie o Vater, vergieb ihnen, Vater! Erbarme!
Dann werd ich vom Creuze mit sanftem holdseligem lächeln
Ihnen die blutigen Hände reichen, ins Leben sie ziehen.

Sünder fallt nieder und betet ihn an den Abgrund der Liebe!
Eerst wenn er wiederkömmt wird die barmherzig tränende Auge
Nichterlich funkeln, die Miene des Mitleids Lode verflüchten.
Dann reist er die blutige Hand über schneide Geschöpfe,
Klagt euch an als Verbrecher und schwört bey des Ewig'n Namen:
Ihr seyd ewig verflucht, verflucht zum ewigen Lode!

Fern von Jesu Creuz steht ein verachteter Haupte
Weniger Edlen, welche voll Schmerzen Seufzer nur lispeln,
Ein ehrwürdiger Schimmer zwar vom Berzogen verdunkelt,
Aber doch heilig, stiehet um die Stirn der besten der Mütter.
Welche Feder ist fähig, ihre Empfindung zu schildern!
Keine Minute verliert ihn ihr Blick, und schneidende Schwerter
Fahren bey jedem Gedanken durch ihr offenes Herz hin,
Jede blutende Wunde des Sohnes blutet ihr doppelt,
Alles ist ihrem Geiste jetzt ein entsetzliches Chaos.
Mutter spielen die Strahlen um jene goldgelbe Scheitel
Des unschuldigen Jüngers, des Herolds der Liebe, Johannes,
Wenmüthig jähern Tränen auf seiner sorgenden Wangen,
„Da der Wusen, so lispelt er, welcher mir Gottesgedanken
Als mein Haupt daran ruhete, durch jeden Pulsschlag ins Herz gab,
Werklich erstarrt er, röthelt und schwillt und die Farbe des Todes
Lodesblässe bedeckt ihn — Segnet mich heilige Ströme
Aus feinen offenen Wänden! segnet mich brechendes Auge!
Nede Herr, dein Mund öffnet sich, ich höre dich! folgtsam!

Erst zum Vater ein Blick, denn spricht er zur sterblichen Mutter:
 „Dort ist Geliebte, dein Sohn, ein Mensch zwar, aber ein Lieblich
 „Deines sterbenden Sohnes, der jetzt zum Himmel zurückeilt.
 „Du, Johannes, mein Bruder, dem noch mein zärtliches Herz wallt,
 „Die mich mit Schmerzen gebar, übergib ich dir sterbend zur Mutter.“

Aber in welcher Gesellschaft hängt mein Jesus am Kreuze?
 Jesus in der Mitte zweier rächlosen Mörder!
 Und, erklaune Hölzer den Todes, Delberg erbebe!
 Ein verurthelter Sklave, der vor sich heulende Nächte
 Einer Ewigkeit sieht, die mit namlosen Qualen ihn drohet,
 Wo's Wogt der Unendlichkeit Vater, den Schöpfer der Hölle zu lästern?
 Jesus sieht ihn erhoben in seine knochische Augen,
 Wie verächtlich der Mensch auf den Wurm der sich sträubet, herabsieht
 Aber ein brennendes Feuer lodert im Busen des andern
 Mitleidtragigen Sünders und schmelzt ihn in eiserne Kne.
 Er fühlt, er fühlt sie die Gotttheit des von der Welt so Verächten,
 Alle geübte Verbrechen fühlt er in ihrer Größe,
 Und der Gedanke, daß er vor dem Antlitz des sterbenden Gottes
 Seine verdienten Straffen empfangt, beuget ihn doppelt.
 Noch vollschmerzlicher banger Bemühung dem Forscher der Nieren
 Diese schamrothe Wange, die furchtsame Aug zu verdecken:
 Hört er die Schmähen welche sein Wunderruiter aufsperrt,
 Und in heiligem Eifer spricht er für den schweigenden Jesus:
 „Willig leiden wir Straffen. Verdiente Nächte des Todes
 „Rauschen über die Häupter, die Gott und Gesetze verkannten,
 „Die die Stimme des Bluts der Unschuld nicht heilsam erschreckten.
 „Aber, der göttliche Mann, wenn hat er sich sträflich vergangen,
 „Hat ihn Judas nicht selbst für einen Propheten gehalten?“

Hingerissen von Wehmuth wagt dann der blöde Verführte,
 Seine tränenden Augen zum Trohne der Gnaden zu richten,
 Und sein innres Gefühl dem Gottmenschen selber zu beichten,
 Mit Schaamglühender Wange, zur Erde gepfeiften Augen,

Und leiser bebender Stimme redte der Schächer zu Jesu:
 Herr gedenke barmherzig an mich wenn du in dein Reich kommst!
 Mit jenem mächtigen Blicke, der oft Verzagende stärkte
 Sah Jesus dem Schächer am Kreuz ins erblickende Antlitz:
 Warlich, heute noch wirst du im Paradiese mit mir seyn!

Noch rollen Donner am finstern Olymp, noch tiefen die Quaaßen
 Von der geschwungenen Geißel welche den leidenden Sohn schlug.
 Und jetzt winkte Jehodah, die Erde stand still, und die Sonne
 Hüllte ihr Antlitz in Nebel, Finsterniß deckte die Flächen,
 Nächte die Thäler und blasse Dämmerung die Spitzen der Berge,
 Daß nicht die Leiden des Mitters ein Auge des Spöters erblickte.
 Kannst du entsetzlicher quälend finstre grundlose Hölle,
 Wo in tausend unendliche Wirbel der Qual und Verzweiflung,
 Das Geheul des Sturmwindes Gottesvergessene schleudert,
 Als in dem Meere von Nächten immer bänger und bänger
 Der Erlöser gequält wird, sich winder und blutet und jammert?
 Seufzer, gebrochene Worte, Stimmen der Angst und Verzweiflung
 Schallen lange drei Stunden vom Kreuz in die rauschende Nacht hin,
 Brüllende Donner mischen bisweilen sich unter die Klagen
 Unter perlschnellenden Blühen kracht die furchtbare Sonne,
 Einsam heulen Orcane: nun schweige das Gerummel der Städte,
 Und das Rauschen der Flüsse die sich nach Golgatha drängen.

Wie, wenn der blühende Knabe voll Unschuld, auf seinem Lager
 An der Seite des besten Vaters von Träumen geschreckt wird,
 Und auf dem stürmenden Meere von brausenden Wellen geschleudert,
 Seinen Mütter und Vater, der ihm die Hand reichte, verliert:
 Oder, wenn er im Traume, vom Gipfel des höchsten Gebirges
 Mit dem rollenden Gange schnell weggerissen, herabstürzt,
 Und vergeblich den Vater, der ihm nicht helfen kann, ansehret,
 Dann plötzlich erwacht, und sitzend den Vater erblicket,
 Dann mit zärtlichen Tränen ihn kindlich umhalsset und küßet,
 Und halb Wammuth halb Freude: Wo warst du, Vater? ihn anredet.

So erwachte jetzt Jesus aus den betäubenden Quälen,
 Rang seine Klagen zum Vater, die Äler hallten sie wieder:
 Gott, mein Gott, warum hastest du mich in der Hölle verlassen!

Aber der Strahl seiner Gottheit, der ihn zu verlassen schien, kam jetzt
 In die verschmachtende Menschheit zurück und mit ihm Entzücken.
 Wie in den äussersten Ländern Europens unter dem Nordpol,
 Wo ein ewiges Eis die steinerne Erde bedeckt,
 Wo die matten Strahlen der weitenlegenen Sonne,
 Wenn sie im Eise sich spiegeln, schon Freunden des Sommers erwecken:
 Wenn da die schwerbelasteten Flügel halbjähriger Mächte
 Langsam, der mächtigeren Sonne die ferne herannahet, entsinken,
 An ihre Stelle Dämmerung tritt, die Mutter des kommenden Tages:
 Wie dann die Einnomer wenn sie das Anseh der Sonne erblicken,
 Mit lauten Jubeln sie segnen, da freudiges lächeln
 Wie eine Sonne sich auf den vergnügten Gesichtern verbreitet:
 So verschleuchten die widerstehenden Strahlen der Gottheit,
 In der Seele des Mittlers die schwarzen Todesgedanken,
 Und die Bilder der Hölle, die Schrecken die ihn umringten.
 Man sah er mit lachendem Auge die Erde versöhnen;
 Und das göttliche Werk der andern Schöpfung vollenden.
 Fern entzücken sein Ohr die Hallelujah der Himmel:
 Und der lispelnde Dank der heiligen Seelen der Väter,
 Jetzt rief er der Schöpfung die Beschäft des Friedens entgegen:
 Es ist vollbracht! und die Äler, das Echo schallte sie wieder.

Aber wer naht sich dem Creuz in furchtbares Dunkel gehüllet,
 Welche moege Wehale mit mörderisch funkelnden Augen?
 Sie tritt beim Siegesthron Jesu zurück und staunt und erbebet,
 Höret der Hölle Schreul, wie ein Ueberwundener heulet,
 Sieht den Teuffel im Meere des Todes verzagen und wüten,
 Wendt sich zu fliehn, kehret wieder, steht tiefsinning stille,
 Sieht im Anseh des Mittlers Zähge der Freuden des Sieges:
 Brennet von höllischer Wuth, winkt den verzagenden Teuffeln,

Hört

Hebt den kühnernen Arm, läßt ihn stuken, doch wagt sie es wider,
 Und will den tödlichen Streich zum Haupte des Göttermenschen führen,
 Doch keine Macht des Todes raubt Jesu Christo das Leben,
 Er übergiebt es freiwillig zum Opfer dem himmlischen Vater.

„Vater, zittert darauf des Mittlers sterbende Stimmen:
 Ich befehl meinen Geist in deine barmherzige Hände!“
 Langsam verleschet das Feuer in seinen freumblichen Augen,
 Blässer werden die Lippen, blässer die lieblichen Wangen,
 Mütter sinket das Haupt auf die blutigen Schultern herunter:
 Eis wird sein Blut, nicht mehr klopfet das göttliche Herz und der Pulsschlag,
 Und — meine Seele weiaert sich, den Gedanken zu denken:
 Gott, der Unsterbliche stirbt: er neiget sein Haupt und verschleidet.

Und die Erde steht still, der Jubelchon himmlischer Sänger
 Schweiget, die Sonne wird Nacht. In untersten Tiefen der Hölle
 Brülle der Donner furchtbar: der Göttermensch stirbt! und sie heulet.
 Selbst der Tod erbebt vor seinem begangenen Morde.
 Ozeane zersprengen die Besten der Erde, sie wartet
 Wenn ihr der Richter befeilet die Mörder des Sohns zu verschlingen,
 Traurig, doch voll heil'ger Verehrung der Wink des Ewig'en,
 Strepen die Cherubim fertig mit flammenden hauenenden Schwerdtern,
 Die rebellischen Menschen tausend bey tausend zu tödten:
 Doch der Tod des göttlichen Mittlers versöhnt den Vater!
 Seht der Vorhang des Tempels zerreißt und öfnet euch Sündern
 Ganz das Heilige, welches die Priester mit Zittern betrachten:
 Mit ihm zerreißt die Handschrift unserer Sünden, die Ketten
 Des Besesses und Todes, es bricht der Grab Mossis des Reichers!

Welches ein freches Getämmel entseht in den Hügeln des Delbergs!
 Wie! verschlossene Gräber eröfnen sich, Todte erwachen
 Heilig glänzen die Schuteln, himmlisch wie Seraphen glänzen;
 lächelnd winken sie ihren jeho noch irdischen Brüdern

Hört

Ihre Eeeligkeit zu, und die Veröhnung des Vaters.
 „Und das Enthücken der Himmel über der Menschen Erlösung,
 Heil euch, heilige Lehrer! kommt in die Hürten der Sünder,
 lehret uns göttliche Dinge, warum verweilet ihr draussen?
 Aber sie lächeln, und sehen zum Himmel und glänzend entfliehen sie,
 Zeigen sich andern, verschwinden und lassen Stralen zurücke.

Noch hängt Jesus am Creuz in Mitternächtigen Dunkel,
 Hängt verlassen von seinen Freunden und Brüdern und Jüngern.
 Doch es stehen erstaunt noch einige süßbare Herzen,
 Zammern und weinen um ihn, sie schlagen zerknirscht und wehmüthig.
 An ihre schwellende Brust. Hier ruft der Hauptmann, ein Heide:
 Wahrlich dieser ist Gottes Sohn! und andere stammten
 Weinend und klagend ihm nach: Warhaftig er war ein Sohn Gottes!

Weinet nicht, edele Seelen! sehet, es hat überwunden
 Vom Stamme Juda der Löwe, und die Veröhnung vollendet.
 Zwar der göttliche Leib sinkt unter die modernden Todten,
 Sinkt in den Schooß der Erde, die ihren Schöpfer verhüllet.
 So starb die glühende Kose, als sie ein heulende Nordwind
 In den Staub herabwarf, und ihre geruchreichen Blätter
 Mit den Blättern flächlicher Disteln und niedriger Kletten
 Traurig vermischte und ihnen Saft und Farbe verwehete.
 Zwar seht ihr den götlichen Mann nicht mehr wolthätig herumziehn,
 Sondern, er ist ein Entschlofner, ein Dürer des Reiches der Schatten.
 Aber Jehovah wied seine Seele nicht in der Hölle
 Seinen Leib der Verwöfung, dem Wurm zur Beute nicht lassen,
 Ein hellglänzender Leib mit himmlischer Klarheit verklärt
 Wied aus dem dumpfen Grabe umgeschaffen hervorgehn.
 Und nach vierzig Tagen wird der verklärte Messias
 Auf dem blutigen Berge, wo er zur schrecklichsten Tiefe
 Schmähtliche bitterer leiden, zum Grabe des Todes herabsank,
 Zu der höchsten unabsehbaran Majestät Gottes
 Vom veröhnten Vater herrlich erhöhet erscheinen.

Eine blizende Wolke wird mit ihm vor euren Augen
 Begrausen; tiefes Erkaunen wird dann eure Tränen um Jesum
 Halb noch im Auge vertrocknen, und eure Seufzer erstickten.

Aber, welch ein göttliches Licht verbreitet sich um mich?
 Meinem stauenden Blicke dämmeret mit mächtigem Schauer
 Eine heilige Zukunft; laßt uns mit Ehrfurcht hinabschn!
 Welche festliche Stille herrsche auf dem wartenden Erkreiß!
 Stillter lag nicht das Chaos, eh es vom Schöpfer gebildet war,
 Schauervolle Dämmerung lagert sich auf den Flächen,
 Schwarze, schwangere Wolken wölben den stiehenden Himmel.
 Ein entsetzliches Murren braust vom rebellischen Weltmeer
 In das Ohr des schüchternen Wanders der still steht und bebet,
 Und sich platt auf die Erde, die ihm zu zittern scheint, hinwirft.
 Sollte der festliche Tag des Weltgerichts etwa herannah?
 Sollte das Ende der Welt uns mit dem Anzuge drohen?
 Ja mich dünke, ich höre die fernen rollenden Donner,
 Und den durchdringenden süberhöhenden Schall der Posanne.
 O wie zerschneidet sie das innerste Mark der Kinder von Adam
 Die den göttlichen Sohn am Stamm des Creuzes verkannt!
 Mit wildströmendem Auge sehn sie den offenen Himmel,
 Jesus fährt herab mit majestätischer Hoheit,
 Cherubim um ihn, Neben ihm jauchzende Seelen der Väter.
 Vor ihm zersprengte Gräber und auferstehende Todten,
 Hinter ihm folgen die Todes-Engel in suchtbarem Zuge,
 Die mit blizenden Schwerdtern den heulenden Gottlosen dräuen.
 Unter seinen Füßen krümmen sich Gottesverächter,
 Elemente zerschmelzen und gränzlose Weiten verbrennen.
 Ein durchdringender Thon der Jubel reißet mein Ohr hin,
 Es sind gläubige Fromme, die hier um den Weltlöner weinten,
 Die, wie geläutertes Gold aus grossen Trübsalen kamen,
 Die im Blute des Lammes ihre Kleider gewaschen.
 Jeho sicken sie auf den Flügeln der tragenden Engel
 In die Arme des Richters der sie mit lächeln empfängt.
 Namenloses Entzücken durchströmt ihre offene Herzen,

Dem er wischt ihre Tränen von ihren Wangen zu Perlen,
 Jeder Seufzer der noch auf der beklommenen Brust saß,
 Als der Richter des Fleisches auf einer Wolke sich zeigte,
 Wird jetzt zum Hallelujah: sie sitzen auf goldenen Tropfen,
 Halten mit Jesu Gericht und eilen mit Jesu zum Himmel,
 Wo sich ewige Freuden in einander verlieren,
 Wo bald diese bald jene unendliche selige Aussicht
 Unsere Augen hinreißt, und unser Hallelujah reichet.
 Weinet nicht edle Seelen! der für euch am Creutz starb, lebt ewig,
 Herrsche ewig zur Reime aller begnadigten Sünder!



Gelehrte Beyträge
 zu den Rigischen Anzeigen
 aufs Jahr 1766.

Erörterung

der

Weissagung Jesu,

von seiner Auferstehung nach dem Vorbilde des Propheten Jonas,

Matth. 12, 40.

Es ist dies eine Stelle, welche wegen des Scheinwiderspruchs mit der Geschichte von der Auferstehung Jesu einige Schwierigkeit an sich zeigt. Denn wenn man die Redensart: mitten in der Erde, oder im Herzen der Erde seyn, eigentlich nimmt, und dadurch bloß das Begräbniß versteht: so wird uns einfallen, daß Christus nicht drei Tage und Nächte, sondern nur drei und vollkommne Tage in der Erde gewesen sey. Aber sowohl alle Dunkelheiten der Schrift den Gottesgelehrten ein Sporn gewesen, im göttlichen Worte desto eifriger zu forschen; zu welchem Ende Gott auch jene aufgelassen und die Vermuthungen der lehrern begünstiget hat: so hat es auch daran nicht gefehlet, die

scheinende Schwierigkeit dieser Stelle auf eine sehr wahrscheinliche Weise aufzulösen. Die Juden hatten nemlich zur Gewohnheit einen kleinen Theil des Tages schon einen ganzen Tag zu benennen, und ein natürlicher Tag ward bey ihnen mit der Nacht zusammen gerechnet. Nehmen wir dieses Bede: so hat, dieser Gewohnheit nach, der Erlöser, drei Tage und drei Nächte gefaget, ob es gleich nur drei unvollkommne Tage und Nächte gewesen sind. Allein vielleicht ist es möglich eine noch ungezwungnere Erklärung dieser Stelle zu erfinden. Die Dunkelheit, welche auf dieser Stelle liegt, rührt aus dem Mangel der Nachrichten von dem Propheten Jonas her. Hätte die göttliche Offenbarung

lauter vernünftige und billige Beurtheiler; so würden sie öfterer den Grundfäden folgen: Es herrschten zu der Zeit, da die göttlichen Bücher geschrieben wurden, andre Sitten, Gebräuche und Redarten; zu vielen Gebührenten ist durch die Länge der Zeit, der Schlüssel verloren gegangen; die Unochsamkeit der Abschreiber kann, besonders in den Zeiten der Unwissenheit und des Verfalls der ersten Achtung gegen die heilige Schrift, einige Abweichungen verursacht haben. — Bey der gegenwärtigen Stelle würde man sagen: Man muß die Worte Jesu nach dem Erfolg auslegen, und seine Meinung daraus erkennen, sowie sich die Sache zugetragen hat. Denn sollte der Sohn Gottes, der seine Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt und die Schicksale Jerusalems genau vorhergesaget, nicht gewußt haben, wie lange sein Leib von der Erde würde bedeckt werden? War Christus nicht drey ganze Tage in dem Grabe: so war es auch Jonas nicht im Bauch des Wallfisches. Wir haben nicht genugsame Hülfe aus der Geschichte vom Jonas. Sie ist in der heiligen Schrift abgefürzt. Die Juden hatten vermuthlich mehrere Wissenschaft durch Uebersetzungen; sie wußten die besondere Umstände, das Vorhergehende und Beleitende; und verstanden das Gleichniß; daher sie auch niemals die Unwahrheit dieser Prophezeihung den Aposteln auf-

rücker hoben. Wir hingegen wissen mehreres von dem Gegenbilde als dem Vorbilde; und wir können die Schicksale des Propheten des alten Bundes durch das Leben des Erlösers in manchen Umständen, wo nicht ausfüllen, doch erläutern.

Ich will die Sache in der Verbindung darstellen. Die Schriftgelehrten und Pharisäer stellten sich um Jesum; und ohngeachtet der Menge von Wundern, mit welchen er seine göttliche Sendung bekräftigte, und die sie gesehen hatten; ohngeachtet der kurz vorhergegangnen unläugbaren Befundmachung eines Befehlns, der durch die Gewalt, welche damals dem Teufel zugelassen war, um die Macht des göttlichen Sohnes zu verherlichen, und die damals überhand genommenen Irrelehren des Sadducismus und Epikurismus zu Schanden zu machen, blind und stumm war, forderren sie noch auf eine verstellte Art ein Zeichen. Der göttliche Erlöser, dessen Worte allemahl mit Nachdruck gewoßnet waren, gibt ihnen zu erkennen, daß sie Menschen wären; welche sich von dem Glouben der Väter abgekehrt hätten und jezt mit den Schmeicheln einer Ehebrecherin ihn zu fangen suchten. Es sollte ihnen aber kein größeres Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jonas: denn gleichwie dieser drey Tage und drey

Nächte in des Wallfisches Bauch gewesen; so würde des Menschen Sohn drey Tage und drey Nächte mitten in der Erde seyn. Wir erfahren in diesen Worten von einem Zeichen, welches Jonas den Ninivitern gegeben hat. Vermuthlich ließ sich Jonas bey dem Rufe Gottes von einem Mistrauen besiegen, daß die verdorbenen Einwohner Ninivens seine Rede nicht als die mittelbare Stimme des Herrn des Himmels erkennen und ihr befallen würden; Und, ohne, wie Moses, Bekräftigungszeichen von Gott zu erbitten, stoh er aufs Meer. Hier erlief er die Schicksale, die nachgehens angemerkt werden sollen. Er ward nach drey Tagen und drey Nächten errettet; und seine Begebnisse bestrafen seinen Ungehorsam und Unglauben; aber seine Erhaltung ward ein Zeichen, d. i. ein Mittel der Beglaubigung für die Niniviten von seinem an ihn geschehenen wirklich göttlichen Auitrage. Jonas wird auf diese Zufälle, die zum Theil durch ein Gerücht sich werden ausgebreitet haben, und derselben guten Ausgang, seine göttliche Vorsehung gestützt haben. Denn es ist gewis nur der Hauptinhalt seiner Predigt in dem Buche des Jonas erzählt worden. Das Zeichen, welches Jonas den Niniviten vorlegte, waren seine vorhergegangne Gefahren und seine Erhaltung. Einige behaupten meinen, daß Jonas innerhalb dieser drey Tage und Nächte gestorben

und hernach wieder von Gott auferwecket worden. Denn es ist nicht glaublich, daß er so lange im Bauch des Wallfisches lebend geblieben seyn sollte. Er sagt auch: Wasser umgaben mich bis an mein Leben; die Tiefe umringte mich; Schilf bedeckte mein Haupt; die Erde hatte mich verriegelt ewiglich; aber du hast mein Leben aus dem Verderben gerettet, Herr, mein Gott! Jon 2, 6, 7. Er bildet ferner die Auferstehung Jesu genauer ab, wenn er gestorben; aber nicht allein keine Anfälle der Verwerfung im Bauch des Fisches erlitten, sondern auch auferwecket worden. Ob er aber den Tod in den Fluthen empfangen, in welchen er, ins Meer geworfen, herumgetrieben ward, ehe er von dem auferweckenden Wallfisch aufgefangen wurde; oder ob er im Bauch dieses Seethieres ersticken müßte, ist uns unbekannt. Genug! Er war den größten Gefahren unterworfen, er kämpfte stets mit dem Tode, er lag im Bauch eines Thieres verschlossen. Gott erhielt ihn unverfehrt und zog ihn nach drey Tagen und Nächten aus diesen Tiefen. Dies war das Creditiv des Jonas bey den Bürgern der Stadt Ninive.

Der Erlöser, der den Jonas als ein Vorbild aufstellet, weißagt ein gleiches Zeichen. Er sagt zwar nur: also wird des Menschensohn im Zentrum der Erde seyn; aber ich glaube

Gründe. In Hohen, daß Christus zugleich seine Leiden, die sich mit dem Tode endigten, und seine Auferstehung meinte. Denn erstens ist ja den Herbedeeren gewöhnlich, den Zustand der äußersten Widerwärtigkeit, unter dem Wilde der Grube, der tiefen Höhle, der antersson Vetter der Erde, des Fahrens in die Höhle, vorzustellen; wie vornehmlich der achte und achtzigste Psalm zeigen kann. Und ferner uns die Verbindung einer Idee mit der andern auf eine ähnliche Weise; so führte der Gegenstand vom Sauch des Balsamischen den Erlöser natürlicher Weise, auf die Verdensart: Im Herzen der Erde. Ich schloße von diesem Zustande der Trübsale und der Erniedrigung mit nichten das Begräbniß aus; denn tiefes ist das Ende des menschlichen Lebenslaufes, Ich halte es nur nicht für das Einzige, worauf der Erlöser bey dieser Weissagung seine Gedanken gerichtet hat. Wer setzt, jemand wollte durchaus die Verdensart: im Herzen der Erde seyn, durch das Begräbniß auslegen; so würde ich antworten: Christus meinte sein Grab deswegen besonders, weil es den offenbarten Beweis von seinem wirklichen Tode, und also einer wahren Auferweckung von den Todten geben würde.

Aber Zweytens hat der Erlöser auch sonst seine letzten Leiden zugleich

mit seiner Errettung, als Zeichen seiner göttlichen Person dargestellt. Brocher diesen Zeugniss (meines Leibes), hat er sonst gesagt; und nach drey Tagen will ich ihn wieder aufruchen. Wenn geschah das Brechen seines Leibes, als in den Foltern seiner Leiden, und dem schmerzvollen Tode?

By diesen Umständen ist also der Verstand der Worte des Erlöses folgende: Sams Jonas drey Tage und drey Nächte alleley Ungemach ausstand; aber dennoch wunderbar here ausgeführt ward: eben so wird des Menschensohn von, nach drey Tagen und drey Nächten in die grausamen Trübsale gesenkt werden, sterben, einige Zeit im Grabe liegen aber nach dieser Zeit frisch und herrlich hervorzutreten. Wie wohl kömmt die ausgeführte Zeit jetzt mit der Geschichte Jesu überein! Man rechne seine letzten Stunden vom Donnerstage des Morgens, da Judas die verrätherische Verrathschlagung mit den Hohenpriestern hielt, bis Sonntag fruhe, als er auferstand; so zählen wir völlig drey Tage und drey Nächte.

Dieser Untersuchung fügen wir zur Erhäugung der Andacht in dieser wichtigen Woche einige poetische Empfindungen bey, die sich in die Form musikalischer Gedichte, abgegossen haben.

Der

Der Hingang Jesu zum Tode.

Recitativ.

Er kömmt!

Es hat des Übels posterend Schrey Pilatum überdäubt. Von seinem Däum Geschreckt, sprach er suchsam: Er werde gekreuzigt, wie ihr wollt; er werde — Und nun, schnell, ohn Verzug ziehn Sie ihm hin zur grausen Mörderstätte; Pilatus ändre noch vielleicht, was er schnell redete. Er kömmt!

2.

Seht! Auf dem Haupt ein Dornenkranz gedrückt, Von welchem, Blut sich stromweis wöllet; Die Wangen wird nicht mehr erblickt, Vor Todesbläß und Blut entsetzt. Vom Rücken über Schenkeln rinnt Es zu der Erd', und zeichnet seine Schritte — Und noch, da ihm mit jedem Schritte Ein Theil der Lebenskraft verschwindt, Muß er den Pöbel des Kreuzes tragen. O Mittel! hauch von dir den unterdrückten Geist, Daß er der grössten Marter sich entweicht, Genug für uns zer schlagen!

Uria.

Blut lieget schon auf jeder Bahn: Ist denn noch nicht genug gethan, Erlöser! daß die traurige Erde Von ihrem Fluch gereinigt werde.

Ein jeder Tropfe, der entfährt,
Ist göttlich, unennbar an Werth,
Und mächtiger, als wenn Heere sterben:
Gott, Richter! bist du nicht versöhnt?
Du läßt ja, wenn der Frevler thront,
Erweicht den Frevler nicht verderben.

Von Anfang.

Spruch.

Er war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode
am Kreuz.

Recitativ.

Beschlossen ist! Er nahm, nicht regend seinen Mund,
Und ging, und trug, und stand,
Sich seht erholend, kroch dann wieder,
Und sank entsezt, ohnmächtig nieder.
O Juden! könnt ihr ihn so sehn?
Er stirbt auch ohn eur Kreuz; und soll es doch geschehn,
So seyd so menschlich, stühet sein Gebeine,
Helst ihm! — Ach ungehemmte Nachbegier!
Ich kanns nicht sehn, ich weine,
Weint, Christen, weint mit mir!

Aria.

Was können wir Ihm anders geben?
Gut ist zu schlecht — und unser Leben?
Es ist sem — Sterben unsre Pflicht,
Doch Er verlangt dieß Opfer nicht.

Ihr Herzen! darum schlagen Triebe
Zum Mitleid rege; schnell pocht Liebe
Für Unglückselige in euch,
Werdet bey des Müllers Jammer weich.

Ihr

Ihr Augen, darum seyd ihr Quellen
Von salzger Fluth in bitterm Füllen:
Sie sind der Menschheit Eigenthum;
Laßt sie jetzt quillen, euren Ruhm.

Von Anfang.

Choral.

(Ich komme, Jesu! her zu dir)

O liebster Bürge, höchster Freund!
Mein Bruder, ders mit mir so meint,
Als nimmer kann ein Bruder meinen:
Hier steh ich und beweine dich,
Und will an deinem Kreuze mich
Um deinen Tod zu Tode weinen;
Weil doch mein Leben nichtig ist,
Wenn du mein Heil gestorben bist.

Recitativ.

Doch Er, der unterliegend scheint,
Ist Großmuth noch, und weint
Nicht eine Thrän; Er, dessen Augen schwommen,
Als er jüngst seine Feindin sah,
Wie ihren Pforten nah
Des Herren Wetter rächend kommt.
Er tröstet, wehrt den Thränen, spricht:
Weint über mich, ihr Augen! nicht;
Beweint die Blindheit eurer Bräder,
Und Schauder wütht durch eure Glieder,
Daß einst die Rache zu euch kehrt,
Und Stadt und Gottesdienst verheert;
Dann tausendfaches Weh hier hallt,
Dort die Verzweiflung ängstlich ruft!
Verschling uns, du der Erden Grust!
Stürzt, Hügel! Berge, fallet!

Duerr.

Duett.

- A.** Wenn meiner Glieder Bau zerfällt,
Und mir beym Eintritt iener Welt
Der marklos dürre Schenkel bebet:
- B.** Wenn einst das Firmament zerstört,
Der Erden Abgrund sich empört,
Aus dem Gewühl mein Staub sich hebet:
- A. B.** Mitleidger! laß mich nicht vergehn.
- A.** Möcht' mich das Dunkel doch nicht schrecken,
Das Zeit und Ewigkeit veräunt!
- B.** Kömmt ichs mit frohem Muth entdecken,
Wenn zum Gericht der Sohn erscheint!
- A. B.** Er wirds, der Mittler, wenn wir sehn.

Choral.

(Die Seele Christi heilige mich)

O Jesu Christ! erhöre mich,
Nimm und verbirg mich ganz in dich;
Schließ mich in deine Bunden ein,
Daß ich vorm Feind kann sicher seyn.

Ruf mir in meiner letzten Noth,
Und setz mich neben dich, mein Gott!
Daß mit der Auserwählten Schaar
Mein Mund dich preise immerdar.

G.



Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1766.

Erklärung
einiger alten Ehrenwörter,
welche

dem ältesten Deutschen Adel
in Rießändischen Urkunden beygelegt werden.

Nachdem wir neulich von werther Hand ersuchet worden, von einigen in unsern alten Urkunden vorkommenden Wörtern: Miles, Famulus, Vassallus, Ministerialis &c. die Bedeutung anzugeben; So haben wir die zweymal wiederholte Anfrage nicht wol ohne Antwort lösen können. Es ist freylich eine delicate Materie zu deren Abhandlung eine weitläufige Erkenntniß der Urkunden erfordert wird, davon unsre Archive doch wenig aufzuweisen haben. Wir wolten anfänglich uns an des Herrn Professor Pauli in Halle Kenntniß des Deutschen Zohen und Niedern Adels halten. Man sollte denken, daß ein Lehrer des Staatsrechts und der Geschichtskunde auf einer berühmten Universität, der wenigstens viel gedruckte Codices diplomaticos von den öffentlichen Bibliotheken nutzen konte, etwas ganzes hervor bringen würde. Allein, da ein eigner Mann zur Diplomatik erfordert wird, ein Professor aber weder genug Musse dazu, noch Brodt dabey hat: so fiel es dem Herrn Hofrath Scheidt, einem starken Antiquarius und Urkundenerständigen leichter, in der Einleitung des Herrn Professor Pauli mannigfaltige Fehler zu entdecken, und eben dadurch die richtigen Begriffe vollständiger anzuzeigen, die man sich von dem

dem hohen und niedern Adel der mittelern Zeiten zu machen hat. Das sind aber die Zeiten, da der hohe und niedere Adel aus Niedersachsen nach Liefland zog, und daselbe nach Bezwingung der Heiden zu einer Provinz der heiligen Mutter Gottes machte.

In diesen Zeiten war ein jeder Edelmann in Deutschland, ja in ganz Europa, von Königen und Fürsten an, bis auf den geringsten adelichen Knecht entweder ein Miles, das heißt: ein Ritter, oder er war ein Famulus, armer, armiger, servus, ein Knappe, Knecht, Edelknecht, der es bis zum Ritter nicht immer bringen konnte. Dieses letzte Titels schämte sich der hohe Adel gar nicht. Der Dauphin, Carlo des IX Sohn führte den Ehrennamen Ecuyer oder Valet, welchen die kaiserlichen Urkunden durch Schildhalter, Waffenträger (Armiger) die Deutschen durch Knecht, Knappe, oder wie es geschrieben wird, durch Knappe ausdrücken. Ein solcher Knappe konnte nicht eher Ritter werden, bis er einer Schlacht beigewohnt und keinen Feind mit eigener Hand zum Kriegsgefangnen gemacht. Weil aber einige sich durch Gelübde verbunden, nicht eher in den Ritterstand zu treten, bis sie einen Creuzzug herhan, und ein paar Ungläubige mit tapferer Faust erlegt, so ist leicht die Ursache zu finden, worum diese ihr

ganzes Leben hindurch Knapen geblieben. Desto begreiflicher ist's, warum so viele von Adel aus Niedersachsen, die nicht des Ritterstandes wegen einen so weiten Zug nach dem gelobten Lande wieder die Saracenen thun konnten oder wolten, das Zeichen des Creuzes annahmen, und gegen die Ungläubigen in Liefland zu Felde gingen, zumal da Innocentius der X. dieselben Vorrechte den Creuzzüchern nach Liefland zugestand, als ob sie nach dem gelobten Lande gezogen. Hier war nun das Feld; auf welchem man sich den Ritterorden verdienen mußte. Es konnte also ein Hochadelicher seine Frau und Kinder haben, er konnte in Gerichten als Vogt präsidiren, er konnte als Beisitzer sein Votum geben und mußte doch wol den Knapentitel mit ins Grab nehmen. Sie hießen auch mol pueri, und die ex genere francorum unterzeichneten sich mit dem Titel: Garçon, welches der Franzosen Garçon, Knappe ist.

Den Adel hatte jemand von Geburt. Kaiser und Könige konnten Adelsbriefe ertheilen, aber keinen Ritter machen, so ferne sie nicht selbst Ritter waren. Die Ritter gehörten allezeit unter den Ausbund des hohen Adels, denn Könige, Fürsten und Grafen traten in diesen Stand. Ein Ritter wurde also nicht geboren, sondern gemacht. Es konnte auch niemand in diese Würde auf

angenommen werden, als durch einen andern Ritter. Kein Herzog hielt sich zu vornehm, der nicht das Wort Miles bey seinem Namen als einen Ehrentitel ansetzte. Der Ritter Bayard, der nur ein gemeiner Edelmann war, schlug den König Franciscus I. den Herzog von Lothringen, und dessen Bruder, den Herzog von Guise zu Rittern. Aus Gefälligkeit gegen den Herzog von Bourbon gab er dessen ältestem Sohn, der noch unter dem Frauenzimmer war, den Degen, weil der Vater es seinem Prinz für eine große Ehre hielt, und eine gute Vorbereitung draus ziehen wolte. Der Marschall von Viez schlug im Lager bey Marfalle 1536. Heinrich den andern, der damals noch Dauphin war, zum Ritter. Schon bey den Longobarden durfte der königliche Prinz nicht bey dem Vater eher an der Tafel sitzen, als bis ihn ein auswärtiger König in Ritterstand erhoben.

Das Haus eines Ritters war gleichsam eine Schule, in der jeder vom hohen und niedern Adel sein Kind anzubringen suchte. Es ist wahr; daß man den jungen Herren, die zu Helm und Schild geboren waren, den Kopf mit den schönen Wissenschaften nicht zerbrochen. Man darf aber nicht denken, daß ihnen die Noviciatsjahre so leicht geworden. Ein Sohn mußte schon im siebenden Jahre aus dem Um-

gang der Mutter weggehen, den der Vater als Pagen am Hofe oder bey einem berühmten Ritter in Dienst zu schaffen tractete. Hier setzte es schwere Exercitien. Wenn er sich wol aufgeführt, wenn er tugendhaft, höflich und wacker gewesen, so wurde er nach sieben Jahren gewöhnlich mit dem Degen umgürtet. Man machte ihm von der künftigen Ehre einen guten Eindruck. Die Eltern und nächsten Freundsche gingen ieder mit einer brennenden Wachskerze in Händen, und führten den jungen Herrn zur Kirche. Der Priester las eine auf diesen Actus eingerichtete Messe, nahm hierauf den Degen und die Organkuppel vom Altar; dieser wurde ihm unter tausend Segenswünschen und guten Ermahnungen angehängt, und so erst ertheilt er das ius gestandi gladii. Von der Zeit an hieß er ein Knappe, ein Edelsknecht.

Es war aus andern Ursachen seicht möglich, daß ein Knappe sich den Apperit Ritter zu werden mußte verzeihen lassen. War die Familie zahlreich, so begnügte er sich gerne mit dem Knapentitel. Das baare Geld war aber aus rar, und die Rittergüter warfen nicht viel ab. Wohl aber erforderte der Ritterstand bey Uebernehmung desselben viel Geld, und noch mehr bey seiner Ausübung. Ein Ritter mußte sich galant und Standesmäßig im Krie-

in Thurnieren, am Hofe, bei Gas
Herren und andern Gelegenheiten auf-
führen. Sein Haus mußte jedem reis-
senden Ritter und Knechte bei Tag und
Nacht offen stehen. Ein solcher Gast
mußte etliche Tage gut bewirthet wer-
den, und diese Ritterzehrung kam oft
Manuskript. Er mußte wenigstens zwei
Edelleute mit sich haben, und für sich
und sie eine Anzahl Pferde und Pferde-
zeug zum Aufgebot in Bereitschaft hal-
ten. Oft mußten die Hinterfüßen, die
Besitzer seiner Schnäbler, oder seine
Untertanen dem Ritter eine gewisse
Steuer contribuiren. Diese hatte in
vielerley Fällen nur statt, nemlich,
bei Ausfartung der Töchter, zu einem
Ereuzzuge, zu seiner eignen Kanzion,
wenn er ein Kriegsgefangener gewor-
den, und endlich, wenn er, oder sein
ältester Sohn die Ritterwürde empfing.
Als der König in Frankreich seinem
Sohn den Ritterergürtel ertheilte,
so mußte das Volk und die Geistlichkeit
den dreysigsten, die Kaufmanschaft
aber den zwanzigsten Pfennig dazu her-
geben.

Der Ritterstand war an keine ge-
wisse Jahre des Alters gebunden. Kai-
ser Carl der Große machte seinen
Prinz Ludwig den Frommen im
12ten Jahre zu Ravensburg wechhaft.
Dieser gab wieder seinem Sohn Carl
den Rablen im 16ten Jahre feyerlich
den Degen. Herzog Albrecht

der Große wurde im 18ten Jahre Rit-
ter, andre im 17ten. Die Fürstent-
kinder hatten ein leichtes Handwerk.
Wer aus dem Adel Knappe einige
Zeit gewesen, und keine Gelegenheit
hatte sich im Kriege hervorzuthun,
dachte aber in friedlichen Zeiten das Ver-
mögen besah, und feyerlich zum Rit-
ter gemacht seyn wolte, der machte aus
seinem Ritterlande eine gottesdienste-
liche Handlung. Er beichtete des Tages
zwey mal, empfing die Absolution,
brachte die Messe in der Kirche mit Be-
ket zu, legte seinen Degen auf den Al-
tar, und opferte sich Gott gleichsam
zum Dienste. Diese Herren wurden
oft durch Bischöfe wechhaft gemacht;
durch Bischöfe nemlich, die das Rite-
terschwerdt mit dem Hirtenstaab vertau-
scher hatten, dieselbe aber auch als Ritter
noch führen konnten. So ließ sich
Friedrich Herzog von Oesterreich und
Steiermark von dem Papsauischen Bis-
chof Gebhard in Wien mit dem ge-
weynten Schwerte umgürten. Der er-
ste Englische Bischof Albrecht von U-
peldern hatte die Befugniß ebenfalls,
ehe noch der kaisersliche Edele vom
Pabst confirmirt worden, den Edele-
meister Vinio zum Ritter zu schla-
gen, nachdem derselbe Proben seiner
Tapferkeit gegen die Heiden abgelegt,
wenn er auch nur eines guten Patrici-
us Sohn aus Hamburg, oder gar
bürgerlichen Standes gewesen wäre,
ob er gleich manche Edele Herren und
Ritter

Ritter in seiner Heerfolge um sich und
unter sich hatte.

Der Bürgerstand war damals in
nicht geringen Ansehen, gegen welchen
auch der hohe Adel Achtung hegte. Das
machte, daß ein ziemlicher Theil des
Landadels sich in die Städte begab,
weil sie nicht alle eigene Güter haben
konnten. Aus diesem Adel wurden die
Patricii genommen. In England,
und in Deutschland findet man noch
Ueberbleibsel, da das Bürgerrecht nur
fürnehmen von Adel und andern großen
Herren als ein Ehrenzeichen ertheilt
wird. Diese Familien von gutem Adel
waren ebenfalls der Ritterwürde fähig.
Kaiser Heinrich der Vte hielt 1198
zu Nürnberg ein Thurnier, und erhub
38 bürgerliche Personen in den Adels-
stand, die den Grund des Patriciats
legten, und seho leicht ihre 32 bis 64
Söhne aufziehen können, ohne genea-
logische Ungewisheiten und Erwichen-
gen anzuführen. Kaiser Carl der Vte
machte noch 1531 den böhmischen Bur-
gemeister Nicolaus Brömbs zum
Ritter. Rudolph von Sachsen-
hausen schrieb sich Ritter und
Schultheiß zu Frankfurt, Joh.
zum Stein nannte sich Ritter und
Rathherr zu Mainz. Die
Scholtesse, Ritters, Schoppen
und gemeine Rath von Coblenz,
von Andernach, sind noch in Urkunden
vorhanden. Magistrats-Personen von

recht altem Adel nannten ihren Bruder
in der Stadt schlechtweg den Bürger.
Graf Wilhelm von Holland war
Bürger in Utrecht, und wurde zum Rö-
mischen König erwählt. Weil er aber
damals nur Knappe war, so konnte die
Erönung eher nicht vorgenommen wer-
den, bis er sich 1247 zum Ritter
schlagen ließ. Vor dem Ritterschlag
hieß er noch adolescentulus, Junk-
heer von Holland, ob er gleich
seine zwanzig Jahre hatte. Ein Graf
von Lurenburg, ein Graf von
Spanheim waren Bürger in Trier.
Sie waren aber doch nicht Patricii,
oder Leute, die wegen ihrer Geburt
Recht an dem Stadtreghement hatten,
und andre Bürger entweder gänzlich
oder von gewissen Aemtern und Bedie-
nungen der Stadt ausschließen konnten.
Selbst die Knappen stunden oft bey
Städten als Soldner in Diensten. Sie
stiegen, ohne Nachtheil ihres Standes,
auf Befehl ihrer Stadt zu Pferde, und
sohden für derselben Gerechtfame, wie
sie denn auch in die Stadtesarbe ge-
kleidet waren.

Ein Ritter führte den Titel Herr,
(Dominus) und pflegte sich auch so
zu schreiben. Seine Gemahlin hieß
Frau, oder in altdutschen Urkunden
Vern. Diesen Namen behielt eine
Frau bey, wenn auch schon ihr anderer
Mann nur ein Knappe war, zum Be-
weisk, daß ihr erster Gemahl Ritter

gewesen. In Frankreich hießen sie Messdames. da hingegen die Witwe des Herzogs von Anjou Mademoiselle heißt, weil ihr Gemahl vor Erlangung der Ritterwürde gestorben. Regierende Fürsten und Grafen, die noch nicht mit dem Rittergürtel bekleidet waren, hießen nur *Vornicelli*, Junker. Damals hieß eine Fürstliche Prinzessin bey den Messersängern eine *Mage* von hoher Geburt, und eine Kaiserrechter das *Mägdlein* schöne. Verheirathete Damen und Witwen von hohen Stande, deren Gemahl nicht Ritter gewesen, bekommen so gar in Deutschen Urkunden den Namen *Jungfrauen*. Die Franzosen schrieben *Charles*, *Monieur de Bourbon*, und wenn er Ritter wurde, hieß er *Monseigneur Charles*.

Ein Ritter hatte das Recht, güldne Sporen zu tragen, und das Geld auf seinem Harnisch, Helm und Schild anzubringen, von welchem Mettoll er in neuern Zeiten *Eques auratus* hieß. Ein Knappe durfte nur Silber gebrauchen. Er war so wenig befugt einen Ritter zum Kampfschlag oder Duell auszufodern, so wenig heutiges Tages ein Unterofficier gegen seinen Obristen den Degen ziehen darf. Er war in der Schlacht nur ein Zuschauer von der Tapferkeit seines Ritters, und hatte die Gefangenen zu bewachen, im Fall der Gefahr aber den Ritter zu unterstützen. Weil der Stand eines Rit-

ters die höchste Ehrenwürde des Adels war, so ist es kein Wunder, wenn so viele von Adel sich darum bewarben. Deutschland hat heutiges Tages den dritten Theil von Edelknechten nicht, als es damals Ritter und Knappen hatte. Sie waren deswegen bey den Armeen recht zahlreich. Ein grosses Heer bestand manchmal aus zehntausent Rittersn und fünf und zwanzig tausend Knappen. In der Löhnung waren sie nicht viel unterschieden. Graf *Gerhard* von *Hollstein* versprache einem Ritter zwölff Mark zum halbjährigen Solde, und jedem Knappen zehn Mark.

Weil der Ritterschlag, oder die Bewehrung etwas solennes und wichtiges war, so haben die Geschichtschreiber dieser Zeiten aufmerksam angezeichnet, wenn grosse Herren diesen Actus vollzogen. *J. C. Kaiser Friedrich* machte seine beiden Söhne zu Mainz 1185 wehrhaft. Ob nun gleich damals die Ritter nicht selten waren, indem manchmal wohl vierhundert zusammen diese Würde erlangten, so waren doch einige davon recht sehr eingesommen. Sie zählten in Urkunden die Jahre ihrer Ritterschaft eben so, wie regierende Häupter die Jahre ihres Reichs oder ihrer Regierung bezurechnen.

Diese ritterschaftlichen Vorzüge gerieten im fünfzehnden Jahrhundert schon ziemlich in Verfall, und im sechzehnden hatte die ganze Herr-

sch

lichkeit ein Ende. Von da an klagten die Deutschen, die Zeiten würden nicht eher besser werden, als bis man wieder Ritter und Schelme mache. Will man einige Ursachen dieses Verfalls wissen, so sind diese die trüglichsten. Der Ritter wurden zu viel, und dadurch verloren sie das alte Ansehen. Die Pfaffen und Mönche machten alle, die zum heiligen Grabe nur wallfahreteten, zu Rittersn, und da litten die wahren Verdienste. Der Adel verlor durch die Päbste manche Vorrechte, weil derselbe sie nicht verstand, und daher die schlimmen Folgen nicht merkte. Die Päbste erhöheten Leute von bürgerlichen Herkommen zu Richten und Rätzen bey Königen und Fürsten. Sie zogen Personen, welche die päblichen und römischen Rechte studiret hatten, und Doctores beyder Rechte hießen den Rittersn vor. Die Kaiser selbst ertheilten diesen Rechtsgelehrten die Ritterswürde, daher sie *milites legum*, *milites clericis*, *milites litteratis*, *milites militiae* benentet wurden. So machte *Carl der IV.* den Doctor *Juris Bartholus*, und der Herzog von *Brissac* den französischen Parlaments-Advocaten *Guillaume Bailly* zu Rittersn. Der Kaiser *Sigmundus* gab den Doctoren den Vortritt gar vor den Rittersn wie angehengter *ratione decidendi*, daß er in einem Tage hundert Ritter, aber kein lebendiges einen Doctor machen könne. Dieses

nöthigte den hohen Adel selbst den Doctorhut anzunehmen, und wer nun promoviret hatte, schrieb sich Doctor und Ritter zugleich. Noch andere Umstände gaben den alten Rittersn den Rest. Bey dem Thurnieren sielen gar zu viel Unglücksfälle vor, bis die päblichen Bansflüche auch die Thurniere abschafften. Nun fehlte es an Gelegenheit sich ritterlich hervorzu thun. Einen großen Theil verursachte der sonderlich unter den Oestereichischen Kaysern vermehrte Adel, der zu Schild und Helm privilegiret und Rittersn und Knechten gleich geachtet wurde, obgleich der *Imperante* kein ander Verdienst, als sein Geld, vorweisen konnte. *Maximilian der 1ste* führte durch seinen General *Georg von Fronsberg* die neue Miliz der Landknechte ein, folglich ließ sich der Unterschied zwischen Rittersn und Knechten nicht mehr anbringen. Endlich gaben die vielen andern gestifteten Ritterorden der alten Ritterswürde den letzten Hergensstoß, indem damit viel ausnehmendere Vorzüge verknüpft waren, die auch mehr einbrachten, als der bisherige Ritterstand.

Ehe wir von den Rittersn und Knappen auf den niedern Adel kommen, wollen wir noch aus des Herrn *Prof. Pauli* Einleitung bey Gelegenheit der Ritterschaftlichen Strafen etwas anführen. Bey dem einheimischen Unruhen in Römischdeutschen Reiche kam der Fall oft

oft vor, daß der hohe Adel entweder den Landfrieden brach, oder sich zur stärkern Partei schlug und gegen seinen rechten Herrn diente. Ein Ritter aber sollte vor Gott und Menschen unsträflich leben. Wenn er also davon abwich, so war seine Bestrafung schimpflich. Wir haben eben die Einleitung pag. 16. vor uns, wo es heißt: Die Edlen, Völkgebornen, Hochgebornen hielten es für die größte Strafe, wenn sie einen Jagdhund, der das Kennzeichen der Freygebornen war, tragen mußten. Der Freygebornen größte Strafe war, einen Werstul (sellam) das Zeichen der Bürgerlichen zu tragen. Hier wundert sich Herr Scheide, wo Herr Pauli den Jagdhund her bekommen, da es eine gemeine Schäferhunde gewesen seyn kan. In Documenten steht nur: Der Pfalzgraf Hermann nebst 10 andren Grofen trugen einen Hund auf den Schultern über tausend Schritte. Kayser Otto der Große verdammete die principes militum, weil sie Eberhard den übergeholfen, zum Hundetragen bis nach Magdeburg. Oiderich Bischof von Aist. und der dasige Marquis Manfred mußten 3 Meilen bis Meyland baarsuß gehen, der Bischof ein Buch, der Marquis einen Hund

tragen und vor der Kirchthüre des heiligen Ambrosius ihre Sünden bekennen. Wo nun der Werstul des Heeren Pauli gefunden werden soll, ist wol unewäglich. Günther schreibt, wenn er von gutem Adel ist, soll ein Verbrecher einen Hund über Feld bis an die Grenze tragen, ist es aber ein andrer von niederm Adel so trägt er Sellam, wober Martini in dem artigen Werk de nobilitate schet: Das war ein alter Gebrauch. Es weisen aber die Geschichte, daß Sella einen Sattel beude, welches Herr Pauli aus dem Französischen wissen können. So heißt es pag. 97. in einer Nachricht, daß ein lütrischer von Adel mit seinen Helfers Helfern von der Martinskirche an bis an die Hauptkirche baarsuß bloß in Oberrode auf dem kalten Kopfe ieder einen Sattel (sellam equinam) tragen mußten. Ein andrer Schreibere der eben diese Geschichte beschreibet, drückt es so aus, daß viele Ritter zur Bäßung und zur Satisfaction des Bischofs (in emendis episcopo faciendis) ihre Pferdesättel (Sellas equorum suorum) auf dem Kopfe von der Martinskirche bis zur heil. Lambertekirche getragen haben. Ein Sattel ist kein Werstul!

Die Fortsetzung künstl.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?

„In dem Angesichte wohnt der Geist!“, Diese Maxime ist seit den ältesten Zeiten gäng und gäbe gewesen: man legt sie noch jetzt im täglichen Umgange zum Grunde seines Urtheils, und nur die scheinen daran zu zweifeln, denen die Natur selbst eine widerige Bildung gegeben; daher hält man ihre Einwendungen für poetisch, und behält den Satz, den man hatte „in dem Angesichte wohnt der Geist!“

Ist diese Regel allgemein wahr: so hat die Mutter Natur uns freilich kein besseres Empfehlungsschreiben an unsre Mitmenschen mitgeben können, als ein vortheilhaftes Gesicht — im Gegentheile aber sind wir beklagenswerth, wenn wir bei einer nachtheiligen Bildung des Körpers, nicht bloß den Trost entbehren müssen, uns an

der Seele schadlos zu halten, sondern auch den allgemeinen Verdacht gegen uns erwecken, „unser Geist tauge nichts, „unser Herz sey schlecht“ warum? weil unser Leib, das Wohnhaus der Seele, so wenig reizet.

Alsdenn haben diejenigen zu triumphiren, die von der Natur durch ihren Körper geadelt sind; um den schönsten Geist kennen zu lernen, lerne man sodan den schönsten Körper kennen; man wird sich alsdenn nie irren, wann man sich nach diesem sichtbaren Merkmal des Geistes, und nach diesem redenden Zeugen richtet. — Alsdenn aber bleibt auch denen, die zu spät gekommen sind, da die Natur wohlgebildete Glieder austheilte, nichts übrig, als, wie es die Spartaner mit ihren häßlichen und schwachen Kindern machten, sich in den Fluss zu stürzen!

Man

Man gehe alskenn in ein Hospital, oder zu dem Kohn des Charous, oder in seiner Mutter Leib, um noch einmal gebohren zu werden.

Ich halte es also nicht für ganz unnütz, diese Maxime, der man so sehr in seinem Urtheil folgte, zu betrachten, und einige Beobachtungen, Schlüsse und Beispiele über die Frage zu sammeln: „ist die Schönheit des Körpers ein Vort von der Schönheit der Seele? Ich verspreche mir zu dieser Abhandlung viele Leser und Leserrinnen: die Schönen werden mich lesen, weil sie ein schmeichelhaftes Ja auf diese Frage erwarten; die häßlichen, weil sie sich einen Trest, und ein erbauliches Nein! versprechen. Die aber, so nicht schön und häßlich sind, wenigstens aus beiden sich nicht viel machen, werden allein meine unparteyische Richter seyn können: — Zu der letzten Classe, dürften also vielleicht nicht viele vom schönen Geschlecht gehören, wenn anders der große Frauenzimmerdichter, Hellese, Recht hat, wenn er sagt:

Dass es beinahe kein Mädchen gibt die nicht den Puss und ihr Gesichtgen liebt.

Indessen unterziehe ich mich auch dem Urtheil dieser partheyischen Rich-

terianen mit so viel Achtung gegen den Namen: „das schöne Geschlecht. „dass ich beinahe geneigt wäre, ihnen zu Gefallen den Satz mit willigen Jüngern, und noch willigern Herzen zu unterzeichnen: „die Schönheit des Körpers ist allerdings ein untrüglicher Vort von der Schönheit der Seele! „Alein zum Unglück erinnere ich mich, dass ein Richter und ein Philosoph unleselichen und unpartheyisch seyn, oder wenigstens sich so stellen müsste; daher lege ich mein Gesicht in ernsthafte Falten, und fange meine Untersuchung an.

Die Alten, insonderheit die alten Griechen, hielten so viel auf die edle Bildung des Körpers, dass ihre Weisen, unter denen ich insonderheit Sokrates und seine Schüler, Plato und Xenophon nenne, dieselbe für ein Sinnbild Göttlicher Eigenschaft, und für Fußstapfen von der Gegenwart der Götter erklärten. Man findet im Plato ein Gespräch zwischen dem Sokrates und einem jungen Athenenser, dem Phädro, von der Schönheit, welches den Satz: „die Schönheit des Leibes ist ein Vort von der Schönheit der Geister, „mit so edler Einfalt vertheidigt, dass mir Sokrates noch immer ein hebenswürdiges Weiser bleibt.

Man höre, wie Plato die Frage beweiset, über die ich schreibe: unsere Seelen erzälet er, sind aus dem Reiche der

der Götter heruntergefallen; entweder zum Lohn für ihre schon geübte Tugenden, oder zur Strafe für ihre Laster. Hiernach richtet sich ihr Schicksal in dieser Welt. Einer schönen Seele ward der Leib einer blühenden Mutter angewiesen; wo sie sich selbst aus dem zartesten Schutze eines Körpers bereitet, der durch seine Schönheit ihre Ehre, ihr angenehmes Wohnhaus, das Werkzeug, mit dem sie voll seliger Ruhe wirkt, und der Spiegel seyn soll, in dem sich ihre Schönheit offenbaret. Die böhartigen Seelen würden hingegen in den Schoos lasterhafter Mütter angewiesen; ihr Leib sollte ein dunkler Kerker, und ihr Anseh der Spiegel seyn, in dem sich die schwarze Gemüthsart des Geistes abspiegelte.

Plato mag, was er sagt, beweisen. Ich, der das glückliche Gedächtniß nicht hat, zu wissen, wie meine Seele in den Körper gekommen, enthält dies schöne Märchen, und finde in ihm den Kern folgender Wahrheit, die sehr zu meinem Satz gehöret: „in dem Leibe unsrer Mutter bekommt so wohl die Bildung unsrer Körper, als Geistes, ihre Form. „Und hier muß also die Erklärung anfangen.

Es ist eine gar zu bekannte Sache, dass mit dem Gebürt der Eltern sich zugleich ihre Bildung und ihre Denkart in einigen Zügen fortpflanze. So wie

es Familien gibt, die man beinahe ganz kennt, nach ihrem Gesicht und ihrem Gemüth, wenn man drei von ihnen kennet, so ist es noch bekannter, dass die Kinder ihre Eltern meistens in ihrem Augem, vor ihrer Stirn, und in ihrem Gesichte tragen, dem Geist und der Bildung nach.

So wie man also Geschlechter und Racen von edlen und zugleich schönsten Thieren ziehet, erhält, fortpflanzet, insonderheit dadurch, dass man sie für der Vermischung bewahret: so könnte ja auch das schöne und edle Geblut unter den Menschengeschlechtern sich erhalten und gemeinschaftlich fortpflanzen. Hat es doch Völker gegeben, bei denen Adel des Geistes und Schönheit des Körpers beinahe ein unterscheidendes und allgemeines Merkmal ihres Characters gewesen; und gibt es doch noch Völker, bei denen die Schönheit und Häßlichkeit nicht seltnes ist, weil eine von beiden allgemeyn ist? Irre ich mich nicht: so habe ich diesen Unfall mit andern und weitern Verbindungen im Montresquiers, Montagne, und Beaumelle gesehen. —

Jetzt sollte ich mich über die Fragen der Philosophen einlassen; ob unsrer Seele mit dem Körper zugleich, wie eine Weinpflanze, sich fortpflanze? wie ein Theil in den andere wirke und so weiter;

weiter; allein da diese Fragen noch immer zu den Geheimnissen gehören, und zu meinem Zwecke sich nur von der Seite nähern: so überlasse ich jedem meinem Leser diese Lücke in seinen Gedanken vollzufüllen, wie fern mein Weg auf sie stöße; ich aber fahre fort.

In dem Leibe der Mutter hängt die Bildung des Körpers und der Seele gemeinschaftlich von einerlei Dingen, Zufällen, oft Kleinigkeiten ab, und muß sich also ähnlich werden. Dieselbe Leidenschaft, die das Blut der Mutter in Nahrung und Unordnung setzt, macht den Leib des Kindes ungesund, und legt den Geist desselben in eine Falte, die nachher sehr vieles in seinem Charakter bestimmt. Ich will hier auf einzelne Fälle verweisen, die wir aber jetzt zu selten bemerken, weil in unsrer Zeit der gewöhnlichste Charakter der Bildung Schwachheit ist, Schwachheit an der Seele und im Körper. Dieselben großen Leidenschaften, die in ihrem höchsten Grad Wissbegierden hervorbringen, verursachen in einem niedrigen Maas die unregelmäßigsten Bildungen, die in der Seele und im Körper beinahe stets parallel sind.

Wenn hingegen das Gewächs des menschlichen Leibes, ohne einen Sturm der Leidenschaft, und ohne schwächende

Stoßungen des Bluts zu seiner Reife kommt, so hat die Seele, die in diesem freien Wohnhaus sich nach ihr selbst, eben einen Ort, sich in die Höhe und nach allen Seiten auszudehnen; und in einer manaflosen Ruhe famles sie sich aus dem Schlummer ihres vorigen Zustandes zu dem ersten sanften Empfindungen, die natürlich viele Folgen ihres neuen Lebens bestimmen.

Die alten Lacedämonier warfen ihre schwachen Kinder weg, weil sie auf eben so schwache Seelen schloßen, so wie allemal der Kranke Kleinmüthig, und der Großmüthige auch in seinem Tode gesund ist. Sie thaten ohne Zweifel auch schon P. Litch Unrecht; aber man kann ihren Fehler doch aus ihrer kriegerischen Verfassung noch wenigstens erklären, da Stärke des Leibes über alles galt; wenn aber in unsrer schwachen Zeiten *Wegelin** ihre Stärke nachzuahmen sucht, und *Rouffeau*** sich nicht sehr abgeneigt bezeigt gegen diese Kinderprüfung; so ist ja die Vergleichung unläßlich.

Indessen haben sie doch bis auf den Punct recht: „schwache Körper geben schwache Seelen“, und ich lasse mir nicht entzogen ruffen: siehe diesen schwachen Mann; dies Gerippe und seine

seine starke Seele; siehe diesen großen Mann, den ein Wind umwehen kan — Ich gebe alles das zu, und sage bloß: mein Freund! hat diesen die Natur schwach am Körper gebildet? und hat nicht statt der Natur die Kunst seinen Geist erhoben? — Dies ist die leichteste Frage, die schwerere würde seyn: was ist seine Größe? vielleicht eben eine Folge von der Schwachheit seines Geistes? und was ist seine Schwachheit des Körpers? vielleicht eine Folge von Fehlern, die bloß der Stärke thun konnte. Hier sprechen wir von *Natur*, nicht *Kunst*.

In galanten süßen Besprech hört und spricht man nichts als *Ausnahmen*; nach *Ausnahmen* und über *Ausnahmen* urtheilt man, um mit einem besändigen höflichen: „Aber im Bergeheil!“, nichts zu sagen und auszumachen. Wer sich nicht bloß die Zeit vertragen will: schließt nach der Mehrheit der Fälle um aufs *allgemeine* und gewisse, wenigstens aufs *Wahrscheinliche* zu treffen.

Siehe jenen Mann, dessen starker Körper von seiner starken Seele zigt: *Conformig* ist der Umriß seines Körpers; in seiner Gestalt ist wohlgebildet, dere Form, Freiheit in der Stellung, Macht in der Brust; die Leichtigkeit in

Beinen, die Stärke in den Schultern: so wird auch sein Geist seyn, der sich mit diesem Körper gefehmt hat. Siehe! *Zufriedenheit* ist in seiner Stirn; die *Bernunft* zwischen den Augen, die *Gesundheit* in seinen Wangen, die *Lichtlichkeit* auf seinem Munde; sein männliches Feuer in den Augen; siehe! das ist der Spiegel seiner Seele.

Siehe dieses Frauenzimmer: und ihr schöner Körper ist mehr als die ein Sinnbild von der Schönheit ihrer Seele. Das sanft gekenkte Profil ihres Gesichts, die zarte *Völligkeit* ihrer Bildung, die *grüßliche* Natur in ihrem ganzen Wesen verkündigen einen eben so schönen Geist. Siehe! dieser wohnt in ihren Augen, auf ihrer Stirn, den Wangen, den Lippen — Der *Verliebte* wird sagen: das sind die Augen der *Pallas*, die Stirn der *Juno*, die Lippen der *Evada*, die Wangen der *Gracien*, die *Augenbrauen* der *Veaus* — wir wollen alles das nicht sagen; aber daß ihr Körper nicht die *Muthmaßung* zu einer schönen Seele sey, wird auch der *Kälteste* nicht läugnen.

So ist also in diesem Betracht die *Schönheit* des Körpers mit der *Schönheit* der Seele verwandt; denn *beides* sind *Zwillinge*, die *zusammen* gebildet werden.

* *Wegelin* über die *Erziehung* des *Lyoners*.

** *Rouffeau* *Emile*, Th. 1.

Wo die Natur also nicht schöne Körper hervorbringen kann: da sind auch die schönen Seelen fremde. Unter den Negern sind die Menschen nicht bloß mit ihren Lippen, sondern auch am ganzen Körper, Brüder der Affen; und sind noch mehr an Geist. Linnæ sagt: noch nie ist ein Genie unter ihnen bekannt geworden, und es ist bekannt genug, daß sie die Affen für Menschen halten, die aus Faulheit nur nicht sprechen, um nicht arbeiten zu dürfen. Sie erkennen also ihre Verwandtschaft selbst, die überdem aus physischen Ursachen noch näher wird: Kurz, dieselbe Natur, die ihre Köpfe bei der unvollständigen Bildung zu früh aus der Hand warf:

Da ihre Form sich erst aus grobem Keim gebat:

Die wurde auch bei der innern Bildung verdränglich und warf sie fort:

Da zum Behirn noch kaum der Keim fertig war.

Ein gleiches gilt von den kalten Zonen: In Grönland sind Männer und Weiber nicht zu unterscheiden, weil sie gleich häßlich sind, und es ist bekannt, daß so wie die Form ihres Körpers fleischlich und ungestalt ist, so ist ihr Geist auch eingeschränkt, abergläubisch, dumm und klein. Nur

die mittlere Gegenden sind die Werkstätten der Natur, wo sie die Schönheit des Körpers und Geistes gemeinschaftlich zur Reife bringen, ausbilden und erpöden kann.

Ein großer Mann unfree Zeit, ja vielleicht der größte in der Kenntniß der Alterthümer, und der Antiken Schönheit, der Präsident Winkelmann in Rom, hält Griechenland und Italien bloß für Gegenden, wo die Natur das Schöne ganz und gar ausbildet: jenseit der Alpen gäbe es auch in den schönsten Gegenden nur hingeworfene und halbvollendete Züge. Ich überlasse es dem genannten Abte, diese Bemerkung gegen das schöne Geschlecht seiner Landesleute, der Deutschen zu behaupten: Mein Problem wird von seinem schönen Ideal nur so fern berührt, daß wenn unsere Nothliche Natur nicht die Schönheit der Körper völlig reifen kann: sie eben auch die Empfindung und den feinen Sinn an der Schönheit nicht reifen könne. Wir würden also gegen diesen Mangel der Schönheiten durch eine Unempfindlichkeit, und gewisse nordische Strenge schadlos gehalten, die uns im ganzen mehr vortheilhaft, als nachtheilig seyn dürfte: nur so unbedrücklich das Auge gegen die gepriesenen Länder seyn dürfte: so wenig würde auch das erste bemerkbar seyn.

In der Erziehung wird es bis auf eine gewisse Stufe noch immer der Erfahrung gemäß, daß Körper und Geist in ihrer Bildung sich parallel bleiben. Die Amme, die das Geblüt des Kindes vergißet; ändert oft seine ganze Bildung, und gibt dem Geiste desselben oft eine Form, die man vielleicht nie ganz zurückbilden kann. Das Kind, dessen Mütter des Besichtiges, durch ein langwieriges, strenges und hartes Schreien sich verzerrt, und endlich diese Caricatur Figur in seine Züge einprägt, bekommt sehr oft eine eben so widerliche und unumgängliche Verbundung des Geistes. Jener Mensch, der sich von Jugend auf, durch eine unelastische Verzeigerung, eine weibliche Bildung gesehen: wird sicherlich eben den Geist haben. Dieser, dessen Körper sich nach einem borroquen Geschmack lange Jahre formt: hat seiner Seele wahrscheinlich eben diesen Geschmack mitgetheilt. Die Talepoinen und Sakiro in Indien, sehr andächtige Priestergeschlechter, tragen die heilige Berrügerei so gut in der geringsten Stirn, und in den niedergebückten Augen, als im finstern und rüchsig-gefalteten Herzen: die Heiligkeit wird ihnen, so wie den Marabuten in Africa erblich.

Unser Charakter des Körpers und der Seele bekommt im zoten Jahre Haltung, und so wie man aldem sein Gesichtszüge schwerlich ändern kann: so hält es noch schwerer; der Seele anderen Schmung zu geben, und ihre Bildung zu verändern. Es sei denn, daß eine tägliche Mühe, eine große List, und ein unablässiger Fluß, große Zwecke auszuführen, die Natur überwindet. Ich habe bis jetzt allgemeyn einen nahen Antheil von Möglichkeit gezeigt, daß die Schönheit des Körpers ein Zeuge von der Schönheit des Geistes seyn kan. — Jetzt näher:

Das Wort Schönheit ist im gemeinen Verstande, so schwankend, unbestimmt, und viedeutig, daß nicht bloß Nationen, sondern auch einzelne Menschen, ein Ideal der Schönheit ihrer Einbildungskraft eindrücken, das vielleicht oft eine schöne Grille des Eigensinns wird, meistens aber eine Zusammenfügung von den Zügen ist, die auf uns einen Eindruck machen, als sich unser Geschmack formte und bildete. Von diesem ersten mächtigen Eindruck hängt, nach der Beobachtung des Montesquieu, der veredelte Eigensinn ab, der hier ein kleines Beispiel, dort ein Brüdchen auf dem

dem Kinn, und hier ein kleines Blat-
termal auf der Wange entzückend
findet, weil es mit dem Idealbilde
übereinkommt, das sich in unsrer Phant-
tasie von Anfang so gleich einwebte.

Indessen lassen sich, wenn wir
den Geschmack das gemeinen Lebens
durchsuchen, alle Werthe vielleicht auf
folgende drei Arten bringen. Der
niedrigste Geschmack läßt sich an der
bloßen Völligkeit begnügen, und
verhilft höchstens noch Munterkeit
und dem Anstrich der Wangen. Der
feinere erhebt sich, um Regelmäßig-
keit bis in den feinsten Zügen zu
empfinden; der dritte ist auf die geis-
tige Schönheit aufmerksam, die
sich in den Augen, den Wangen und
den Stellungen und Nuancen des
ganzen Körpers entdeckt. Wie fern
sind diese drei Stufen Zeugen von
der Schönheit der Seele?

Die meisten Menschen sind weder
schön noch häßlich, und diese große
Mittelgattung dient gleichsam dem
Ganzen zur Festigkeit, und erhält
den Stamm der Geschlechter. Ein
guter, nicht übergebildeter Mann, der
in der Welt ist, um zu thun, und
um zu genießen, der sein Thun selten
bis zum Denken und sein Genießen
selten zur feinen Empfindung erhebt:
hält das für Schönheit, das zu die-
sen nächstigen Zwecken bequem ist.

Bei den Nationen, die das andre Ge-
schlecht bloß zu den gemeinen und
nutzbaren Sachen zähen, die ihre
Häuser bevölkern und anordnen sol-
len: bei diesen gilt muntere Dauerhaf-
tigkeit, die nur nicht widerlich ist,
statt aller körperlichen Reize, und ein
guter, gesunder Haut- und Rie-
chenverstand statt aller Schönheit des
Geistes. Man sagt, daß diese beide
Gattungen von Schönheit also das erste
Paar ausmachen sollen: sie sind beide
nicht fein, aber stark und nützlich:
denn das feine vertraucht, oder zer-
bricht leicht.

Wenn diese erste Classe von Ge-
schmack sich noch genauer erklärt: so
findet sie die Schönheit in der Farbe:
etwas, wor zwar immer die Schö-
nheit erhebt, aber nie sie ausmacht.
So wie eine gewisse Sprache ein
Schönes und ein rothwangichtes
Mädchen für einerley hält: so wird
eben dieselbe Sprache „Schönheit
und gefeyte Lebhaftigkeit des Geis-
tes“ für einerley halten. Ueberhaupt
ist das weiße Teint ein Sinnbild der
der Unschuld, und die rothe Farbe
ein Zeichen der Munterkeit: daher ist
selbst bei dem schwarzen Negel, seit
Mädchen wenigstens muß braun,
wenn es schön seyn soll, und der
weiße Gott ist bei ihm, ohngeachtet
er ihn für fremde und feinen Feind
hält, doch immer der gute Gott.

So

So wie ich gesagt, daß das bloße
Teint, der Franzose mag es mit so
vielen Namen benennen, als er will,
er nenne es Fraicheur, Coloris, in-
carnat, vermeil u. s. w. nie an sich
die Schönheit ausmacht: so verliert
eben dadurch auch sein Recht, ein Vo-
te der geistigen Schönheit zu seyn.
Die rothe Farbe bedeutet oft am Kör-
per und Geist eine ungesunde Man-
terkeit: eine weiße Lilie verwandelt
sich oft in eine gelbe, und noch öfter
gehört sie zu denen, die da wachsen; sie
arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht;
sie sind da, sich in die Herrlichkeit Sa-
lomonis zu kleiden.

Da der zweite Grad die feine re-
gelmäßige Bildung eigentlich die
Schönheit ausmacht: so kann diese in
sofern ein guter Votse seyn, daß sie
einen eben so regelmäßigen
Geist verspricht, der vielleicht stul-
le, wie ein süßes Meer an einem Som-
merabende, sanft, keiner großen lei-
denschaft fähig, sie sey gut oder böse,
kue, eine Denkart und Herz verspricht,
die ruhig, abgewogen und ordentlich
sind. Die Gründe dazu sind vorher
angeführt, nur daß sie freilich nichts
mehr, als eine Ruthmaßung, ver-
sichern, und so wie ein gewisser
Schriftsteller, diese regelmäßige Bil-
dung, wenn sie nicht durch geistige
Reize belebt wird, eine Stearuen-
schönheit nennt: so dürfte auch die

Regelmäßigkeit des Geistes, die ihre
Begleiterin seyn soll, ebenfalls die An-
lage zu allem Schönen seyn können,
aber sehr oft bloß Anlage bleiben.
Es wie diese Bildung von Nutzen allein
für das Auge ist: so gehört sie auch
von innen wo nicht unter die stumme,
so doch unter die stille Reize, die ein
geistiges Vergnügen nie stören, aber
auch selten beleben werden.

Vielleicht steht es hier am rechten
Ort, daß die große Männer meistens
von unregelmäßigen Zügen gewe-
sen sind, weil die Leidenschaft, die
sie zur Größe erhob; zugleich frühe
diese Bildung verursachte. Hingegen
die schönen, süßen Herren, denen das
Portrait ihres Körpers beständig ihre
Seele ausfüllt, sind gemeinlich auch
nur geboren, sich mit dem Gedanken
herumzutragen, zu nähren, zu ergöt-
zen: ei wie schön bin ich doch! Zu-
lius Cäsar trug zwar stets das Bild
der Venus bei sich, deren Sohn er
seyn wollte; allein er wird es meistens
nur den Damen gezeigt haben; auf
dem Römischen Rathhause, und in
den 300 Schlachten, die ihn zum
großen Mann machten, hat er
wahrhaftig nicht dran gedacht, daß er
auch ein schöner Mann sey — aber
freilich nach den Triumphen desto mehr.

Die dritte und höchste Stufe der
Schönheit ist der geistige Reiz, die
M

An

Anmuth, und Gracie, die alles vorige belebt; und also auch das größte Rechte wahrscheinlich vor sich hat, eben den Reiz des Geistes anzufündigen. Personen von dieser Schönheit pflegen daher in beiden Geschlechtern, die schönsten Künste und Wissenschaften zu lieben, für die Vergnügungen und Abwechslung geschaffen zu seyn; und aus einerlei Hülle des Herzens hier bei einem Trauerspiel, oder einem Oratorium zu weinen, dort bei einem Lustspiel und einem lebhaften Weib in der Gesellschaft zu lachen — Dasselbe schwächrende blaue Auge, in dem jetzt eine mitleidige Thräne schwimmt, wird auch zur andern Zeit in Wohlkust schwimmen können: dasselbe feurige Auge, das jetzt beherrscht, kann auch drohen; dieselbe süße Lippe, die jetzt mich entzückend läßt, wird sich auch für Verachtung erheben können, und der rechte Fuß, der sich jetzt um Tanz so leicht hebt, so behebend wirbelt, so sanft roushet, wird mir derselben Leichtigkeit, und Bepändigkeit vor Umwidlen rouschen und Stampfen können. Dieselbe reizende Wime, die jetzt bezaubern kann, kann ein andermal mit eben derselben Leichtigkeit sporten. Und überdem: so wie das Sanfte sehr leicht ins Ländelnde ausartet: so geht dieser süße Reiz unvermerkt in eine schöne Artigkeit über, die man eine Coquette betrie im feinen Verstande nennt.

Nun nehme man alles zusammen: wie ist die Schönheit des Körpers, ein Vort von Schönheit der Seele? höchstens von der Schönheit, die Gründlichkeit, Mütterkeit und Feuer im Denken, die ein empfindbares und Gesüßvolles Herz, die eine Anlage zur Moralischen Güte weisagt. Wer aber aus der Schönheit auf einen tiefen Verstand, auf eine starke und wirklich eingedachte Seele schließen will, wird zehn falsche Schlüsse gegen einen wahren bißehen.

Daher darf auch das männliche Geschlecht sich um die Schönheit des Körpers nicht trostlos grämen: denn es mache nicht so wohl auf eine Schwärze, als auf eine starke, edle und große Seele Ansprüche, und suche diese nur durch Schamheit zu erheben. Wollt ihr mich nicht schön finden, so will ich euch zwingen, mich hochzuachten: so kann ein Mann sagen, wenn hingegen das schöne Geschlecht die noch sicherere Macht hat, daß auch der ernsthafte Mann sie wegen eines schönen Körpers und einer schönen Seele lieben muß. Ein Mann, der an Körper und Seele schön wie ein Weib seyn will, ist eben so unendlich, als eine Henne, wenn sie kräht: bei ihm heße es: „der Adel des Körpers zeige vom Adel der Seele.“

Ueberhaupt bleibe dieses Kennzeichen nur noch immer wahrscheinlich. Sokrates hatte eine Bildung des Körpers, die einem Physiognomisten Gelegenheit gab, ihn vor den lasterhaftesten auszusprechen. Sokrates Zuhörer pfliffen ihn aus; aber ihr Lehrer gab ihm Recht: „das alles wäre ich geworden, wenn mich nicht die Weisheit gebehert hätte.“ Und freilich hat man zwar Kraft und Gelegenheit genug seine Seele, nicht aber seinen Körper umzubilden.

Im Gegentheil aber kann auch ein Betrüger und eine Betrügerin so sehr den Reizen der Natur, durch lange Uebung und Mühe nachäffen, daß endlich der Trugschluß entsteht: dieser Pfau ist so schön, wie schön wird er singen? diese Nachtigal singt so schön, wie schön wird sie schmecken?

In seiner Einschränkung würde also unter Problem heißen: „die Schönheit des Körpers (Regelmäßigkeit und Gracie) ist ein wahrscheinlich, aber nicht untrüglicher Vort von der Schönheit der Seele. wenn diese nicht wirkliche Größe, und moralische Güte, sondern nur eine leichte und süßbare Anlage dazu, bedeutet.

Ich würde hier schließen können, wenn ich nicht einige Folgerungen hin-

zufügen wollte, die das Gesagte mehr zur gewohnten Sprache des gemeinen Lebens zurücksetzen.

„Der Schluß aus dem Gesichte auf das Herz,“ ist immer trüglich, und sollte nie gehört werden. Unsere Geschickliche bilden sich in den Jahren der Jugend, da uns unser Herz noch wenig selbst überlassen ist, und sollte also auch eine nachtheilige Uebereinstimmung zwischen beiden, seyn: so hat ein Menschenfreund lieber die Eurschuldigung fertig: „da dieser sich in seine Gewalt bekam: so wird er ja seine Moralität haben umbilden können: allein sein Gesicht war schon geformt: warum soll der Arme einen Nachtheiligen Schluß zum Voraus erwecken, durch etwas, das nicht in seiner Gewalt stand, zu ändern?“

Der Schluß von dem Gesichte auf die wirkliche Geschicklichkeit, Größe und Stärke des Geistes ist auch noch trüglich. Das Vortschickliche der Züge kann höchstens nur Anlage und Fähigkeit zu dieser Größe weisagen; ob aber die Anlage ausreift und zur Vollkommenheit erhoben wurde, ist ganz was anders. Der Dumme, der etwas seyn will, gibt sich eben mit vieler Mühe die wichtige Wime eines Gelehrten, Klugen, Lebhaften und Tiefinnigen; da die größten Leute gemeinlich in ihrem Gesichte,

siebt, Mine und Anstände, so schlecht und recht sind, daß ihre schöne Seele wohl nicht im schönen Körper glänzen will.

Aber von natürlicher Fähigkeit, so fern sie nicht erworben ist, von einer natürlichen Empfindbarkeit, die aber damit noch nicht moralische Tugend geworden; von der Art der Erziehung, und von dem, was man gerne seyn will, davon kann die Mine zeigen, kurz von dem Charakter der Seele, in sonderheit im Umgange, wenn ich das Wort Charakter nur in dem leichten französischen Sinn nehme, da es weder die ganze Denk- und Gemüthsart, sondern nur die unterscheidende Wendung beider Stücke bedeutet. Da die Franzosen nun in sonderheit durch ihre Cultur des Umganges aufmerksamkeit, die Seele in den Nuancen des Körpers gleichsam zu erschöpfen: so druckt auch ihre Sprache diese Worte, „wie die Seele durch den Körper spricht,“ sehr fein aus: Im Deutschen wird es schwer seyn, ein air sombre, morne, contraint, gauche, soucieux; ein visage, blafard, rebarbatif, re-

frogné, opilé und rechigné; eine prude, bellâtre, precieuse, coquette, grimaciere, minaudiere; ein petit-soin, mufard, bovard, folatre u. d. gl. ohne Umschreibungen mit einem Zuge zu bestimmen.

Ueberhaupt findet unsre Einbildungskraft in den Gesichtszügen mehr, als die Natur meistens in sie gelegt hat, und meistens so viel, als man finden will. Wenn ein verliebter Perseus in den Augen seiner Laura so viel merkwürdiges findet, daß er einige Bücher voll Sonnette schreiben kann: wenn Winkelmann auf den Flügeln seiner Einbildungskraft, in der Statue des Apollo im Belvedere zu Rom so unendliche Schönheiten geistiger Gottheit findet, daß er sich bis zur Entzückung erhebt: so muß man einem, der in dem Körper anderer so viel Geist, so viel Sapidität der Seele wahrnehmen kann, Glückwünschen, und ihn nicht iere machen. Jeder urtheilt nach seinen Augen, und warum will ich den andern vom süßen Traum aufwecken, wenn dieser ihn vergnügt?



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Der Raisonneur.

Dieser Aufsatz ist uns schon vor einiger Zeit durch eine gute Hand, aber von einer unbekanntem Feder zugesandt worden. Wir besinnen uns, jedoch nur im dunkeln, daß wir die Züge und Schilderungen wenigstens zerstreut wo gelesen haben. Inbeshen ist der Charakter eines politischen Klopfschreiers so schön getroffen, als daß wir uns der Mittheilung weigern könnten. Nur denke der Herr Uebersender zu schwach, wenn er uns anstatt, für diesen Beitrag seinen pränumerirten Thaler zurück zu schicken. Hier ist er: (Der Aufsatz — — nicht der Thaler.)



Es giebt mehr politische Kennen-
gießer in der Welt, als des Barons von Holberg feiner, ob gleich nicht alle es so hoch bringen. Bey meinem ehemaligen Aufenthalt in London ersuchte ich meinen Freund, mich nach dem Juristencollegio zu führen, welches Temple heist. Er war gleich willig, aber so schalkhaft, daß er mich glücklich vorbei und auf eine andre Academie brachte. Ich stuzte etwas beim Anblick der Gesellschaft. Es war ein Sammelplatz witziger Köpfe,
junger Advocaten, Staatsleute, Aerzte, Poeten, Strußer und Kaufleute; aus allen Anstalten sah ich, es war ein Caffehaus.

Die Ordnung daselbst gefiel mir. Die witzigen Köpfe, meist noch junge Studenten, hatten ihren eignen Tisch, an den sich sonst niemand anders zu setzen pflegte. Ihre Mine war jedesmal kunststrichterlich, wenn sie sich über ein neu herausgekommenes Werk her machten. Die am wenigsten verstun-

den, mochten sich an die Theaterstücke. Das feine, schöne und mangelhafte einer Comödie oder Oper schien ihnen so geläufig, als ihr Gesetzbuch. Wenn ihr Stand es erlaubet hätte, so würden sie alles besser aufgeführt haben. Bloß durch öfters Ansehen ward der Wirth mit zum Kunsttrichter, ob er gleich etwas schwer hörte. Er kaufte ihnen wenigstens die Stücke wieder ab, die sie mitbrachten, überfah sie flüchtig, und legte sie auf einen andern Tisch für seine noch kommenden Gäste.

Eine recht lange Tafel, die unter zwey Spiegel stand, war mit lauter Staatsgeschworen besetzt. Die Partei der Torris war mehrtheils schwächer als der Wighs. Ich bemerkte einen etwas seltsamen Mann, den man mir als einen alten Candidaten der Rechte beschrieb. Er hatte in seinen jüngeren Jahren in vornehmen Häusern conditionirt, und sich einen Nothpfeilig erworben. Ich kan nicht sagen, was ihn zu einem Ehrenamte unfähig machte. Es war ihm kein gut genug gewesen. Am Conzler von England zu werden, führte er ein paar Proceße, aber so unglücklich, daß er darüber Schreiber wurde. Man mußte entweder seine Beschicklichkeit nicht, oder andre zweifeln mehr, als er, daran. Im Nothfall gab er auch den Coffegäßen über ihre Rechtenhändel sein Be-

denken. Seine ehmaligen Discipel stunden zum Theil in vornehmen Hofbedienungen, und er besuchte sie oft in ihren Häusern. Er hatte freylich etwas Geld bey Seite gelegt, er war aber aus Furcht vor einem langen Leben so knauserig, daß er sich nicht auf den Leib schafte. Die Bedienten wiesen ihn deswegen auf Befehl der Herrschaft mehrtheils ab, oder hesteten ihn, weil sie die Ursache seines Hinkommens wußten, so viel erlognes Staatszeug auf den Ermel, daß er unter seinen Mitgenossen an diesem Tische das erste Wort führen konnte. Sein Beweis war indesmol, daß er aus vornehmen Hause und sicherer Hand habe.

Ich sage von seinem Anzuge nicht zu viel, wenn ich ihnen die alte Registor also beschreibe: Sein Rock war vor Zeiten schwarz, die Hühner aber verschoben und grau. Er trug ein große Knotenparücke, die durch Verfall der Zeit gelb geworden, denn er hatte sie einem Mann abgekauft, der nach dem Unerrechtlichen Frieden in derselben Wapenherold gewesen. Dieses Storchnest bedeckte ihm die Schultern völlig, und wenn ein Knoten los ging, das geschah aber öfte, so hing sie ihm bis auf Creuz herunter. An der Seite schleppte er einen langen verrosteten Teauerbogen, ein wirkliches Familienstück. Seine Strümpfe, ihres Herkommens von schwarzer Seide, hatten schon nicht Farben

Farben als ein Regenbogen, doch ohne Glanz, weil die Unreinigkeiten der Straffen solche ein wenig zu verdunkeln schienen.

Ich hörte den alten Knost damals über die Bewegung raisonniren, die die Jacobiten im letzten Kriege gemacht hatten. Die Schuld trug der erste Minister. Warum, sagte er mit einer Staatsklugen Mine, warum stellte man sich denn erstlich so lange Zeit, als wenn mans gar nicht glauben wolte? warum war denn, bes so bedenklichen Umständen unsre Arme nicht bei der Hand? Man sage mir doch einmal die Ursache. Da soll es Kunst sehen, zu antworten. Ja, spricht man, unter der Zeit sind die Minister zu Rathe gegangen, und ihre Bestellung war nur eine kluge List, um die Verschwornen zu hintergehn. Narrenköpfe! das hat gute Wege. Mit solchen lahmen Ausflüchten laß ich mich nicht absprechen. Ich weiß vielleicht mehr davon, als sie wol wünschten. Wenn ich die Augen aufthun will, so seh ich, Goet sey Dank, noch ziemlich. Wär ich nur damals in der Kammer der Gemeinen gewesen. Ja, warhaftig, ich wolte wetten, daß der alte schlaue Fuchs, der Walpole, wenn er gleich abgedankt hatte, dennoch das hinter gesteckt, und die Hand im Spiel gehabt hat. Man mag mir sagen, was man will, so bleib ich dabei, das kan nicht anders als ein Streich von

ihm seyn. Das weiß ich so gewiß als was, daß er sich mit dem französischen Minister verstand, und daß sie beide das ganze Unglück, das uns bei nahe hätte bezeugen können, mit einander abgetarret hatten.

Der ganze Tisch gab seinen Beifall über so patriotische Besinnungen zu erkennen. Einer setzte noch hinzu, daß man damals mit allem Fleiß die Armee nach Flandern geschickt hätte, um die Hauptstadt von Leuten zu entblößen, wenn die Rebellion ausbrechen würde.

Mitlerweile trat ein Unbekannter in die Gesellschaft, der vielleicht vom Weinhause gekommen war. Er hörte dem Candidaten mit laugen Ohren zu. Der Discurs war nach seinem Geschmack. Er setzte sich mit an diesen Tisch, und sagte: Mit Erlaubniß, meine Herren, der Herr Magister, oder was er ist, raisonnirt als ein vollkommener Politicus. Ich bin von seinem Sentiment. Er hat, Troß der Hofsparthei, in allen Recht.

Ohne sich erst fragen zu lassen, fuhr dieser Unbekannte fort: Das glaub ich ein vor alle Mähl, der Wind der die französische Flotte von unsrer Küste verschlug, hat Zweifelsohne dem Minister keinen Befallen gethan. Ich möchte doch wissen, aus was Ursachen die Armee, die man in aller Eil zusammen raste, und nur daß es heißen solte, wieder abgedankt worden ist? Man antworte mir doch drauf,

wenn man kan. Merke man nicht, daß alles vom Hofe aus so eingefädelt war? Zum Henker, wenn das andre Leute nicht einsehen, so weiß ich es doch, und es sollte mir gar kein Mühe kosten, es zu beweisen. Noch mehr, wenn es unser Ernst war, daß die Franzosen nicht an unser Küste landen solten, warum steckte man denn nicht ihre Schiffe in Brand? Warum schickte man ihnen nicht den alten Admiral Vernon mit einer guten Flotte entgegen? Ich stehe dafür, hätte er nur einen guten Befehl in der Tasche gehabt, so sollte kein einziger von den Feinden davon gekommen seyn. Aber freylich, weil man mit Frankreich unter einer Decke lag, so ließ man das wol bleiben. Es ist außerdem eine ausgemachte Sache, daß nichts leichter wär gewesen, als die Französischen Schiffe alle mit einander wegzufangen, in die Luft zu sprengen, oder sie in Grund zu boren und zu versenken.

Einer am Tische, der sich lange genug gehalten hatte, sahe diesen politischen Strecher, welcher ohnedem nicht zur Compagnie ordentlich gehörte, mit einem verächtlichen Blick an. Nein, mein Herr, sing er an, nichts ist leichter als zu reden!

Den Augenblick lehrte der ganze Tisch die Augen auf ihn, und fragten einander durch Winken, was man davon hielt. Der Unbekannte versetzte nymisch: „Wie? Herr! leicht zu

reden? — nein, der Henker hole mich, man darf jetzt nicht mehr reden; es ist nicht mehr erlaubt, den Mund aufzu thun —“

Aber, wie mir scheint, so haben Sie doch alles ganz reichlich gethan, erwiderte der andre, und vielleicht mit einer Unbescheidenheit, die sich für eine Materie von solcher Wichtigkeit nicht gut schicken will.

Wie soll ich das verstehen? fragte der neue Gast; hab ich denn etwa nicht Freyheit zu reden, was ich will? denkt denn der Herr, daß wir die Inquisition in Lande haben, oder daß wir in der Türkei sind? da irr sich der Herr; ich weiß wol wo ich bin; ich bin in England, daß sie es wissen; verstehen Sie mich? in England muß mir das erlauben seyn, daß man sagen kan was man denkt. Aber Gott gebe nur, daß wir die Freyheit noch lange behalten; ich sehe nur allzumol, daß man drauf umgeht, uns drum zu bringen. Man nimmt uns unser Vermögen, und hält uns unterdessen den Mund zu. Wir müssen unsre Steuern und Gaben richtig abtragen, und hernach sollen wir noch nicht einmal sagen, was wir denken. Das wär doch schöne!

Ey, ja, das mögen Sie sagen, antwortete icener, wir wissen alle, daß ihnen das niemand wehren kan. Aber Sie sollen es sagen, wie es sich geziemt; ohne ihrer Obrigkeit den schuldigen Respect zu entziehen, und ohne

andern in den Tag hinein Verärgerung und Meineid schuld zu geben; denn so weit erstreckt sich die Freyheit nicht, die uns die Geseze verstaten. Ich muß mich doch über ihre Klagen mumborn. Man nimmt, sprechen Sie, den Privatpersonen die Freyheit zu reden; aber unter uns gesagt, so werden Sie gesehen müssen, daß viele, an statt dieser Freyheit beraubt zu seyn, dieselbe gar zu unterschämt mißbrauchen, und mit einer unseidlichen Frechheit alles sagen, was ihnen ins Maul kommt. Man braucht die Exempel nicht weit her zu holen. Man nimmt sich heraus, über Sachen zu urtheilen, von denen man nicht das mindeste versteht. Man fällt mit vieler Dreuzigkeit sein Urtheil über vorgesehene Seeretten und Feldschlachten, da man sein Lebetage keine andre Bataille als etwan ein Hahngesechte, und das Meer niemals, als von einem Thurme vielleicht gesehen hat. Man erdichtet Umstände, und lege sie hernach aus, wie man will, ob man gleich bey sich selbst wol weiß, daß sie falsch sind. Aber das ist einmal das Unglück der Regierung; alles was mit einer dreuzten Mine wieder sie vorgebracht wird, das wird ohne weitern Beweis gleich so angenommen, als wenn wahr wäre; denn wer sich nur unterfangt, sie zu tadeln, der wird gleich für ein Orakel angesehen. Und warhaftig, haben Sie wol Ursache, sich über eine Regierung zu beschweren,

unter der Sie so frey und ungestraft haben reden dürfen, als Sie jetzt gethan haben? geben Sie da nicht Beweise wieder sich selbst? — doch, wenn es Ihnen beliebt, so wollen wir von etwas andern sprechen.

Auf so viel Wahrheiten auf einmal hatte der unbekante Politicus nicht gleich eine Antwort in Vorrath. Er merkte, daß schon einige über den Vortrag des alten Candidaten gelacht hatten, und daß selbst die, welche er von seiner Partei zu seyn geglaubt hatte, auf die lange Keprimande sich nicht zu muchsen getrauten. Selbst der alte Candidat; der Urheber dieser Staatsdiscurs war wie aufs Maul geschlagen. Er hielt deswegen für dienlich einen Platz zu verlassen, wo er diemal nicht die artigste Rolle spielte, sagte aber doch Adieu. Der unbekante Raisonneur raste ebenfalls seine ganze Staatsflugheit zusammen, nur warf er sein Geld für die Zeche auf den Tisch, drückte mit beiden Händen den Hut in die Augen, ging mit einem finstern und trozigem Gesichte aus der Stube, nahm von niemand Abschied, und mummelte immer vor sich hin, da er auf die Gasse kam: „Das sind doch liebe Zeiten, in denen man jetzt lebt, man hat nicht einmal die Freyheit zu reden.“

Die übrige Gesellschaft ging auch bald darauf aus einander, und wir alle wollten neugierig zu wissen, wer denn

der gewesen seyn müße, der auf die Regierung so eifrig losgezogen hätte. Einige glaubten, es wär ein Zeitungs-schreiber, andre hielten ihn für einen abgedankten Commissarius, noch andre, die sich viel natürlicher aus der Sache zu finden und es kürzer auszudrücken wußten, sagte, es wär ein Narre.

Unser beleidigte Redner ging mit diesem Gedrümme wirklich sein Haus vordrey, und als er sich etwas bessann, mußte er durch zwey lange Straßen noch demselben zurückgehen. Kaum war er angekommen, so warf er sich in seinen Grossvaterstuhl, und hier fing er an, seinen patriotischen Affect erst recht auszulassen:

„Nun, Gott sey Dank, heute bin ich schon abgefertigt worden, daß ich mich einmal unterstanden habe zu reden. Ich weiß nicht, was für ein Bärenhäuter das seyn mußte — denn doch! er unterlehrt sich da, mir so unverschäm't ins Gesicht zu sagen, ich soll nicht von der Regierung sagen was ich will. Ja, man muß reden, wie sichs geziemt. Der T. . . . holt das Geziemen! Sie mögen es erst darnach machen, wie sichs geziemt, wenn man nichts sagen soll. Ja, wie sichs geziemt; daß dich doch — wie sichs geziemt — es mag sich geziemen oder nicht geziemen, so will ich reden, wie mirs wird belieben, da soll mir kein König und Minister auf der Welt verbieten zu reden. Sie müssen mir eher

den Kopf herunter schmeißen lassen, wie sie es mit Balmern machten, und noch einem andern, der auch so eine feige Memme war. Das soll sich wol ein Schulpfuser von einem Minister unterrichten, daß er daher tritt, und mir vorschreiben will, was sich geziemt. Was heißt denn ein Engländer, der nicht frey heraus sagen darf, was er denke? Da ist es ja besser, man ist gar keiner. Mit seinem Geziemen — Aber warum hab ich doch nicht den Ketl gleich ohne langes Geziemen bey'm Fleming genommen, und zur Hausthüre ausgeworfen. Treiff ich ihn nur an, den verdamnten Hund, treiff ich ihn nur; er mag sich bei teibe nicht blicken lassen. Jam T. . . . was soll denn das heißen, wenn ein reichthamer Engländer sich auf öffentlichem Cassehause von jedem Schurken, dem es einfällt, widersprechen lassen soll. „

Seine Frau und Kinder, die ganz über sein erbostes Wesen zitterten, ge- trauten sich nicht, ihm ein Wort zu sagen. Sie waren in lauter Furcht, das Ungewitter möchte wieder sie ausbrechen. Sie ertrugen schon seit einiger Zeit dergleichen Predigten wider die Regierung mit vieler Geduld, weil auf den geringsten Widerspruch sonst ein Schlagregen folgte. Aber nun war er böse, daß sie nichts redeten. „Und du, so wandt er sich zu seiner Frau, was sagst denn du dazu? Du wirst wol auch sollen reden, wie sichs

sichs geziemt; aber du laßt überhaupt nichts geschertes herausbringen. Sprich doch, sag ich dir, oder der Henker soll dir das recht halten.

Aber mein lieber Schatz, sing die Frau an, ich weiß ja nicht einmal, wovon die Rede ist! — wovon die Rede ist? — die Rede ist davon, daß ich zu essen haben will — aber zum Henker, ich müßte blind seyn, wenn ich auf dem ganzen Tisch einen Bissen sehen konn — Ja, ja, so gehts einem, wenn man eine Frau hat; man ist alle Tage in Gefahr, Hungers zu sterben.

Da das Eßen abgeräumt war, und er nun nach seiner Pfaße griff, hatte der Kockul kein Spiel, daß er seinen Tebäckskopfer nicht finden konnte; ein neuer Anlaß zum Zischen. „Du, lotte, rief er auf seine kleine Tochter, geh einmal in meine alte Kock-tasche, ich glaube, Gott verzich mirs, das Vielmaul auf dem Cassehause hat mir ihn gar aus der Tasche gezogen mit seinem Geziemen.

Das Kind ging ihm nicht hurtig genug. „Nun! wie mirds? kommst du nicht von der Stelle? waere, ich will dir Beime machen! Ich gehe ja, Papa, schrie sie. Den Augenblick warf er ihr eine Glas an Kopf, und auf seine Frau schaute er ganz entseztlich, daß sich das Kind noch unterstanden hatte, zu reden. Auf die letzte prügelte er Frau, Kinder und Magd, und ging

endlich unter einer Menge Schimpf-worte auf den Minister und die Regierung zu Bette. So weit der Auffs!

Nichts ist gemeiner als Leute von diesem Schlage zu finden, die in ihrem Hause den größten Unfug betreiben, und den Augenblick über die Obrigkeit schreyen, so bald sie die geringste Schärfe nur braucht. Das sind eben die Leute, die den größten Lärm machen. Zum Exempel, ein Mann, wie dieser Raisonneur, der so eigenfintzig, unbillig und h-fig ist, hatte der nicht treffliche Ursache auf einen Walpole los-zuziehen, den ganz Europa rechtsfertig-te? Würde er nicht der ungerechteste und bochhafteste Mann gewesen seyn, wenn er in diesen Posten gestanden hätte? Auf dergleichen Leute paßt sich was

Martial schreib: Dic, mihi, si fueris tu leo, qualis eris? Was würdest denn du thun, wenn du des Löwen Klauen und seine Macht hättest. Der Baron von Pöllnitz, ein Ausländer, der um den Minister näher war, als dieser politische Kennengießer, beurtheilte den Herrn Robert Walpole besser. Er beschreib ihn als einen Mann, der am besten in ganzen Königreiche der Befehle kündigt ist, der die Stärke und Schwäche des Staats genau kennt, und in Ausführung seiner Absichten sich durch nichts irren machen und abschrecken läßt. Niemand ist kühner und geschickter, große Unter-

neshmungen zu wagen, Er kennt seine Nation völlig, und versteht die Kunst sie zu regieren. Niemand spricht im Parlament mit mehrerer Beredsamkeit als er. In der Cammer der Gemeinen geht es fast völlig nach seinem Ausspruch. Unter seiner Aufsicht es hält das Cabinet zu St. James in Europa das Gleichgewichte. Er findet bey der Partei des Hofes starken

Beifall, und wird daher von der Gegenpartei nicht wenig getabelt. Es geht ihm aber eben so, wie ehemals dem Herzog von Marlborough, der von der ganzen Welt, auch so gar von seinen Feinden bewundert, und dagegen in seinem Vaterlande, das er doch gleichwol mit Ruhm und Glück überhäufte, kaum geachtet wurde.

Wir haben seit kurzen die Ehre gehabt, einen neuen Beitrag zu erhalten, und zwar unter dem Titel: Der Gott geheiligten Anmerkungen über Arndts 4tes Buch vom wahren Christenthum Erstes Viermal Drey. Die bellese, nachdenkliche und fast mit satyrischen Ausdrücken staffirte Schreibart würde zum Theil den Geschmack unsrer Leser befriedigen. Es kommen aber einige Hochgezezte und fast ins Scheinmüß übertriebene Redensarten vor, daß wir auch nach öfters Durchlesen den Weg dieses hochfliegenden Adlers, wie unser Herr Auctor den sel. Arnde seines Namens wegen nennt, nicht erserchen können. Wir sehen uns also gemüßigt, diese Abhandlung, die ehnedem keinen Vogen füllet, noch etwas bey Seite zu legen; einmal, weil der Hochsehrwürdige Herr Verfasser schon vorher uns mit seinen versprochenen 17 Vogen über die Offenbarung Johannis sizen lassen; und zweitem, weil wir hier den Zweck des Ganzen nicht absehen, bis dasselbe in Zusammenhang hier eingeschickt werde. Wir bitten darum und versichern den Herrn Probst, daß wir seinen liebblingstil jederzeit unterscheiden können, unter welcher Hand und durch welchen Weg Derselbe es auch abgeschrieben eingeben möchte.

XII. Stüd.
Gelehrte Beyträge
 zu den Rigischen Anzeigen
 außs Jahr 1766.

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstkantate.

(Vorläufige Abhandlung, die den Gesichtspunkt dazu bestimmet.)

Wir sehen einem Fest entgegen, das der Einweihungstag der Kirche Jesu heißen kann, und in mehr als einer Abzichte feierlich, herrlich und ehrendig geworden ist.

Der Erlöser war seit 50 Tagen in den Augen seiner Feinde für tod, für unterdrückt, für überwunden gehalten: die Fabeln von seiner Entwendung aus dem Grabe schienen Bestätigung zu finden, da er sich nicht mehr zeigte, und selbst seine Schüler und Zeugen sich den Augen der Welt verborgen, und in verschlossene Gemächer flohen. Ohne Zweifel jauchzte die Synagoge in Jerusalem schon: Triumph! er ist verschwunden! seine Bekenner jüteten! Nie soll er uns wieder zu schaffen machen,

Selbst die Jünger Jesu wurden kleinmüßig und voll Zweifel: Wie? Er hat uns bald seinen Geist versprochen? Er hat sich in die Wolken geschwungen, um uns vom Vater Trost zu senden? Wo bleibt der Tröster? Unsere Verlegenheit steigt außs höchste! die Feinde jauchzen, und siegen! Wir müssen sehen, und seufzen und schweigen. — oder soll es mit seiner Sendung und Wundern gar ein Irthum gewesen seyn? Ist er in den Wolken verschwunden? oder sit er oben zur Rechten des Vaters, wie er uns gesogt hat, und kan uns vergessen? — Unser Lehrer, Freund, und Bruder — nein unmöglich kan er uns vergessen.

Eben war Ihr Kampf der Seele aufs höchste gestiegen: und die Hilfe kam! der Geist erschien, und machte die Religion Jesu mit einemmal vor den Augen einer kleinen Welt glänzend und prächtig. Die unwisende Gallier sprechen gelehrt: die stummen Zim-mer werden berecht, und Wortvoll; es flammt das Bekännniß aus ihrem Munde. Die Zitternde und Furchtsame werden kühn, um einem verfamleten Jerusalem zu sagen: den Herrn der Herrlichkeit habt ihr ge-zeugt. Die Ohnmächtigen thun vor den Augen der Welt Wunder: sie reden unzelernte Sprachen: sie geben andern die Gabe der Sprachen, die Gabe der Wunder. — Wenn das ein Irrthum, wenn das ein Betrug, wenn das eine Trunkenheit ist: Himmel! so kan niemand mehr seinen Sinnen und seiner Vernunft trauen.

Nun hing sich die neue Herrschaft Jesu an: denn sein Vort war da, der ihn in seinem Glanze zeigte. Von ihm begeistert, reden die Apostel der ganzen Welt das Wort von Jesu; von ihm durchdrungen, zeugen sie vor Königen und Fürsten freimüthig; von ihm gestärkt, troffen sie den Drohungen und Quälen, den Ketten und Marterpfählen: von ihm getröstet, umarmen sie den grausamsten Märtyrertod mit Entzücken, als ihren Freund, der sie Jesu ähnlich mache. Ein redlicher

Mann, der sein Zeugniß mit Blut und Tod besiegelt, verdient der nicht Glauben? und hier zeugen Schaaren redlicher Männer.

Die lehre des Geistes siegt, wohin sie bringt, und die 3000. Vols. herte des Pfingstfestes sind bloß die Erstlinge von ganzen Völkern und Nationen. — Wenn die Feinde der Religion die schnelle Fortpflanzung der lehre Mahomed, der Ausbreitung unsrer Kirche entgegen setzen: so sieht jeder, das sie blind seyn wollen. Mahomet belehrte nicht mit Feuer und Schwert: die Apostel nicht mit menschlichen Waffen, sondern mit Beweifung des Geistes und der Kraft: jener machte seine Religion zum Mischmasch aller Religionen, um sich bei einer jeden einzubetten: die christliche lehre sprach dem jüdischen und heidnischen Aberglauben auf einmal Hohn, sie hatte das Interesse der Priester, und die Macht einer eingewurzeltten Gewohnheit, sie hatte den weltlichen Staat und den abergläubischen Privatmann wider sich, und siehe! sie siegt! — Mahomed nahm die Schooesünden seiner Gegenden in seiner Religion auf; die lehre Jesu raubte der Welt ihre ärtteste lieblingelaster und doch siegte sie — Jene wuchs durchs Schwert; diese mit dem Palmbaum unter dem Druck der Tränen —. Noch in zehn Gesichtspunkten ist zwischen beiden ein hundertfacher Unterschied —.

Auch

Auch für uns ist das Pfingstfest ein Freudenfest, da das Wort des Geistes selbst bis in unsern nordischen Winkel der Erde gedungen, und uns eine reinere Erkenntniß, eine geläuterte Moral und heitere Aussichten in die Zukunft zugebracht hat. Wer die Blindheit, und das Elend der Heiden, auch nur aus Alerthümern oder Reisebeschreibungen kennt; wird es mit der tiefsten Verehrung erkennen, was die christliche Religion für den Staat und für Wissenschaften, für das Wohl der Bürger und für das Herz der Menschen für eine Glückseligkeit sey.

Ja da die Haushaltung Gottes in seiner Kirche noch bis jeho fort- dauret: so wird die Sendung des Geistes dem Anbeter Jesu noch schätzbarer. Nicht Wundergaben, nicht fremde Sprachen; aber licht in der Seele, Trost und Kraft im Herzen; das sind noch jetzt die Wirkungen des Geistes, der im Leben unsrer Verehrer und im Tode unsrer Tröster seyn muß.

* * *

Dies ist der allgemeine christliche Gesichtspunkt der Wahrheiten, die dem folgenden Gedichte zum Grunde liegen; jetzt erlaube man mir, einige meiner Leser gleichsam auf die Seite zu führen, und ihnen einen andern anzuweisen, in dem ich als Dichter gelesen zu werden wünsche.

Wenn irgend eine Materie auf allen Reiz der Dichtkunst und der Musil Anforüche hat: so ist die Religion. Wir müßen uns schämen, wenn wir Griechen und Römer lesen; wie sehr sie ihre Mythologische Fabeln durch Dichtkunst, und Musik, verbrämt haben — und Wir bleibennach, da unsre heilige Religion uns die prächtigsten Sujets, die wunderbars ten und rührendsten Begebenheiten mit so hellen Farben schildert, daß Poesie und Tonkunst nur von ferne stehen, zitternd nachahmen und ihre Versuche zu den Füßen der Offenbarung legen müßen.

Ferner: Die Kantate ist so sehr in dem Innersten der Poesie und unsrerer Empfindung gegründet, daß ich eine glückliche Kantate unter den übrigen Dichtarten gleich nach dem Helden gedicht und dem Drama setze. Wenn in den Recitativen eine Begebenheit mit allen Farben der Dicht- und Tonkunst gemalt wird; wenn die Artie es erreicht, Empfindungen und Besprüche des Herzens in aller Stärke auszudrücken; wenn Chöre und Chortäle diese Empfindung der Brust darauf zu einen vollen Bekännniß des Mundes erheben können: so wird, wie ich glaube, das Ganze einer Kantate, wo alle diese Stücke nach Symmetrie und Eurythmie zusammenge- setzt sind, doch gewiß ein Poesisches

D 2

Genie

Genie sondern, das mehr als Verse machen und Reime zählen kann; das so wohl den Pinsel des Malers, als die Sprache der Empfindung; so gut den Wechsellang der Dichtkunst, als der Musik in seiner Gewalt haben muß.

Kammler hat die Sitten bey der Krippe zu Bethlehem, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu unnochahmlich besungen; aber die Sendung des Geistes nicht! Sollte dieser Gegenstand nicht auch der Musikalischen und poetischen Muse würdig seyn?

Lieberkühn hat ihn besungen; aber Lieberkühn? Wenn ich meine Leset erinnere, daß dies der Uebersetzer ist, der uns den Griechischen Theokrit, Moschus und Bion, den lateinischen Virgil und den französischen von Bar im deutschen Vortrag hat; daß er der wichtige Autor der Arzneien, und jener schale Seelenkünstler in den Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens ist: so wird ihnen wohl nicht sehr nach seiner Kantate verlangt. Ich habe sie vor einigen Jahren in den Sittlichen Gedichten gesehen, aber so, daß ich sie jetzt nicht

noch einmal habe lesen wollen, weil seine Sprache der Empfindung meistens Non-sens und sein Musikalisches eine Häuslung von harten Entbehen, von L. M. N. X. und sonst wenig mehr ist.

Da Deutschland an Tonkünstlern bereits Italien und Frankreich übertrifft: so sollten seine Dichter auch der Tonkünstler würdig werden, und den Vorwurf: „Deutsche Härte, rauhes Ohr der Deutschen!“, entfernen. Allein wenn Brokes einen Telemann, Kamler einen Graun, Zachariä einen Fleischer, und Cledius einen Ziller verdient hat: so dürfen noch immer Tonkünstler seyn, denen Kantatendichter fehlen.

Da das gegenwärtige Blatt, meistens blos für unsere Gegend bestimmt ist: so ist die folgende Kantate zu setzen, wenn sie nur den Beifall der hiesigen Kenner der Tonkunst und insbesondere eines Mächels erhält, den auch auswärtige Gegenden in seinen Kompositionen schätzen. Ja da der seine Musikalische Geschmack überhaupt an unserm Orte blühet: so würde ich mich freuen, wenn ich eben durch das Gefallen, auch erbauden könnte!

Die

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstkantate.

Chor.

Herr! wie lange
Wilst du unser
So gar vergessen?
Daß unsre Feinde sauchzen können:
Wo ist nun euer Gott?

Recitativ.

Hat Jesus seine Waisen ganz verlassen!
Ihr Waisenfreund,
Der oft um sie, und nie um sich geweint,
Der ihnen Trost und Nether in Gefohr,
Und Rath und Lehrer war;
Hat er denn seine Bräuder ganz und gar
In ihrer Angst verlassen!
Der bang von ihnen schied, um ihnen Trost zu senden,
Um den sie ärtlich weinen,
Nach dessen Trost sie winseln,
Um den sie zittern müssen: kann er sie,
Die Tauben, die ihm girren; kann er die
Des Gevers Klamm, der Feinde Händen
Grausam überlassen!
Nein! Menschenfreund! das kannst du nie!

O 3

Actis.

Arie.

Siehst du nicht von Gottes Rechte?
 Deine Brüder, deine Knechte
 Zittern, schwachen mittheilswert!
 Bist du in der Luft verschwunden?
 Freund! sind deine Heldemunden
 Nicht mit Sonnenglanz verklärt?
 Drum so schau von Gottes Rechte:
 Deine Brüder, deine Knechte
 Zittern, schwachen mittheilswert!

Recitativ.

Doch wie? — Welch donnerlautes Brausen füllt
 Das Haus, wo sie verschlossen zittern!
 Ist Gott in diesen Ungewittern?
 Er ist! Jehovah's Geist in Flammen eingehüllt:
 Er ist! Seht! Ihre Zungen flammen!
 Ein Volk aus hundert Völkern stürzt zusammen,
 Und staunt! „Wie? Fremde Sprachen sprechen sind
 „Die Stumme, Zitternde, Stammelnde, die?
 „Wie? trunken? — trunken sind sie nie!
 „Hört ihr nicht? Unsre Sprache riecht
 „Verschönert von der Galiläer Munde!
 „Sie singen! jauchzen! unaussprechlich sprechen sie —
 „Die Stumme, Zitternde, Stammelnde, die!
 Mit Millionen fremden Zungen
 Wird Gott der Höchste — und wie hoch! — besungen.
 O staunt und jubelt. Göttlich ist
 Diese Wunderstunde!

Arie.

Arie.

Singt Stumme! denn die Stummen singen!
 Frolockt ihr Völkern! Völkern schwingen —
 Zu Gott hoch ihren Jubel empor!
 Auf! werdet mit ein Chor!

Triumph! die Hoffnung ist erfüllt!
 Der Geist ist da! die Furcht gestillet
 Der Herr ist König! er ist dein!
 Du wirst sein Reich, o Erde seyn!
 Ein Himmel wirst du seyn! —

Singt Stumme! denn die Stumme singen
 Frolockt ihr Völkern! Völkern schwingen
 Zu Gott hoch ihren Jubel empor!
 Auf! werdet mit ein Chor!

Tutti.

Gott giebt seinen Geist
 Ueber alles Fleisch!
 Söhne und Töchter weissagen,
 Und Greise sehn Gesicht!

Recitativ.

Ich seh! ich seh schon! die Voten Jesu fliegen
 Voll Muth in alle Welt! — und kriegen
 Mit Söhnen, — lastern — Mache! — und siegen
 Wohin ihr Geist des Mundes dringt!
 Ihr Dusen waltet! — Blut und Seele ringt

Digt

Blut, Seele, Leben, ihrem Herrn zu weihen!
 Ihr Mund entbrennt von heiliger Blut,
 In Millionen Herzen Blut zu streuen!
 Ich seh! ihr Geist wird Geist und Muth!
 Ich seh: vor ihnen staken schon Altäre
 Und Höggentempel: und die Heere
 Der Priester heulen: und Thronen
 Erblaffen während: und die Thronen
 Der koster krachen, fallen, stürzen! Und die Nacht
 Der Welt wird Tag, und Licht und Pracht.

Tersett.

1. Lang suchten wir in dunkeln Hainen:
 „Wenn wird uns Licht und Sonne scheinen?..“
 2. Lang bebten wir in Lasterketten:
 „Wenn kommt ein Retter uns zu retten?..“
 3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
 „Tod! komm! du Trost, für dem wir beben!..“
1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
- | | | | |
|----|------------------|---|---------------|
| 1. | Licht und Sonne | } | uns gebracht. |
| 2. | Ruh und Freiheit | | |
| 3. | Freud und Leben | | |
1. Jetzt wandeln wir, und fallen nicht:
 Jehovahs Geist gibt Licht!
 2. Und führen mit den Lastern Krieg:
 Jehovahs Geist giebt Sieg!
 3. Und eilen froh zum Himmel zu:
 Da lohnt er uns mit Ruh.

2. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht

- | | | | |
|----|------------------|---|---------------|
| 1. | Licht und Sonne | } | uns gebracht. |
| 2. | Ruh und Freiheit | | |
| 3. | Freud und Leben | | |

1. Lang suchten wir in dunkeln Hainen:
 „Wenn wird uns Licht und Sonne scheinen?..“
2. Lang bebten wir in Lasterketten:
 „Wenn kommt ein Retter, uns zu retten?..“
3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
 „Komm, Tod! du Trost, für dem wir beben!..“

1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht

- | | | | |
|----|------------------|---|---------------|
| 1. | Licht und Sonne | } | uns gebracht. |
| 2. | Ruh und Freiheit | | |
| 3. | Freud und Leben | | |

Choral.

(Melod. Komm! heiliger Geist!)

Du heilige Brunst! süßer Trost!
 Du hilfst uns frölich und gerost
 In deinem Dienst beständig bleiben:
 Daß Trübsal nie uns abtreiben.
 Herr! deine Kraft mach' uns bereit
 Und st. et der Seele Mattigkeit,
 Daß wir mit dir hier tapfer ringen,
 Und einst im Tode zu dir dringen. Hallelujah!

Cavate.

Und ist denn uns der Geist versagt?
 Versagt ein Vater seinen zarten Kindern
 Die größte Bitte? Und wer wagt
 Des besten Vaters Huld zu mindern?
 Du fühlst ja dein Herz oft mächtig schlagen;
 Wenn du auch halb den Frevel schon gewagt.
 Du hörst es ja laut zum Richter klagen;
 Selbst wenn es niemand wagt.
 Denn schmilzt dein harter Sinn
 Oft unversehrt vor Gott in Schaam und Thränen hin!
 Sieh! Das ist Gottes Geist, o Bösewicht!
 Der in dir spricht!
 Und du, o zarte Seele! fühlst du nicht?
 Von Kampf und Flehn und Sorgen müde
 Ist in dir auf einmal des ganzen Himmels Friede.
 Und fühlst alsdenn so schöne, warme Triebe
 Zur Menschlichkeit und Tugendliebe:
 Bis schnell dein Geist
 Sich über Staub und Welt zu Gott und Himmel reißt:
 Und schmeckt — und schmeckt — was du nur weisst,
 Der es genießt! — Sieh! das ist Gottes Geist.

Choral.

(Melod. Straf mich nicht in deinem Zorn)

Geist der Gnade! laß mein Herz
 Stets bei Fehlern schlagen;
 Doch laß im Gewissensschmerz
 Es auch nicht verzagen:
 Schaff in mir
 Seelenzier,
 Edle Tugendtriebe
 Edle Christenliebe.

Chor.

Welche der Geist Gottes treibt,
 Die sind Gottes Kinder.

Choral.

Geist des Trosts! der Unschuld Pfand!
 Ruf in anstre Seelen
 Wenn uns Zweifel, Unverstand,
 Und Gewissen quälent!
 Denn ruf du
 Himmelsruh
 In die matte Seele
 Daß sie sich nicht quälte.

Chor 2.

Der Geist gibt Zeugnis unserm Geist,
Daß wir Kinder Gottes sind.

Choral.

Geist des Flehens! lehr mein Herz,
Unausprechlich beten,
Und wenns einst im letzten Schmerz
Bricht mit tausend Nöthen.
Geist der Ruh!
Denn wollst du
Mächtig mich vertreten!
Mächtig in mir beten!

Schluß, Chöre.

1. Wenn wir nicht mehr beten können;
Vertritt er uns aufs beste!
2. Und ruft in unsern Herzen
Mit unaussprechlichen Seufzern:
1. 2. Abba! lieber Vater!

Das ist die Art und Weise

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1766.

Von der augenblicklichen und bezaubernden Gewalt
einer Gifte.

Mein Herr,

Ich bin lange neugierig gewesen, hinter die Wahrheit zu kommen, ob die vergifteten Pfeile der Indianer die erstaunlich plöbliche Wirkung thun, die man ihnen in so viel neuern Schriften, beyleget. Solte wohl ein betruckener Saft, der schon vor manchen Jahren an ein spitziges Holz oder Eisen geschmieret worden, einem grossen Thier, als einem leichtverwundeten Bär in so wenigen Minuten auf der Stelle das Caraus machen? Ich gesteh es, daß ich meine ganze Lechgeläubigkeit anstrengen und strapaziren müßten, wenn ich nicht erfahrenen Männern von aller Glaubwürdigkeit ins Angesicht widersprechen wolte. Doch ich gebe mich allmählich, seitdem mir die Französische Uebersetzung des Herrn LIDONS zu Nälse gekommen, welcher die Naturgeschichte 1758. aus dem Spanischen übersezt, die der Pater GUMILLA, ein Jesuite, und Superior der Missionen

an dem grossen Orenocke Fluß bey seinem Aufenthalt in diesen Gegenden von America mit vieler Genauigkeit und eigener Erfahrung abgefaßt. Hier haben Sie einen kleinen Auszug:

Die unmenschlichste Nation, die Caverres, die alle Wilden am Orenocke-Ström an Grausamkeit übertraffen, nehmen ihr allerstärkstes Gift aus dem Pflanzenreiche. Sie wissen die Composition allein, sie andre halten sie solche als ein Geheimniß, und verkaufen gleichwohl den Saft davon, der ihnen beträchtliche Vortheile erwirbt. Man kauft das Gift in kleinen irdnen Töpfen, davon der größte 4 Unzen halten möchte. An Farbe sieht es einem Syrup gleich, und ist ohne Geschmack auch ohne sonderliche Schärfe. Man kan es gar in Mund nehmen, ja ohne alle Gefahr hinterzuschlucken, doch muß der Baumen und das Zahnefleisch

nicht blutig sey, denn es beweist seine Wirksamkeit bloß an der Masse des Bluts. Verührt es nur einen Tropfen Blut, so starrt das Geblüthe durch alle Theile des Körpers mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Wenn ein Mensch mit einem Pfeil, das mit dieser Curare besessen worden, auch nur wie mit einer Nadel gestochen wird, so geliefert das ganze Blut. Er stirbt ohne so viel Zeit zwischen Leben und Tod zu haben, daß er nur dreymal den Namen Jesus nennen kan.

Ein Spanischer Soldate lernte dem Pater Gu milla die Wirkung dieses Giftes durch einen Versuch kennen. Sie fanden auf einer Reise einen Trupp gelbe Affen, die die Indianer in ihrer Sprache Arabata nennen, und worauf sie sehr-leckerhaft sind. Die Wilden so in dem Befolge waren, wollten unter sie schiessen. Der Pater nahm gleich einen besetzte und bat ihn sein Pfeil zu vergiften und nach einem Affen zu zielen, der auf dem Ast eines Palmbaume saß. Das Pfeil traf ihn mitten auf den Magen. Der Affe, dem die rechte Pfote baumelte, hub solche empor, und wolte das Pfeil ausziehen. So ist nehmlich ihre Weise, wenn sie mit unvergiffenem Gewehr getroffen werden. Kaum aber, daß er die Pfote heben wolte, so purzelte er schon von der Palme herunter. Der Pater der nicht weit davon stand, lief

gleich zu, fand aber von aussen nicht die geringste Lebendwärme mehr. Er ließ ihn von Magen an bis unten aufschneiden, und fand zu seiner Bestürzung auch keine. Um das Herz herum lag eine Menge geronnen, schwarz und kaltes Blut. In den andern Theilen des Leibes war fast nichts, und das wenige in der Leber sahe wie das bey dem Herzen aus. Der ganze Leib war mit einem gelblichten kalten Schaum bedeckt, und der Pater schloß hieraus, daß die ausnehmende Kälte dieses Giftes das Geblüthe auf der Stelle geronnen und dicke mache, da es im Herzen eine Art einer plötzlichen Erstarrung verurrsacht.

Gleich sollen Sie hören, wie man dieses strenge Gift verfertiget. Sie ziehen es aus einer Wurzel aus, die Curare heißt, welchen Namen sie dem Extrac selbst beylegen. Diese Wurzel ist die einzige in ihrer Art. Sie tracht weder Blätter noch Zweige, und hält sich immer im verbergnen, reche als ob sie sich schäme, und ihre heimliche Schätlichkeit zuverstecken sucht. Sie wächst nicht, wie andre Kräuter im Erdreiche, sondern in dem faulen Schlamm der Teiche, die keinen Ab- und Zufluß haben, und deren Wasser nicht anders als im höchsten Nothfall getrunken wird, weil es außerordentlich dick ist, und an Farbe, Geschmack und Geruch ganz unerträglich fällt. In dem

dem Schlamm solcher Teiche wächst die Wurzel Curare, als ein Product, der sich für den Vorrath dieser Unreinigkeiten recht wohl schickt. Die Coverter Indianer sammeln diese Wurzeln, die eine graue Farbe haben. Sie waschen solche, sie schneiden sie in Stücke, und lassen sie in großen eisernen Grapen bey gelindem Feuer abkochen. Diese Arbeit übertrug sie einem alten Weibe, welche unter ihrem Volk die aller-entsehrlichste ist. Wenn diese durch die Hestigkeit der Ausdünstungen auf der Stelle umfällt, welches gewöhnlich geschieht, so muß eine andre dran, und zwar ohne Complimente und Sperritzen. Denn weder Verwandte, noch Freunde haben dawider etwas einzuwenden, weil sie wissen, daß Weiber von solchen Gefahren bey ihnen kein besser Schicksal haben können. Wenn das Wasser allmählich absteht und kalt wird, so arbeiten diese Unglücklichen erst reche an ihrem Tode. Sie müssen die Wurzeln ausquetschen, damit durch deren Saft das Wasser fett werde, und dies thun sie so oft, bis das Wasser die Farbe des Syrops hat. Die Alte drückt, so lange ihre Kräfte zu reichen, die Wurzeln aus, legt den Saft in Grapen und wirft die Wurzeln als unnütze weg. Nun legt sie von neuen Holz unter, und kochte es dicke. Kaum fängt der Saft an zu sieden, so wird sie von Dampf niedergeworfen, und fließt. Nun setzt man die dritte dabey,

der es manchmal eben so geht, wie beyden erstern.

Wenn der Saft um ein Drittel eingekocht ist, und die gehörige Dicke erhalten, so schreit die alte unglückliche Köchin, wann sie noch kan, und meldet die Vollendung ihrer Arbeit. Gleich kont der Cacioue oder Oberher mit seinen Hauptleuten und Einwohnern herben, die Curare zu probiren. Der Cacioue steckt die Spitze seines Stocks in diese Composition, und eins von dem Kindern des Gefolges rigt sich mit dem scharfen Ende eines Knochens entweder ins Bein oder im Schenkel, oder auch in Arm, wo es ihm nehmlich beliebt. So bald sich Blut zeigt, so hält der Cacioue seines Stocks Spitze gegen das Blut, doch nicht an das Blut, weil er sonst diesen Bestirren auf der Stelle tödten würde. Wenn das Blut, das im Vegrif war, herauszufsprühen, zurück tritt; so hat das Gift die gehörige Vollkommenheit. Tritt das Blut nicht zurück, sondern fliehet nur still; so brauche die Masse noch ein wenig zu kochen. Dieß ist aber heraus, und nimmt seinen natürlichen Lauf, so muß die Alte wider an diese Todesangst, bis zur neuen Probe. Ziehe sich bey dieser Probe das Blut einwärts; so ist man wegen der nöthigen Wirksamkeit der ganzen Composition sicher.

Dies Gift behält seine Kraft bis auf den letzten Tropfen, ob gleich die

Indianer dasselbe in Köpfen offen stehen lassen. Die Ursache liegt wohl in der Vereinigung der so genau verdichteten Fohle. Was aber die größte Aufmerksamkeit verdienet, ist, daß die Pfeile, wenn sie nur einmal damit bestreichen worden, eine lange Reihe Jahre hindurch gleich starke Wirkung thun, ob man gleich kaum ein Drachma oder ein Quentchen schwer an solche anfangs geschmieret hat. Man hat noch nie wahrgenommen, daß ihnen was an ihrer Befähigung, geschwind zu tödten, durch die Länge der Zeit war obgegangen. Das allein hat man bemerkt, wenn diese Indianer ein solch Pfeil aus dem Köcher nehmen, es sey auf der Jagd, oder im Kriege, daß sie nicht versäumen, die Spitze desselben vorher in Mund zu stecken. Sie geben davon zur Ursache an, daß die Wärme des Mundes mit der Feuchtigkeit des Speichels die Kraft der Curare auflöse, sie erhöhe, und derselben Wirkung unsehlbarer mache.

Solte nicht noch ein Gewächse sich finden, dessen Saft das Gift der Curarewurzel an Heftigkeit übertrüge? Ich glaube, es ist der grosse Baum auf Macassar, einer der phisippinischen Inseln. Dieser Baum gleiche einem Lorbeer am nächsten, seine Ausdünstungen aber sind so tödlich, daß man bey seiner Nähe in Lebensgefahr geräth, wenn auch selbst der Wind nicht darwäch ist. Man darf ihn nicht

durch den Geruch empfinden, oder ihn anrühren, wenn man nicht auf der Stelle des Todes seyn will. Die Insulaner auf Macassar zapfen ein tödlich Gift von außerordentlicher Wirksamkeit daraus, mit dem sie die Spitze ihrer Waffen bereiden, dozu aber die Delinquenten brauchen, welche das Leben verwirret haben. Wenn die, so zu dieser Arbeit verdammt sind, ohne Schaden davon kommen, so haben sie Pardon und erlangen ihre Freyheit. Diese bedienen sich demwegen aller möglichen Verwahrungsmittel, um gut durchzukommen. Sie behängen sich mit vielen Kleidern, stopfen Augen und Nasen zu, so gut sie können, ob sie gleich nichts mehr dabey zu thun haben, als mit einem Zwischborer ein Loch in den Stam zu drehen, eine Köhze einzustechen, und ein Gefäß unter zu setzen, in welches der Baumsaft läuft. Indessen sind die Exempel doch rar, daß einer glücklich entronnen sey. Diese Beugigkeit behält ihre Kräfte so lange, daß, wenn die Einwohner ihre Pfeile, Dolche und Lanzen einmal damit bestreichen, und einer damit nach zwanzig Jahren verwundet würde, er crepiren muß, ohne daß man ihn retten könne.

Es wurde einmahl ein Indianer zu dieser Todesstrafe verdammt, als einige Europäer dabey waren, die sich von den Richtern Urlaub baten, diesem armen Sünder das Leben zu retten. Sie

wolten versichern, ob der berufne Theater etwas dagegen ausrichten würde. Sie erhielten diese Erlaubniß, und traten auf die Seite des Delinquenten, um geschwind zu seiner Hülfe bezugspringen. Doch unglück! Der Unglückliche war Mausestode, ehe man ihm die Arzeney zum Munde bringen konnte.

So unbegreiflich mir anfangs die augenblickliche Wirkung dieser vergifteten Waffen vorgekommen, eben so unglaublich schien mir die Erzählung des Herrn Professor Kalm, wenn er bey seinem Aufenthalt in Philadelphia berichtet, wie künstlich die Klapperschlange ein Eichhorn zu bezaubern weiß. Er hat es zwar nicht selbst gesehen, aber doch von glaubwürdigen Personen vernommen. Die Bezaubrung soll auf folgende Art geschehen. Die Schlange liegt auf der Erde, unter dem Baume, darauf das Eichhorn sitzt. Sie blüht das Thierchen mit starren Augen an. Und so, wie sie dies thut, hat es das Vermögen nicht mehr zu entlaufen. Es fängt aber ein besonders kläglich Gewinsel an, welches so kennbar ist, daß jeder, der um die Zeit in der Nähe vorbeý gehet, schon daran merken kan, daß es von der Schlange bezaubert werde. Das Eichhorn läuft hierauf den Baum etwas hinauf, dann wieder herunter: abermals hinauf, und so noch weiter herab. Dabey merket man, daß es jedes mal

tiefer an dem Baume herunter kommt, und das letztere mal, da es hinauf läuft, nicht die Höhe erreicht, eh es wieder um kehret, welche es das vorige mal erkletterte. Indessen liegt die Schlange an der Wurzel des Baums, und hat ihre Augen unverwandt auf das Eichhorn gerichtet. Ja, sie ist so aufmerksam darauf, daß jemand, der von ungefahr dazu kommt, ein ziemlich Geräusch machen kan, ohne daß sie sich Zeit lassen sollte, darnach umzusehen. Das Eichhorn rückt, indem es so hinauf und herunter läuft, immer tiefer herab, und thut endlich einen Sprung zur Schlange, die ihren Kachen schon aufgesperrt hält. Jetzt stürzt sich das arme Thier mit einem bangen Winseln hinein, und wird, wenn es nicht zu groß ist, so gleich verschlucket. Kan dies aber wegen seiner Größe nicht geschehen, so besleckt die Schlange dasselbe einige mal und macht es dadurch glatt, und schluckt es so allmählig hinunter. Eine gleiche Art der Zauberey wird auch der im nördlichen America so genannten schwarzen Schlange zu geschrieben, und sie soll auf eben diese Art die Eichhörner fangen und verzehren.

Nunmehr versey ich aus dem Vater Gummilla die ganze Art der Zauberey. Dieser gelehrte und fromme Mann erzehlet uns größte Dinge. In den weiten Gegenden, schreibt er, welche der Orenockestrom bewässert, findet sich häufig die ungeheure Schlange

ge **Buis**, die gemeinlich Madre del agua die Wassermutter genennet wird, weil sie gewöhnlich im Wasser sich aufhält. Dies Ungeheuer siefet einem alten Sturz einer dicken Fichte ähulich, die ausgerottet worden, und keine Nahrung mehr aus ihrem Wurzel nicht. Sie hat um ihren Leib eine Art von einem Bart, oder ein Moos, daß wie das Moos an wilden Bäumen ansieht, und wahrscheinlich von dem Staube oder Schlamme herzukommen scheint, der sich an ihren Bauch anfängt, wenn ihn das Wasser feuchte, und die Sonne trocken macht. Ihre Länge ist ordentlich acht Ellen, und ihre Dicke nach diesem Verhältniß. Ihre Bewegung ist bey nahe eben so unmerklich, als der Minutenweiser an einer Taschenuhr. In einem Tage möchte sie wohl keine Russische Werst zurücklegen. Ihr Leib läßt auf dem Wege eine Furche nach, so wie ein geschleppter Maßbaum machen würde.

Ihr Anblick ist allein schreckhaft, und man kan ihr nur wegen ihrer langsamkeit entgehen. Die, welche die Giftigkeit ihres Athems und dessen lange Strecke kennen, suchen ihre Sicherheit in der Flucht. Bey dem geringsten Geräusche hebt sie den Kopf ein bis 2 Ellen empor, öfnet den Schlund und haucht ihren Raub so giftig an, daß Menschen und Thiere erstarren, die in diese vergiftete Zugluft gerathen. Sie werden wieder Willen nach dieser

Schlange hingezogen, bis sie nahe genug kommen von ihr verschlungen zu werden.

Diese Bestie hat keine Zähne, und braucht daher ganze Tage, ehe sie die Wunde verschlucken kan. Ihre Kehle ist so weit, daß sie mit der Zeit einen jährigen Ochsen hinunterschlinget, indem sie unter dem Schlucken ihm Blut und Säfte auslaueret. Man findet die **Buis** manchmal in der Sonne liegend, denen das Gewähe eines Donnertisches recht einen Schauerbare vor dem Mause macht, weil dieses nicht mit in Schlund ein kan. Wenn ihr Wildpret verdauet ist, so werfen sie diesen Bart wieder ab, und gehn auf ein neu Ebentheur aus.

Nichts entgeht der ansehenden Kraft ihres Hauchs, als nur, wenn jemand mit Geschwindigkeit übern Weg quer über marschiret, und diesen giftigen Athem zertheilet. Darum geht kein Mensch allein, sondern hat immer einen Beileitsmann bey sich, damit, wenn einer behaucht wird, der andre den Giftduft zerstreuen möge, entweder mit dem Hute oder sonst einem Hilfsmittel, sonst vergeht dem Behauchten alle Kraft zu laufen, ja er nähert sich wieder Willen dem Raucher dieses Fleischfressenden und unerfärllichen Ungeheuers, ob er gleich alle seinen Verstand und Ueberlegung behält.

Ein anderer Vater erblickte einen **Buis**, der einen Caymann oder ein Ameri-

Americanisches **Crocobill** behaucht hatte. Der Caymann stach schon mit anderthalb Ellen seines Körpers, die den dritten Theil der Länge ausmachten, dem **Buis** in Rücken. Dieser hatte sich um das übrige Theil des Caymanns deenmal umgeschlungen. Die in der Nachbarschaft kamen mit Flinten, Lanzen und Pfeilen herbey, und verwundeten das Thier, daß der ganze Bach von Blut strömte. Die gräßliche Schlange spie das Stück des **Crocobills** mit Gewalt von sich, und weil man in Gefahr war, auch die Bestie in Wasser nicht sterben konte, so warf ihr einer eine Schlinge um Hals, zog sie heraus, und die andern tödteten sie. Man zog ihr die Haut ab, die unvergleichlich ordentlich von weiß und grau gepunctelt war, und schickte solche nach der Stadt Caracas. Hier wurde sie verwahrt, und so trocken und eingeschrumpft sie auch war, so erhielt sie doch noch $\frac{7}{8}$ Ellen in die Länge und $\frac{1}{4}$ Ellen in der Breite.

Auf Mindanao und den Philippinischen Inseln giebt es eben dergleichen entseßliche Schlangen, die bis 30 Palmen in die Länge haben und durch gleiche verzehrende und anziehende Kraft einen Hirsch, Bär, Eber und Menschen verschlingen. Sie haben daseibst nur einen andern Namen, **Ibirin** oder **Bole**.

Auch in Europa finden sich Schlangen, zwar nicht von der Größe, aber

einem eben so wirksamen Gift. Der Vater Joseph Salé ging einmal in seine Gärten zu Graus, einem Städtchen des Bisthums Balbastro in Arragonien spazieren. Er wurde mit seinem Gefährten einen kleinen Vogel gewahrt, der etwa ein Elle von der Erde mit seinen Füßeln fladderte und nicht aus der Stelle konte. Sie entdeckten gleich eine Schlange, die etwa drei Viertel Ellen lang und eines Daumens dicke war, welche mit erhabenem Halse und aufgesperrtem Mause das arme Vögelchen an sich zog, das schon eine Viertel Elle tiefer herunter gekommen war, und noch immer ängstlich wegzustreuen versuchte. Sie machten aber gleich der tödlichen Kurzweile ein Ende. Sie erschlugen die Schlange; der Vogel ersam mit vielen Freuden und sang sein Danklied.

In dem Spanischen Successionskriege, anderthalb Johr vor Belagerung der Stadt Barcelona spazierete der Feldmarschall, ein Graf von der Lippe, mit andern Officiers an den Ufern des Ebro und erblickte eine Armeidie Schlange, die ein Kamindchen in einer Entfernung von 3 bis 4 Toisen an sich gezogen hatte. Sie faßte es bey dem Kopfe und brauchte lange Zeit es hinter zu kriegen, weil das unglückliche Thier mit den Hinterfüßen zappelte und sich sträubte. Der Graf ließ nachher eß diese Schlangen aussuchen und tödten. Bry

Bei ihrer Erbsung fand er ausgelegte Kaninchen im Bauch, die so lang gedehnt waren wie ein Strick, und Knochen hatten, als wenn sie befeilt wären.

Der Marquis von Robén, Begaber der Königl. Spanischen Armeen erschlug zu Cienpuzuelos eine Schlange, in deren Magen er vierzehn Kaninchenjunge fand, und die die Haut noch ganz heil hatten; sie waren aber alle ausgelesen, und ihre Knochen zermalmt. So fehlen die Buzos selbst in Spanien nicht.

Ich muß Ihnen, Mein Herr, doch noch mit einer Amerikanischen Historie aufwarten. Der Pater und Generalprocureur der Jesuiten in Neuspanien reiste durch dieses Land, Die Indianer, die ihn begleiteten, wiesen ihm einen Hasen, der am Wege ganz starr und unbeweglich stand. Er befragte sie nach der Ursache, und da zeigten sie ihm eine Schlange von mehr als mittelmäßiger Dicke, die mit bleckendem Rachen das arme Thier vergiftete. Die Indianer steinigten sie zu Tode. Der

Hasen, der von seinen unsichbaren Ketten sich losgemacht fühlte, machte sich gleich auf die Beine und sprang davon.

Auf die Art hilft die Weisheit des Schöpfers seinen Creaturen, die keine Zähne zum Beißen haben. In den Transactions Philosophiques führt der Ritter Sloane eine Schlange an, die ihre Beute blos vermundet, und widerlaufen läßt. Sie sieht ihr aber mit den Augen nach, wo sie hin flühet. Der Justiner belehret sie, daß ihre diese Beute sicher gang sey, und bald ihr Leben endigen werde, so bald der giftige Biß seine ganze Wirksamkeit aufsetzt.

Wir haben in unsern nordlichen Ländern giftige Gewächse, Kräuter, Schwämme und Pilze. Wer giebt aber auf unsre Schlangen acht? Gewiß, der Mangel der Aufmerksamkeit, und das Sorglose in Sammlung der Erfahrungen umhüllet uns mit solcher Dunkelheit, daß wir die kenntbaren Lichter, welche die Natur auch in unsern Gegenden aufgestellt hat, davon nicht sehen können.

XIV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Erste Fortsetzung
Erklärung
einiger alten Ehrenwörter,
welche
dem ältesten Deutschen Adel
in Rießändischen Urkunden beigelegt werden.
(Siehe IX. Stück 1766.)

Wer nun begriffen hat, wie sauer vornehme Herren sich um den Ritterstand werden lassen müssen, ehe sie sich milites schreiben oder nennen durften, dem muß es wohl höchst befremden; wenn der Herr Professor Pauli, als ein Staatslehrer, auf der dritten Seite seiner Vorrede so dreußt wider den Herrn Assessor Hommel in Leipzig hinschreibet: Es ist bekant: milites wurden gehobrem equites gemacht. Der Name Eques oder equites kommt in den Urkunden der mittlern Zeit gar nicht vor, und keiner konte ein Miles werden, der nicht vorher Knappe, (armiger, ecuyer) gewesen. Wo sollten nun die gehobren Milites herkommen?

Wir kommen nun auf ein andres Wort in unsern Urkunden, und das heist: Nobilis. Kein Kayser, kein König hatte sich dieses Titels zu schämen. Es war von weiterer, aber doch höherer Bedeutung als das Ehrenwort Miles. Nach dem Canzleisstil oder im politischen Verstande bezeichnet es Fürsten, Grafen und Dynasten, die in mittlern Zeiten den hohen Adel ausmachten, und von unserm heutigen Ritterstande sehr unterschieden sind. Die Grafen von Saltremunt heißen: Edle Lüde. So lesen wir in Urkunden: Der Edelmann Junker Sifride Herre tho Homborch. De edelen Manne Junker Gerd von Bruckhusen, und Junker Lüde.

Ludeff van Warberge. Den edelen Männern, isten leben Herren, Greven Ludolf, Junkern Henric, Broderen. Im Lateinischen heist: Nobilis vir Comes de Werningeroode. Im Context lautet est Nobilitas Vestra, vestra dominatio, Jurer Edelheyr. Die Gemahlin eines solchen Herrn titulirte man Edel-frau. Als Lotharius von seiner Terberga sich scheiden lassen wolte, so fassen im Gerichte Laici nobiles. Nach gezeigter Umfrage an die Bischöfe verurtheilten sie die Gemahlin zur heißen Wasserprobe, weil es an Beweis und Zeugen fehlte. Nothwendig müssen diese Richter vom hohen Adel gewesen seyn, weil über eine Königin das Urtheil zu fällen war, und sie solches nur von Leuten ihres Standes nach der alten Regel empfangen konte.

Die Grafen erhöhete oft durch dieses Bezwort ihren Titel. So findet man: Nos Symon, nobilis comes de Dasle, und im Deutschen: Wy Edel Greve Henrich, Greve tho Pyrmont. Der hohen Bedeutung dieses Worts wegen, lieh man gar den gräflichen Titel weg, z. E. Nos Hertinardus, nobilis vir de Lippia. In den hiesländischen Urkunden heist der Graf Conrad von Jfenburg schlecht weg: Coad de Jfenborch, nobilis homo.

Der kleine Sohn des Herrn von Vlesse heist auch vir nobilis, weil der

Vater ein Domast war. Ex nobili familia bezeichet jedermal den hohen Adel, gleichwie ex genere militari den niedern. Wenn inwischen eines von niedern Adel nobilis manchmal genennet wird, so geschicht in grammaticalschen oder buchstäblichen Verstande, der doch auch seine Kichtigkeit hat, weil ein jeder von niedern Adel edelgebohren war, wie wir unten vernehmen werden.

Der hohe Adel zeichnete sich noch durch ein Bezwort aus, und nannte sich Seniores oder Ertisten, Freyherrn, Grafen, auch wohl Herzoge heissen sich natu majores oder Erteste betiteln. Doch hatte der Name Senior einen verschiedenen Gebrauch. Nannte man den Kaiser so, dann war es so viel als ob man, Gnädiger Herr, Domine, signore, Seigneur sagte. Aus grosser Ehrerbietung nannten vornehme Damen ihren Ertstern Senior, und sich selbst Mägde (Ancillas.)

Ein anderer Ehrentitel des hohen Adels ist durch die Wandrung der Normänner nach England, Frankreich, Italien, und mit der Zeit nach Deutschland gekommen. Diese nordischen Völker nannten die Kinder des königlichen Hauses Barver oder Baroner, so wie die südlichen Europäischen Völker Infancen sagten, obgleich mit der Zeit das nordische Wort eine Bedeutung den meisten Ursprung bekommen hat. Ein Baron bedeutet in alten

Zeiten einen Karl, Keel oder Mann, so wie er in den Baluzischen Urkunden: Tam baro, quam foemina, der Frau entgegen gesetzt wird. Eben daselbst heist Baro de monochidis nichts mehr als ein gemeiner Mann. (*) Doch schon sehr frühzeitig behauptete dieses Wort seinen normännischen Ursprung, und zeigte anmehder den hohen Adel die Magnaten, oder gar die Prinzen von Geburt und ihre Nachkommen an. Die Mönche in den Deutschen Klöstern, die man mehrtheils aus Frankreich und Italien holte, brauchten in ihren historischen Schriften den Titel Baron häufig genug; was ist also Wunder, wenn dieselbe im Schreiben geübte Geistlichen in die Canzleyen placirt wurden, daß dieses Wort sich wieder den stilum curiae in einige Diplomata eingeschlichen. So meldet die Geschichte, daß Heinrich der Erste in England seine beyden Söhne mit 300 Baronen, d. i. Edlen Herren eingeschiffet habe, die alle nach erlittenen Schiffbruch jämmerlich ertrinken mußten, Pabst Hadrian der Vte, ging, wie er

noch Cardinal war, nach England, um den Krieg zwischen den König und dessen Baronen bezulegen. Im Jahr 1184. werden die Grafen von Poppenburg und von Werthern Barone genannet, die sich selbst nur viros nobiles schrieben. In den hiesländischen Urkunden, da der hieshaufische Großfürst Myndovie dem Orden 1261. seine Länder abtritt, haben sich dessen Barone und Blutsfreunde mit unterzeichnet. Nur erst in den Diplomatibus Kayfers Carls des IVten werden in Deutschland die Barone zu den Dynasten oder Freyherrn geschlet, die auf die Fürsten und Grafen folgen. Der Herr Hofrath Scheide geht hierinne so zu versichtlich zu Werke, daß er vor Carl dem IVten alle Urkunden der Deutschen Reichscanzley für untergeschoben erkärt, in welchem das Wort: Baro angetroffen wird. Unfers Trachtens konte ein solches Diploma richtig genug seyn, wenn auch der Canzler oder dessen Schreiber das Ehrenwort Nobilis nach seinem Vaterlande durch Baro ausdrücken wollen, um den Nachdruck desselben

(*) Was der Herr Verfasser von dem Worte Baro sagt, als wär es von den Normännern nach England und Frankreich gekommen, muß wohl nur von der Bedeutung desselben verstanden werden. Gewis war es ein in Gallien einheimisches Wort vor der Ankunft der Normänner. Der alte Scholiaste über den Persius schreibt ausdrücklich: Lingua Gallorum barones vel varones dicuntur servi militum, qui utique sultissimi sunt, servi videlicet stultorum. Bey nahe solte man aber an den Alterthum des Scholiasten zweifeln. Denn wenn er die Milites Hauptnarren nennet, so hat er wohl diejenigen hiesigen Ritter, und aus ihren Knechten solche Knaben und Schülhalter vor Augen, davon Herr Caspote und sein Waffenträger Sando die würdigen Copien ihrer Originale waren. Amdt.

ben nicht zu schwächen. Es ging in der päpstlichen Dataria oder Canzelen nicht anders. Die Deutschen von hohen Adel, die der Pabst 1396. Barone ihrer Baroneten nennet, schrib. n sich selbst noch sehr lange Edelherren, Edelsjunker, Nobiles viros, niemals abdy Barone. Der päpstliche Legate nannte einen Gerhard von Schonberg einen Baro, da er vir nobilis sagen wolte.

Ein Baron war also ein Dynaste, oder überhaupt ein Edler Herr ein Edelmann. Diese Barone, so viel ihrer nemlich nicht ausgestorben waren, nahmen noch und nach den gräflichen Titel an. Peter von Andlo ein Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, welcher die Barone seiner Zeit am besten kannte, beschreibet sie als Hauptleute, die von einem gebietenden Fürsten über einen Theil des gemeinen Volks durch ein Feudum oder Lehngut investirt waren, und wieder unter sich Vasallen hatten. Nach seinen Ausdruck war ein Baron also ein Capitaneus, oder ein Valvasor major, gleichsam der Obervasall. Er hält sich zugleich stark auf über einen zur selbigen Zeit eingerissenen Gebrauch, den wir allein aus ihm lernen. Wenn nemlich ein Baron ein Frauenzimmer aus dem niedern Adel heirathete, so entbaronisirte er seine Kinder (debaronisabat) und durften diese den Titel der Barone nicht führen. That es aber ein Graf, und verheirathete sich in den niedern Adel, so blieben die Kinder Gra-

fen; (non decomitantur); so bald aber diese Kinder wieder in den niedern Adel traten, so verlohren sie den hohen Adel, und wurden von nun an zu den niedern gerechnet.

Diese Barone sind also von den Baroneten und Freyherrn neuerer Zeiten sehr unterschieden. Noch jezo siset in den Geschichten des Reichs der Churfürsten und andrer Regenten der alte Adel auf der Herren Bank nach seiner Anciennete unter Grafen und Freyherrn, und viel Barone siset auf der gelehrten Bank. Es giebt daher, wo einer von alten Adel nicht einmal eine Würdweihung erhalten darf, wo er nicht seine Kinder zu Enstie und Kindsferr unsähig mache will.

Wo kamen aber diese Dynasten her? Es ist begrifflich, weil nur der erstgeborne von fürstl. und gräflichen Kinder zur Landesregierung kommen konnte, daß die nachgebornen mit Allodialgütern abgefunden wurden. Diese konten sich doch dem niedern Adel nicht begeben lassen, und blieben daher Dynasten, d. i. Edelleute. Sie lassen darüber gar den Geschlechtsnahmen siset und nannten sich noch dem Geschle, welches ihnen in der Theilung zugefallen war. Diese Gewohnheit hat in den Geschlechtsregistern viel Verwirrung verursacht. Der Titel eines Freyherrn, auf welchem viel Adelsche sich ein neu Diploma aus der Kaiserl. Canzley geben lassen war den alten Deutschen unbekannt, oder doch sehr ungeläufig. Der

Name Edler Herr war desto gangbarer, weil ihn jeder von hohen Adel führet, der keine Reichsbedienunge hatte. Wie haben schon oben den Werth dieses Beyworts bemerket, um welches die von auswärtigen Reich eingeschickene Normännische Benennung eines Barons gerne aufgeopfert, und Verß gegeben wurde. Die alten Welfen die Fürsten von Mecklenburg, ehe sie Herzoge wurden Conradus Salicus, ehe er zum Kaiser ernennet ward, selbst Wilhelm August von Lüneburg nannten sich we. n nichts als Edle Herren.

Nun wollen wir auch sehen, was ein Bannerino, ein Bannerherr in den Urkunden dieser Zeiten bedeute. Einige neue Publicisten glauben, ein Bannerherr komme her von Bann, einem Gebiete oder Districte. Weil nun diese Herren den Blutbann auf ihren Gütern und in den ihnen verlichnen Districten soll. n aussäuber haben, so haben sie den Titel eines Bannerherrn für eine wirkliche und erbliche Dignität gehalten, und denselben ohne Unterscheid des Alters und Standes bey einigen freyherrlichen Familien obgleich sehr unrichtig, angebracht. Nicht jeder Dynaste oder Edler Herr war ein Bannerherr, sondern nur diejenigen, welche ein Fahnenlehn besaßen. Sie führten die Fahne, das Pantler bey dem Heere und diesen davon Vexillarii. Sie werden in den lateinischen Urkunden des Fran-

zösischen Reichs von den Baroneten unterschieden, und ihnen gar nachgesetzt. So mußte zum Exempel ein Baron täglich für seine Person 100 Lironesische Souls, ein Bannerherr 20, ein Knappe nur 5 abgeben. Sie waren, wie gesagt, die Fahnenführer der Armee, und wurden aus dem Stande der Dynasten genommen, zu welcher Ehre der niedere Adel nicht gelangen konnte. Es bewarben selbst Grafen sich um diese Würde, weil sie dabei ihre Unerschrockenheit am deutlichsten konten sehen lassen. Ihre Investitur geschah mit der Fahne, die das Zeichen der Bannerherren war, oder wie sich die Scribenten damaliger Zeit ausdrücken, mit der Lanze und dem Confanone, d. i. dem vieredigten Fähnchen, welches an der Lanze hing, oder auf niedersetz sich mit dem Banner. Graf Albrecht von Habsburg, und nachher dessen Sohn Rudolph, ehe er Kaiser ward, waren Bannerherren der Stadt Strassburg. Man mußte diese Würde eben so wie die Ritterwürde erlangen. Es sehen ein solcher Edler Herr zu Felde, so mußte er zehn Helme, das sind Ritter, bey sich haben. Denn so oft in den Urkunden der Helme, oder der Glesfen, das sind Spiesse, gedächet wird, so bedeutet es einen Ritter mit den zu seiner Aufwartung im Kriege gehörigen Knechten und Pferden. Ein jeder Ritter hatte zwey Knappen. Jeden Helm e machen demnach 30 edelgebohrne Mann aus, die ein Edler alle

ex genere militari ino Lager stellen mußte, wenn er Bannerherr werden wolte. Er durfte aber sein Panier nicht aufwerfen, sondern mußte mit eingewickelter Fahne sich dem Herzoge, Heerführer oder Feldherrn präsentiren. Wenn ihn dieser zum Bannerherren erklärte, so befohl er ihm zum Zeichen der Promotion seine Fahne loszuwickeln, und vor dem Heere fliegen zu lassen. Hatte Niemand wieder diese Erhöhung etwas einzuwenden, so schnittre der Heerführer ihm die Fahne ins Viereck, und erlaubte sie ihm öffentlich zu führen. Darum führen die Herzoge und Fürsten, wenn sie mit der Fahne auf Sigeln vorgestellt werden, eine lange weitgeschweifte Fahne, die Bannerherren aber eine kurze gewierte, nach Art einer Standarte. Und das ist alles, was sich von den Bannerherren mit Gewisheit sagen läßt.

Der delicateste Punct ist wohl, die Grenzen des hohen und niederen Adels richtig zu bestimmen. Der niedere Adel, in so ferne er summa ingenuitati oder dem hohen Adel entgegen gesetzt wird, hatte viros mediocriter nobiles. Diese hießen auch Nobiles inferiores, Valli Ministeriales, auf Deutsch, die Mannen, die Mannschaft, die Dienstmannen, die Edelknechte (Adelschalc) auch in lateinischen Urkunden Militare genus, weil auch selbst ein Ministerial oder Dienstmann durch sein Wohlverhalten das cingulum militare erlangen konnte,

Die Mittelstreyen ob sie gleich im Heerschilde unterschieden waren, indem der Mittelstreye in der fünften, der Dienstmann aber in der sechsten Classe stand, gehörten nicht desto weniger zum niederen Adel. Es konten aber die Häuser der Mittelstreyen sich mit den hochadelichen Häusern gar wohl verschwären, welches bey den Ministerialen nicht ohne Anstöß geschehen konnte. Ihr Stand machte also zwischen den Dynasten und Ministerialen gleichsam die Grenzlinie aus. Die Villici oder Meyer wurden ebenfalls dem niederen Adel bezugehlet, ob sie gleich über ihre Meierrey eine obrigkeitliche Gewalt besaßen. Selbst einige Burg oder Schloßvögge (Castrenses Castellani) stehen in dieser Classe, weil sie die Burghut in Person übernahmen. Denn die andern Castellane von hohen Adel konten an ihre Stelle zur Burghut einen Ritter setzen, ohne dadurch selbst Ministeriale oder Dienstleute zu werden.

Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß der Name eines Dienstmannes auch oft dem hohen Adel bezugehlet werde, in so weit er an Höhere oder Mächtigere zu Kriegs- oder Hofdiensten verpflichtet war. Bey uns waren die Herren von Meyendorf, von Burhöveden, von Tisenhausen, von Dalen aus dem hohen Adel, wurden aber doch Vasallen und Mannen der Rügischen Kirche, und ließen sich in Verstand mit Lehngütern dienstbar machen. Man setze die andern

Urkund im Codice diplomatico. In der dritten nennt der Bischof den Herrn Engelbert von Tisenhausen seinen Famulus, der aus seiner, des Bischofs Familie, d. i. aus seinen Dienstleuten war, ob er gleich Eder Herr und Ritter hieß. So findet sich auch ein Engelbert von Burhöveden der Ritter und dabei Ministerial der Bremischen Kirche gewesen.

Nicht desto weniger geht der Name eines Dienstmannes ganz gewöhnlich auf den niederen Adel. Nichts, weil nicht alle adliche Familien gleich reich sein konten, so wurden viel aus dem niederen Adel gendacht, sich bey dem hohen Adel Ministerial und Dienstföhrig zu machen. Hierdurch bekamen sie gewisse Lehngüter, davon sie und die ihrigen den Unterhalt hatten. Sie waren dem Lehnherrn wohl gar mit einer gewissen Art der Leibeigenschaft zu gethan, und manche mußten sich zu noch was härteren verbindnen, oder gar bey Thurmern lustige Personen azieren. Diese heißen in Französischen Urkunden Menetrels. Ein grosser Herr konnte seinen Ministerial verheirathen. Ein Erzbischof von Magdeburg schenkte den virum nobilem, Heinrich, Schenke von Appolda Ministerial seiner Kirche an das Erzstift Magy. Ja er konte ihn verkaufen. So verkaufte 1276. der Graf Rapoto von Mura seine Güter zwischen der Donau und dem Böhmerwalde mit allen Edlen und Vasallen an den Pfalzgraf Ludovic am Rhain.

Rudolph erwählter zu Magdeburg vertauschte die Gerlinde, seine Ministerialin, eine Tochter des Arnolds von Pödelege an den Herzog von Braunschweig, von welchem er dessen Ministerialin Oda, Tochter des Rudolphs von Weretseve auf gleiche Bedingung empfing. Diese Familien haben Ritter und Knopen aufzuweisen, obgleich eine Tochter derselben im niederen Adel bleiben, und ohne Abgang ihres Adels für ihre Person sich zu solchen Diensten verstopfen mußte.

Es hatte zwar das Ansehen, als ob der niedere Adel durch Uebernehmung eines solchen Diensts ein Stück seiner Vorrechte und Freyheiten verlor. Allein diese Dienstmänner blieben dem unachteter Rittermäßigkeit, und konten durch Zurückgabe des Lehnguts sich gleich wieder in vorigen Stand setzen, ja gar Mittelstreye werden. Der Sohn eines solchen Dienstmannes wurde nach des Vaters Tode nicht einmal mehr im Dienste gelitten, wenn nicht auch die Mutter eine Tochter eines Ministerials von diesem Herrn gewesen, denn sie waren frey und Edelgeböhrene Leute. Sie heißen daher in Urkunden manchmal nobiles, doch, wie gesagt, mehr in grammaticolischer Bedeutung, als nach dem Canzlersstil. Solche Dienste brachten was recht ein, deswegen bewarben sich manche vom hohen Adel darum, und erkauften sie theuere, auch wohl auf ihre Erben, wie die Markhall und Schenkensstelle ex parte

erblich waren. Nicht alle von niedern Adel waren Minneriale, und hatten Bedienungen, sondern lebten wie freylandjuncker. Albert, ein Graf von der Lippe heirathete ein Frauenzimmer conditionis liberæ, worunter man keine andere als die Tochter eines guten Edelmanns verstehen darf, der nicht nöthig gepöbt hatte, sich bey andern Dienstpflichtig zu machen, sondern von seinen Gütern leben konnte.

Der niedere Adel war in seinem Stande von nicht geringen Ansehen. Das war eben die Pflanzschule, aus der der höhere Adel sine Marschälle, Cämmerer, Schenken und Truchessen nahm, und daraus grosse Männer machte. Was fehlte diesen Dienstleuten? Sie hatten gute Toge, lazen immer bey Hofe, genossen gute Kost, und erlangten durch die Gnade des Landesherrn manche Vortheile vor dem Landadel. So war der Herr von der Tanne ein trefflicher Dienstmann seines Herzogs, ob er gleich zum niedern Adel gehörte. Wahrscheinlich vermalteu solche Herren bey Grafen und Dynasten die Hofämter. Sie waren zu solchen Bedienungen brauchbarer als die Ritter, die ihr Herrenstand dazu unfähig machte.

Der niedere Adel hatte bey Fuhmrieten mit dem hohen gleiche Vorzüge. Er diente im Reiege zu Pferde, er konnte die

Ritterwürde erhalten, er besaß mit dem hohen Adel gleiches Lehrechte. Er wurde in Stifte aufgenommen, und kam aus seinem Mittel eine grosse Menge Erzbischöffe, Bischöffe und gefürstete Prälaten aufzuweisen. Er hatte wieder Patricier und Bürger zu Lehntägern unter sich. Er schrieb sich *DEI GRACIA* und *WY.* Er wurde mit an fürliche Tafeln gezogen, ja, er konnte manchmal diese Vorrechte fodern und in den hohen Adel heirathen. Er wohnte den wichtigsten Berathschlüssen bey, ertheilte sein Zeugniß, und unterschrieb und versiegelte mit. In Streitigkeiten grosser Herren gab er Schiedrichter ab. Er konnte seinem Lehnherrn ansehnliche Hülfe schicken, und mancher bis 20 gewaffnete Mann stellen, auf eigene Kosten, und auf Gewinn und Verlust des Herrn, wenn es ihm nur 14 Nächte vorher angekündigt war. Er war zum Schilde gebohren, und durfte bey einem Verbrechen nicht ins Stadtesgefängniß, sondern in die Wache des Landesherrn geführt werden. Der Titel ihrer Geburt zum Schilde war auszeichnend. Die Herzoge von Braunschweig setzten auf das Schloß Eberstein einen Amtmann und 8 Burgmänner, die alle zum Heerschilde gebohrene heissen. Dieser Ausdruck sonderet sie von allen bürgerlichen Familien ab, und erkläret sie für wirklich Edle.

Die Fortsetzung künftig.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufß Jahr 1766.

Moralische Betrachtung
über den
Herostat.

Die Natur bringt sowohl unter den Körpern als in dem Thierreiche zuweilen so sonderbare Gestalten und Veränderungen hervor, daß man über ihre Entstehung in Erstaunen gesetzt wird, und das Reich der Sitten stellt uns gleichfalls Wesen von so seltsamen Gesinnungen, Denkungsarten und Gemüthsneigungen auf, als man sich kaum einbilden sollte. Der Fleiß der Naturforscher hat sich bemühet, die natürlichen Erscheinungen zur Ehre der schöpferischen Natur für die Nachwelt auszuzeichnen; und die Phänomene der moralischen Natur bewahret die Geschichte. Die Zergliederer streiten, welches die Gränzen eines Monstrum seyn; und was man eigentlich dazu zu rechnen habe. Auf gleiche Weise streiten oft Schriftsteller und Gesellschaften, ob dieser oder jener Mensch im stitlichen Verstande ein Ungeheuer des menschlichen Geschlechtes zu nennen sey.

Als ein außerordentlicher Mensch ist mir immer Herostat zu Ephe

S

aus

aus vorgekommen, der, um seinen Namen zu verbreiten, den Tempel der Diana daselbst in Brand steckte. Der Character dieses Menschen wird desto wunderbarer, weil die gleichsam sich an ihm rächende Geschichte seine Lebensumstände und seine übrigen Handlungen unterdrückt hat. Sie würden uns vielleicht Auflösungen gegeben haben, die Tiefen seines Herzens wenigstens einigermaßen zu ergründen, und die Quelle seiner schändlichen Unterechnung näher, aber auch zugleich practischer zu entdecken. Beschlechte, Erziehung, Lebensart, Antrieb, alles ist von ihm jetzt unbekannt. Nur den Namen Herostrot wissen wir, und nichts als die einzige schwarze Handlung, wodurch er sich der Welt bezeichnen wollte. Vielleicht war sein Vater unschuldig. Denn nicht immer ist die Erziehung der Eltern die Ursache von dem bößhaften Sitten der Kinder. Wenn niemand, in dem nur ein Funke von Rechtschaffenheit glümmet, mit einem frevelhaften Uebelthäter in Verbindung stehen mag; wenn selbst Väter ihre Zusage verletzten, sich wider den Vattertitel sträuben, und wünschen, daß ihre ausartenden Kinder lieber für einen giftigen Ausschuß der Erde, als für Geburten ihrer Ehe gehalten würden: so scheint es, als wenn die

Geschichte, indem sie den Vater dieses Bößwichters verschwiegen, die Unschuld desselben habe retten wollen. Nur eine lasterhafte Agrippine begehrt die Ehre, ihre Brut (Nero) auf dem Kaisersthron zu erblicken, die nicht lange darauf ihren Tod durch wählen wird, um die Stätte zu sehen, welche fähig war, einen Unmenschen in sich zu schließen: Aber ein tugendhafter Vater, den im Gram über die Mißgeburt, die sein Sohn ist, nicht Würden, noch Güter trösten, ruft öfters aus: o wenn die Welt mich, oder ihn aus der Rolle der Lebenden lösche, oder seufzet mit einem unglücklichen August:

O vti nam aut caelebs mansissem,
aut prole carerem!

O wär ich ohne Weib und ohne
Kind geblieben!

laster müssen Triebwerke und Anreizung haben, wenn sie zur Wirklichkeit kommen sollen, der Aether liege dazu in uns; er muß in Bewegung gesetzt werden, wenn er in Flamme gerathen soll. Auch eine fernwiltige Pflanze bedarf einer Befruchtung. Die Ehrbegierde sey daher immerhin einem Herostrot angebohren gewesen; sie muß jetzt ein Triebwerk gehabt

haben, daß diese Leidenschaft erhob und säuerlich machte. Vielleicht war sein Vater ein Mann, der einen allgemeinen Ruhm in der Republic hatte; aber ihn sah man mit Verehrung an, daß er sich durch Müßiggang seinem Vater unähnlich machte. Vielleicht hatten seine Erfahrungen, im Kriege oder in den olympischen Spielen einen grossen Ruhm davon getragen, und viele erhielten jetzt durch Prahlereyen die Eifersucht ihres Kamerathen. Herostrot war vermuthlich ein Mensch, der zu nichts Edlem ausgelegt war. Wie leicht hätte er, aus Begierde sich einen Namen zu machen, in dem Kriege des Philippus mit den Illyriern sehten, oder zu Olompia den Preis der Ehre suchen können, wann er entweder zu dem ersten nicht zu feige, oder zu dem andern zu träg gewesen wäre. Wäre er ein Gelehrter gewesen; sein Ehrgeiz würde ihn nicht haben ruhen lassen, bis er die Feder ergriffen und die Welt mit Schriften belagert hätte, damit sie seine Wirklichkeit und seinen Namen fühle. Aber die niederträchtigen Grundzüge, die er von der Ehre hatte; und die Meinnuna, es sey einetlen, auf welchen Füßeln sein Name herumflöße, gaben ihm ein, lieber den Knoten zu zerhauen als sich noch Mühe zu ge-

ben, seine Verwicklungen sorgfältig aufzulösen. Es ist leicht, dachte er, etwa einen Brand zu nehmen und ihn an das prächtigste Gebäude der Welt zu legen. Der Tempel von Ephesus ist der Haupttempel von Ahen. Sodiele einen Beitrag zur Erbauung desselben geliefert haben; sodiele wird mein Name bekannt werden; mein schöner Name, den die wenigsten wissen. Jetzt wird er vom Vornehmen bis zum Niedrigen, vom Großvater zum Enkel hinübergetragen werden. Die Spinnerin, die aus Religion ein Scherflein gab, wird ihn zu nennen wissen und in einiger Millionen Menschen Gedächtniß wird Herostrot eingepflanzt stehen; wech eine Ehre!

Die meisten Ehrgeizigen pflegen wenigstens eine, wenn gleich falsche Vollkommenheit zu haben, auf welchen sie ihren Ruhm stützen. Nur eine unmaßige Wollust macht die Tenden blind, gefühllos, und gleichgültig, womit sie sich sättigen. Aber der Ehrgeiz pflegt doch wenigstens ein scheinbar Diles sich vorzusehen, wocan er sich vergnüge. Die Wollust hat wohl auf rotte Leiber gefaset: aber selten ist der Ehrgeiz so thierisch gewesen, seinen Ruhm in bloßen Verwüstungen zu setzen. Der

Eroberer, der aufzieht, eine Menge Städte und Dörfer einzunehmen und unzählige Menschen zu erwürgen, setzt in List und Tapferkeit einen Rang, oder giebt seinen Ländern durch Erbeutung neuer Provinzen einen Zuwachs. Die Erbauer des Babelschen Thurms suchten in der Erfindung und der Arbeitsamkeit einen grossen Namen. Der Schriftsteller will entweder Wissenschaft oder Fleiß darthun; oder wenigstens die Welt überzeugen, daß er Hand, Linse und Feder habe. Der Projectmacher will seine unverlangte Weisheit aufbürden. Nero zündete Rom aus Uebermuth an, um ein Bild vom Brande Trojens zu sehen. Aber Herostrot ist eine Anomalie vom Ehrgeize. In seiner That steckt weder Kunst noch Vollkommenheit. Ich folge der Nachricht, so die Geschichte giebt, die Ausbreitung des Namens wäre seine Absicht gewesen. Denn wenn die Geschichte uns dies nicht sagte, würde ich lieber glauben, daß die Nachsicht gegen Ephesus, oder gegen den Baumeister des Tempels, oder gegen die Priester seine Hand zu dieser Uebelthat verleitet habe.

Die Beschreibungen, welche man von dem Tempel liest, sind so groß,

daß sie uns seinen schimpflichen Untergang bedauern lassen. Man zählt ihn den Wunderwerken der Welt von 220 Jahre, wo nicht länger, soll man zugebracht haben, ihn aufzuführen. Die Thüren seyn von Cypressenholz gewesen, welches durch die Politur einen schönen Glanz von sich gegeben, und die Treppen vom Holz cyprischer Weinstöcke. Inwendig war er mit unschätzbaren Meisterstücken der Bildhauerkunst und Malerern angefüllt; und am prächtigsten war die Statue der Göttin Diana. 425 Fuß war seine Länge, und 220 seine Breite. Und in der Verwüstung dieses grossen, dieses prächtigen, dieses so viele Jahre lang und mit so vielen Kosten erbauten Tempels setzte Herostrot seine Ehre. Man könnte ihn in diesem Punkte mit einigen Helden vergleichen, die sich um so viel erheben, je grösser, älter und erfahener der Sieger ist: oder auch mit gewissen Gelehrten, die sich umsehen, welchen von den angesehensten Weltweisen sie anfallen mögen, um sich den Ruhm einer heldenmäßigen Gelehrsamkeit zuwege zu bringen; doch beide haben wenigstens einige Tropfen Geschicklichkeit vor sich.

Der Zufall beförderte die Absicht des Ephesiens. Alexander der Grosse ward

ward in eben der Nacht zu Pella gehöhren, da jener den Tempel zu Ephesus anstreckte. Einige der Alten wipeln über die Vereingung dieser beiden Umstände. Timäus spricht, es sey nicht zu verwundern, daß Diana ihren Tempel habe verbrennen lassen, da sie der Olympias bey der Geburt des Alexanders bestreihen mußte. Und Hegeias sagte: Mit Recht wäre der Tempel abgebrannt, da Diana dieses Geschäfte verrichtet hätte. Jener hat den Begriff von einer ohnmächtigen Göttin; dieser zürnt so gar über die Diana.

Grosse Gegenstände und Begebenheiten müsten beständig, nach dem Aberglauben der Alten, mit außerordentlichen Vorbedeutungen bezeichnet seyn? Die meisten Kriege und Todesfälle merkwürdiger Personen sollten Kometen und Erscheinungen am Himmel vorhergesagt haben. Welche Wunderzeichen erzählt der sonst vernünftige Virgil, so die Ermordung des Cäsars angekündigt haben? Nach dem Erfolg zu urtheilen, kann man mit gleichem Rechte den Brand des ephesinischen Tempels als ein feuriges Phänomen des Erdbodens oder als ein Signal zu den Verwüstungen auslegen, zu welchen derjenige Anlaß geben würde, welcher in dersel-

ben Nacht gehöhren ward. Die Vergleichung zwischen dem Herostrot und dem Alexander wird zu hart scheinen. Aber hatte dem Alexander etwa weniger Ehrgeiz als jener? Er, der darüber weinte, daß sein Vater ihm nichts zu erliegen übrig lassen würde; der um Herosbe seiner Thaten bekümmert war; der nach Brücken zu den Himmelskörpern fragte; Er, der sich zur gleich prächtigen Widerherstellung des Tempels erbot, wenn die Ephesier seinen Namen in einer Aufschrift an den Tempel setzen würden? Jener verzehrte die Unkosten, die Kleinasien an diesem Tempel verwende hatte, im Feuer. Dieser verschlang seine Lieferungen in unerhördeten Betzügen. Jener zündte aus Ehrgeiz den Tempel an. Dieser verheerete und plünderte aus Ehrgeiz ganze Strecken von Ländern, doch unter dem feinem Namen eines Königs oder Kriegers. Ich glaube kaum, daß Herostrot dem macedonischen Helden nachgeben dürfte, wenn man sie in lucianischen oder Fontenellischen Todtenreichen zusammen stelte.

Die Geschichte erzählt uns, daß der Tempel zu Ephesus schon vorher einmal in Brand gerathen, und zwar an dem Tage, da Socrates den Giftbecher zu Niben trinken mußte. Es

ist freilich nur zufälliger Weise gesehen, daß diese widrige Begebenheiten zusammen sich zugetragen. Aber diese Folge ist gewiß, wenn die Bosheit der Menschen weise und tugendhafte Männer tödeter, und an ihrer Stelle Tyrannen und Väteroberer gehöhret werden, so ist dies ein größeres Unglück für das gemeine Wesen, als wenn das Gold der Tempel in den Flammen zeruschmelzet.

Ich kehre zum Herostrot zurück. Er ward vor Gericht geführt, man frägt ihn nach der Ursache seiner ungeheuren That: Aber er, statt aller Erklärung, spricht nichts als dieses: Ich habe meinen Namen unsterblich machen wollen. Scheint es nicht, wann man die unsinnige Unternehmung und die seltsame Antwort betrachtet, daß er auf gewisse Personen seiner Zeit habe eine Satyre machen wollen? Scheint es nicht, daß er dadurch habe sagen wollen: Ich habe das gethan, was diejenigen thun, die Länder verwüsten und Städte umkehren. So heissend die Reden des witzigen Diogenes waren, so kann man ihn in dem ganzen Leben und in allen seinen Unternehmungen als eine lebendige Satyre ansehen. Ehe die Lustspiele im Schwange gingen, hatten die Fürsten Lustigmacher an ihrem

Hofe. Die nahm ein solcher so genannte Hofnar eine spöhrliche Handlung vor, um auf eine practische Art den Fürsten von seiner Thorheit zu überzeugen. Da die Franzosen bemüht sind, so viele Specialhistorien zu schreiben, und schon die Galanterien aller Zeiten verewigt haben, so fehlt noch, daß jemand eine Geschichte der Hofnarren des Alterthums verfertiget.

Die Ephesier nahmen diese Antwort des Herostrots im Ernst auf und sannten auf eine Repräsentation seine Absicht zu vernichten. Er wollte unsterblich seyn; sie verboten, daß niemand seinen Namen nenunt und seinen Unsinn aufschreiben sollte. Aber die Geschichte läßt sich nicht dergleichen Vorschriften geben. Herostrot ward verbrannt, aber sein Name entfloß der Asche, die Frevetthat erlosch nicht. Wenn Ephesus schwiegen müßte, Chios ist nicht daran gebunden. Theopomp, aus dieser Insel gebürtig, schreibe diese Begebenheit in seine Geschichte, und aus seinen Büchern, die verlohren gegangen, haben es andre erzählt.

Fürsten mögen immerhin ihren Unterthanen ein Entschweigen auflegen: sie sind nicht Regenten aller Völker. Schonen gleich ihre Zeit

Zeitgenossen: die Nachwelt wird ihren Mund desto weiter öfnen; sie hat in der Pause Luft gesammelt. Die Geschichte ist, wie Cicero sagt, ein Zeuge der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben des Andenkens, die Lehrerin des Lebens, der Bote des Alterthums. In China ist von alten Zeiten her ein historisches Gericht, welches die Tugenden und Laster des Kayfers in Jahrbücher trägt. Der Kayser Kaisersong befahl diesem Gerichte, ihm die Geschichte von seiner Regierung zu zeigen. Der Vorsteher sagte: du weist, daß wir eine genaue Erzählung von den Tugenden und Lasten der Oberherrn ans Licht stellen; und wir würden in dieser Freyheit gestört werden, wenn du auf unsre Verzeichnisse deine Augen richten wollest. Wie, sprach der Kayser, wollest du auch die Nachwelt von meinen Fehlern unterrichten? Der Präsident antwortete, es schickt sich für meine Würde nicht, die Wahrheit zu verfälschen; ich werde alles sagen. Das Unrecht, welches du etwa begehest, wird mich schmerzen; allein ich kann es nicht verschweigen. Ja die strenge Pflichten meines Geschichtschreiberamts erlauben mir nicht einmal, die gegenwärtige Unrectung mir stillschweigen zu übergeben. Der Kayser sprach darauf: Wohlten, so sagre denn fort, meine Geschichte

mit der größten Unpoethlichkeit zu schreiben. — Befehl der Kayser hätte dem Gerichte auch bey seinem Leben diese Freyheit rauben wollen: Nach seinem Tode hätte es dieselbe gewiß wieder erhalten.

Der berühmte Trauerspieldichter in Frankreich, Racine, dem vom Ludwig dem Vierzehnten aufgetragen ward, seine Geschichte zu schreiben, bat sich beym Könige eine besondre Audienz aus. Sire, sagte er, ein Geschichtschreiber darf kein Schmeichler seyn; er muß seinen Helden vorstellen, wie er wirklich ist; er darf auch nichts auslassen: Was befehlen Ew. Majestät, wie ich von der Orliebes handeln schreiben soll? Man lasse sie aus, antwortete der König. Ludwig sagte nochmals: man lasse sie nur aus. Verzeihen Sie, Sire, fuhr Racine fort, da es im Leben Ew. Majestät ungläubliche Dinge giebt, so könnte das Geständniß der Schwachheiten meines Helden, ein gutes Vorurtheil für meine Geschichte erregen und den Leser überführen, daß ich allenthalben die Wahrheit schreibe. Der König gab ihm hierauf zur Antwort: Ich bin noch unentschlossen. Vorsetz ist meine Meinung, man lasse

lasse sie aus. — Die Galanterien des Königs sind eben so wenig als diese Geschichte den Geschichtsbüchern einzutragen. Entsteht eine Begebenheit

dem Lebenslaufe. Man vergißt sie nicht einst, wenigstens in Anekdoten einzutragen.

S.



Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1766.

Sechszehnte Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe IV. Stück 1766.)

Die hundert und vierte Urkunde enthält die Instructi-
on Sigmunds des Ersten
aus seinen geheimen Conseil für die
Königl. Gesandtschaft an den Erz-
bischof von Riga von 1526.

Nach abgelegten Complimenten
und überreichem Schreiben sollen die
Besandten erklären, daß Seine Königl.
Majestät so wohl durchs Gerächte,
als durch eigene Voten die Plagen
und Widerwärtigkeiten Ihrer Hoch-
würdigen Väterlichkeit und seines

gastlichen Standes vernommen, und
darüber ihr Mitleiden bezeuget haben,
welches Sie von Herzen auch noch
bezeugen, wenn dieses Unwesen aus-
hält. Der König wolle den Erz-
bischof, den er für einen ächten Catho-
liken halte, aufs beste unterstützen,
nicht nur, weil der König mit beson-
derm Eifer die Lästerer des Namens
Gottes und die Störer der Religion
zu verfolgen gewohnt sey, sondern
auch weil er das Schutz- und Schirm-
recht über die Stifte Riga und Dörpe
habe. Der König habe also am

Ihro Magnificenz den Herrmeister in Liefland geschrieben, und schickte nun eigene Bevollmächtigte, die auf die Vortheile des Herrn Erzbischofs dringen sollen; wenn nur der Erzbischof hinwieder den Klagen der Königlichlichen Unterthanen abhülfe, wozu die Gesandten denselben zu bewegen und zu ermahnen haben.

Die hundert und fünfte Urkunde von eben demselben Jahr ist ein Schreiben des Königs Sigismund des Ersten an den Ordensmeister Walter von Plettenberg. Der König hat die Unruhen in Liefland vernommen, wodurch der Rixische Erzbischof mit seiner Geisteskraft stark in die Enge getrieben sey, weil er den heiligen Catholischen Glauben und die Freyheiten der Kirche nach allen Kräften beschütze. Er bezueget seine große Verwunderung über den so weit gegangenen Wahnsinn, daß die Lehren der himmlischen Maimiluden jezo mehr gelten, als die durch so viel hundert Jahre beobachtete Regel der allgemeinen Kirche, und kan dies Feuer nicht ohne den empfindlichsten Schmerz in der Nähe ansehen, weil es die Nachbarschaft ergreife, und weil das geschwächte Ansehen der Kirche selbst den Weltlichen nachtheilig falle. Er bittet und ermahnet demnach Ihro Magnificenz,

den Herrmeister, nichts weiter in der Hitze gegen den Erzbischof zu unternehmen, bis des Königs Botschafter bey ihm ankommen. Er wolle dem Erzbischof nicht nur seinen Beystand entsethen, weil es das Amt eines christlichen Königs erfordere, und weil die Sache gemeinschaftlich werde.

In der hundert und sechsten Urkunde steht die zweite Instruction des Königs für seine Gesandten an den Herrmeister und an alle Stände Lieflands unter demselben Jahre. Ihro Majestät halten es für was bekanntes, so wie bey allen Nationen, also auch bey den Ständen von Liefland, mit welchem Eifer, mit welchen Kosten, und mit wie vieler Beschwerde sich dieselben der reinen christlichen Religion annehmen, dergleichen, daß Sie zur Abhaltung der Störer des christlichen Glaubens und zur Erhaltung des Kirchenfriedens ihr Schwert nie in der Scheide lassen, sondern für diese wichtigen Stücke höchstvorsorglich wachen. Da nun der König in Erfahrung gekommen, daß der Schandfleck der lutherischen Ketzerey, der ein großes Theil von Deutschland besudelt, und mit Nord und Blut erfüllt, auch noch Liefland gedrungen und sich täglich mehr ausbreite, so schmerze ihm der Schaden seiner alten Freunde und Nachbarn empfind-

empfindlich, und sey er deswegen auf ein Heilmittel bedacht, damit seine eignen Staaten und Unterthanen davon nicht mit befallen werden. Der König könne hierbei unmöglich die Augen zu thun und durch die Finger sehn. Er lasse also seine lieben Nachbarn warnen, daß sie diese mit Aufruhr angefangene und mit Unmuth zugenommene Unbesonnenheit, welche Spaltungen und schreckliche Mordthaten verurfsache, aus ihren Städten und Gebieten entfernen, und sich der heiligen Catholischen Kirche und den Sakramenten der heiligen Väter gemüß erweisen, damit er nicht zu andern Maßregeln zuschreiten gemüßiger sey. Weil nun der König zusehn, daß der hochwürdig Herr Johann als Rixischer Erzbischof und Dörptscher Bischof bey Gelegenheit dieser Unruhen viel Beschwerden erlitten, die ein so großer Mann nicht verdiene, so hält der König es für seine Schuldigkeit, zumal da ihm der Schirm der Rixischen und Dörptschen Kirche übertragen sey, dahin zu sehn, daß dem Herrn Erzbischof kein Präjudiz und keine Verleumdung wiederfahre. Zu dem Ende habe er seine Boten abgeordnet, die Sr. Majestät einzuberichten haben, wie weit man in dieser Sache gekommen sey. Er lasse also den Herrmeister ermahnen, daß derselbe nach seiner gerodpaltlichen Tugend

und nach seinem schuldigen Religions-eifer, durch welchen er Ihro Majestät und dem Reich sich bekannt gemacht, dem Erzbischof der gehörigen Schutz leiste, dessen und seiner Kirche Rechte schütze, und dessen Unterthanen, Städte so wohl als Edelleute zum erforderlichen Gehorsam anhalte, auch einem jeden wohl zuredt, daß er dem Erzbischof die schuldige Pflicht und Ehre erzeige. Der König werde Ihro Väterlichkeit nicht im Sinne und ohne Hülfen lassen. Weil nun der Adel in diesen Landen jederzeit eine besondere Ehre und ein von seinen Vorfahren ihm anstammendes Lob der Tapferkeit und Treue gegen Ihro Majestät und dero Reich sich erwerben, so lasse er diesem Stande, und sonderlich den Lehnsmännern und Vasallen des Erzbischofs vorstellen, daß sie sich ja nicht um diesen rümplichen Namen bringen, sondern die Rechte der Treue beobachten, und die Störer des Kirchenfriedens in Zaum halten mögen. Zuletzt übertrage der König diesen Botschaftern, daß sie die Vermittelung des Friedens über sich nehmen, und den Ständen nach eines jeden Würde des Königs Gnade und Wohlgefinnung anpreisen.

Die hunderte und siebente Urkunde liefert uns das Königl. Schreiben

ben an den Marggraf Willhelm von Brandenburg, der Rügischer Coadjutor und Postulirter des Bischofs war, datirt zu Wilna den 13ten May 1535. Er berichtet diesem seinen Schwesterohn (Nepoti) daß er bisher geglaubet, wie seine guten Dienste demselben zu statten kommen würden, weil er sich alle Mühe gegeben, die Zwietracht zwischen Sr. Väterlichkeit und dem Orden zu heben. Er sehe aber nun zu seinem Mißvergnügen die schlechten Folgen davon. Er sende daher abermals einen Gesandten an den Meister und die Stände von Liefland, der auf Johannis eintreffen werde, mit der Vollmacht, aufs möglichste und thunlichste alle Handel bezulegen. Er ersucht demnach den Coadjutor, daß er sich willig finden lassen und auf Zeit und Umstände reflectiren möge, damit es nicht das Ansehen gewinne, als ob es an Ihre Väterlichkeit gelegen, wenn kein Friede und Vergleich zu Stande gekommen. Zuwege verspricht er den Coadjutor so wohl, als die Ehre und Gütigkeit des damaligen Erzbischofs und das Wohl der Rügischen Kirche, so gut, wie es seyn kan, zu erhalten.

Laut der hundert und achten Urkunde schreibt der König Sigismund an den liefländischen Ordens-

meister Hermann von Brüggeneu, das er bey Ankauf des Königl. Gesandten, der die Zwietracht schlichten soll, einen Landvogt halte. Der Königl. Brief ist von obigen Datum und Jahren. Der König betittelt den Herrenmeister: Magnifice Domine, Amice et Vicine Nobis grata dilecte, und dringt auf die Beschleunigung, damit der Gesandte nicht zu lange verweilen dürfe.

Das Creditivschreiben des Gesandten ergeht dabei. In demselben fodert der König noch, daß sein Neffe in diesen Landen sicher und ungestört leben könne, und emfielt solchen dem Meister zum Schutz, zur Hülf und zur Liebe.

Die hundert und neunte Urkunde ist eine Acte, welche die Commissarien wegen der Grenze zwischen Litthauen und Liefland ausgefertigt haben. Die Bevollmächtigten von Seiten der Pohlen waren Wenzeslaus Bischof von Miedniki, Johann Bogdan Sapteha Boiwode von Poblachien, Marschall und Starost zu Drohicz, Nicolaus Andruszowicz, Starost zu Mielniki und Wenzeslaus Mikolajewicz von Mlyezgola Secretair: Von Seiten der Liefländer, Reinert von Scha-

ger

renbeck, Comtur zu Kewel, Johann Recke, Comtur auf Marienburg, Didrich von Bahle genannt Fierke, Vogt zu Koscien, und Johann von Brockhorst herrenmeisterlicher Rath. Sie versammelten sich zu Kurczmi, einem Orte an der See gleiches Namens am Fest der Erscheinung Christi 1535. Nach einigen über die Erneuerung und Verbesserung der Grenzen angestellten Unterredungen fanden sie ihre Willmache so unterschieden und so eingeschränkt, daß sie nichts gewisses bestimmen und ausmachen konnten. Um aber doch nicht ganz umsonst da gewesen zu seyn, machten sie ab, daß beyde Theile sich nähere Information ausbitten und nach getroffenem Einverständnis zu einer andern sichereren und ruhigeren Zeit wieder zu sammen kommen wollen. Mittlerweile soll jeder im Besitz des alten bleiben, und nachbarschaftliche Freundschaft halten. Die Käuflinge werden zurück geliefert, und, wenn sonst wegen der Grenze Streitigkeiten vorkommen, so werden von jedem Theile ohne Aufschub ein Paar fromme und erfahrene Männer zu Schiedsrichtern bestimmt, die doch keine Güter an der Grenze haben müssen, damit sie den Partheien alle Ausflüchte benehmen, und den Dank schlichten können. Diese Richter sollen sich aber vorher zur Unpar-

theiligkeit durch einen körperlichen Eid verpflichten.

In der hundert und zehnten Urkunde befindet sich Königs Sigismunds Schreiben an den Meister Hermann worinne er ihn anweist die Mitregentschaft des Erzbischofs über die Stadt in der Güte anzunehmen. Dasselbe ist datirt zu Cracow den 11ten October 1539. Der König führt ihm die Unbilligkeit zu Gemüthe, daß die Stadt die alleinige Hoheit Ihrer Magnificenz erkennen soll, die doch anfänglich ganz allein unter des Erzbischofs Befehlen gestanden, und nur erst nachher durch Vergleich an beyde Oberherren abgetreten sey. Er hält dem Herrmeister es als seine Hauptpflicht vor, jedem das Seine zu geben, und von anderer Leute Gütern sich nicht das geringste anzumassen. Er fodert demnach, daß der Meister die Stadt lieber mit dem Erzbischof gemeinschaftlich habe, als daß er sie wieder Recht und Billigkeit allein besitze. Auf diese Art werde der Meister das Amt eines guten und gerechten Fürsten befolgen, und sich aus Händen losmachen, deren Ausgang eben so mißlich, als das Ende der Krüge sey. Der König will diese Gemüthsbilligkeit in Gnaden bemerken. Es gereiche ja selbst Ihre Magnificenz zum Ruhm, wenn selbe

dem Erzbischof zu gefallen ihre Sache willig fahren läßt, als wenn Sie solches doch durch richterlichen Zwang thun müßte. Schließlich ermahnet er den Meißner Brüggeneu, daß er das, was er doch einmal zu thun werde gezwungen werden, lieber auf die Königl. Anforderung thue, und durch sein Nachgeben so wohl den König, als seiner Schwesterlohn, den Hochwürdigen und Erlauchten Erzbischof sich verbindlich mache.

In der hundert und eilften Urkunde schreibt der König an die Rügischen selbst, daß sie des Erzbischofs Oberrecht, wil sie ihm zugehören, erkennen sollen. Er kan sich nicht genugam wundern, daß, da sie ehmalis unter dem Erzbischof allein gestanden, sie nun einem andern Herrn annehmen, dem sie nicht zugehören. Er würd es noch geschehen lassen, wenn sie beyder Herrschaft sich unterwürfen, weil seit vielen Jahren darüber ein Vertrag vorhanden sey. Nun sollen sie wohl sehen, was sie gemacht haben, da sie des einen Joch ganz abgeschüttelt, und eines andern Joch ganz sich unterzogen. Weil aber jezo des Königs Schwesterlohn den Rügischen Stuhl besitzet, so könne der König nicht umhin, bey ihnen drauf zu dringen, daß sie dem Erzbischof ihrer Pflucht gemäß die ge-

bührende Huldigung leisten, und dessen und des Capitels eingezogne Güter wieder ausleihen. Sie müssen es doch nach Urtheil und Recht thun, wenn sie es aber im guten thären, so würden sie sich bey ihm und dem Erzbischof in Gunst setzen. Gegeben Cracow, den 11ten October 1539.

laut der hundert und zwölften Urkunde erhalten neue Commissarien die Vollmache, zwischen Litthauen und Liefland die Grenzirungen abzuthun, und zwar auf denselben Fuß, wie diese Länder von Ihro Majestät Vater dem König Casimir und von dem Herrnherrn Herend von der Borch eingegrenzet gewesen. Die Vollmache ist unerschuet freetzog am heiligen Abend vor Weihnachten zu Wilna 1540. Nachdem am Ende einige ansehnliche Magnaten als gegenwärtig angeführt werden. so hat es zum Schluß aliique barones & proceres, welche lateinischen Wörter hier einerley Bedeutung haben und völlig synonymisch sind.

Die hundert und dreyzehnte Urkunde enthält die Grenz Einrichtung selbst, und ist datiret zu Katin den 25ten Jenner 1541. Von Seiten des Königs erschienen Georg Chwalzewski Bischof zu Lutz oder Lutz (Luceorientis) Wenzel-

zealaus Wierzbicki, Bischof zu Miedniki, Johann Radziwill Oberstarost von Samogrien und litthauischer Mundschene, Johann Glebowicz, Wojwode von Polocz, Marschall, und Johann von Demanow, Probit, Marter zu Wilna und Königl. Secretair. Von Seiten des Herrmeisters Brüggeneu waren vermittelst der Bischof Johann von Curland, Johann von Kecke, Comtur auf Belin, Reinhold von Szarenbeck, Comtur zu Keckel, Heinrich von Thule Bogt zu Jermen, Johann Bronkhorst und Philipp von Brüggenn. Diese brachten das wichtige Werk zur Ehre des allmächtigen Gottes und zum Frieden vieler Menschen nach hin und her gepflogenen Unterredungen und gehaltenen Disputen endlich zu Stande. Sie fingen den 12ten Jenner zu Kurezmi an, und machten da an der alten Brücke 2 Steinhausen, jeden 4 Fuß breit. Der nach Litthauen stand bey einer Eiche mit 3 Creußen, und der nach der liefländischen Seite dierst der Brücke hatte 5 ins Creuß gelegte Steine zum Fundament. Einen andern Steinhausen machten sie bey der See Kurezmi, welche die Radziwillische heist, der aber erst erhöhet werden soll, wenn die Grenzen nach der Düne gezogen werden.

Die andern Standeszeichen, die in der Urkunde mit ausgedruckten Worten abgezeilet werden, wollen wir nur kurz mit Zahlen bemerken. Das 3te Zeichen war ein Steinhausen hinter der See, 4) ein Steinhausen bey dem Standquartier (penes stantiam) der Herren von Liefland, 5) bey einem klaren Morast 6) auf einer Wiese 7) auch auf einer Wiese bey einer verbrannten Eiche, wo die Commissarien eine Grube mit Holz fohlen und Steinen füllen ließen 8) eben so eine Grube bey einer gezeichneten Eiche 9) ein Steinhausen auf einem kleinen Berge, 10) auf einer Ebene 11) in einer Tiefe 12) aufm Felde nach einem sumstiger Wald zu 13) eine Grube bey einem Vorgebürge 14) ein Steinhausen auf der Wiese nicht weit von einem kleinen Graben 15) auf einer Wiese, von der nicht weit ein bezeichneter Baum sthet 16) bey einem milden Vorendbusch 17) bey einer Bräunberstaude 18) auf einer Wiese, wo unterweerts die Bäume bezeichnet sind, 19) bey dem Stuf einer Eiche 20) bey einem kleinen Eichbaum, in den Zeichen eingehauen wurden, 21) zwischen zwey gegen überstehenden und gezeichneten Eichen, 22) bey einem Brombeerstrauch, der nach der Nordseite eine gezeichnete Eiche hat, 23) aufm Felde oberhalb einem Pfl,

Da man die See Grzeszby siehet, andre Seite der See gehöret nach 24) von da gerade durch einen mo-
 rastigen Busch bey einem Vorge-
 bürg 25) bey dem Dache vorbeig in
 demselben Walde, 26) bey dem See
 Grzeszby, wo der Erzbischof von
 Wilna auf der litthauischen Seite
 die Gerechtigkeit zu fischen hat, die
 ein Morast an einer hohen Linde,

Weil an dieser publicquen Aete etwas gelegen ist, so wollen wir dem
 Verfolg derselben ein andermal mittheilen.



Gelehrte Beyträge
 zu den Rigischen Anzeigen
 aufs Jahr 1766.

Sechste Fortsetzung
 der Zusätze

Johann Leonhard Frischens
 Deutschem Wörterbuche.
 (Siehe VIII. Stück 1765.)

- N.**
 Nachbild heißt bey den Malern so
 viel als eine Kopie, und Nach-
 bilden so viel als kopiren.
 Nachhall hat Frisch unter dem
 Worte Hall. Ale ist stellet den
 Nachhall in seinem Frühlinge
 schlafend vor.
 Und jeden schlafenden Nachhall
 erwecke die Stimme der Hirten.
 Nachkinder, liberi sui, werden
 den Voelkindern, liberis eman-
 cipatis entgegen gesetzt, Leyseri
 Meditatt. ad Pand. Vol. II.
 p. 62. §. IV.
 Nachklage, reconuentio.
 Nachtrügliche, aequinoctium,
 Nachtrererinn, pedissequa.
 Briefe die neueste litteratur betref-
 fend, B. 2. S. 66.
 Nachtröpfen, guttulæ noctur-
 nae. Høbelius Salom. V. 2.
 Nächigen, ein Zeitwort, welches
 man in Leseband an statt Ueber-
 nachteen brauchet. Bede hat
 u
 Strich

Friscb nicht; aber Ueberrach-
tung sinder man bey ihm.

Täglein. Auf den Täglein könn-
en, ad vnguem scire. Luther
in der Vorrede auf die Propheten.

Namhaftig ist so viel als **Nam-**
haft. 1 Chron. V. 38.

Nasenfabrik. Kleist brauchet es
in Scherz, im 2 Th. seiner Werke,
a. d. 1711. S.

Nationalstolz. arrogantia nationi
cuidam prae aliis insita. Herr
D. Zimmermann hat hiervon eine
eigene Abhandlung 1758. in 8. zu
Zürich herausgegeben und hält ihn
für ein Gefäß von den besondern
Vorjügen, die sich ein Volk bemisset,
sie mögen nur eingeildet, oder wahr
seyn.

Nebenklage. internentio. Leyseri
Med. ad Pand. Vol. II, p. 584.

Nest. s. eben Marienglas.
Es bedeutet auch so viel als ein
Nestvoll, pullos vna exclusos.
Luc. XIII, 34. "Wie oft hab
ich wollen deine Kinder versammeln,
wie eine Henne ihre Nestl unter ihre
Flügel., Man saget auch im
Spruchworte: das Nest will ich
immer klüger seyn, als die Henne.
Jam nulum pueri rhinocerotis
habent.

Neuheit, nouitas. Dieses Haupt-
wort ist schon gang und gebe.

Niederlagern steht in der süneburgi-
schen Bibel, 2 Mos. X, im Zusatze.

Noch, noch, für weder, noch, oder
nicht, noch. Die Verfasser des lo-
gaischen Wörterbuches merken
dieses als etwas besonders von ihrem
Schriftsteller an. Siehe die 65. S.
Nun ist es wahr, Frisch, der sonst
von dem Worte, **Noch,** genug
saget, hat an diese Wortfügung
nicht gedacht: allein, sie ist schon
im sechzehnten Jahrhundertet bräuch-
lich gewesen. 4 Mos. XX, 5.

"Da man nicht säen kann, da noch
Feigen, noch Weinstöck, noch
Granatäpfel sind., Apostel-
gesch. XXIV, 12. "Noch in
den Schulen, noch in den Städten.,
Eben so saget unser Ruffow in
seiner liesländ. Chronik auf der letz-
teren Seite des 31sten Blattes:
"Sind die Buren holt dum vnte
vel in de Kerke gekomen, vnde
hebben dar so geschwaget, vnde ge-
fladdert, dat de Pastor vor erem
Bescheren noch sehen, noch hören
konde., Ingleichen auf der 2ten
Seite des 32 Blattes: "Dewyle
der guten-sulen dage, tho der tydt
in lysslandt noch mate noch ende
gewoen. "Und sonst in vielen
Stellen. Der Verfasser des Liedes:
Jesu, meine Freud und Wonnet
im rigisch. Gesangbuche Nr. 110,
saget im 7 Verse:

"Jesu,

"Jesu, laß mich nicht verderben,
Noch im leben, noch im sterben.,
Noch, an statt Dennoch. findet
man Jerem XXVI, 19. XXX, 7.
und XXXV, 14. wie auch in dem
4 Verse des Liedes: Ermanntre dich,
mein schwacher Geist. Dieses Lied
ist von Johann Rist. Es steht
in seinen Zimischen Liedern,
welche 1662. zu süneburg wieder-
aufgelegt worden, und hat daselbst
12 Verse, wovon nur 9 im rigischen
und andern Gesangbüchern ange-
troffen werden.

O.

Obrigkeit heist nicht allein die
Person, welche über andere Ge-
walt hat, sondern auch die Gewalt
selbst, welche sie hat. Luther in
der Vorrede auf die Weisheit Salo-
monis saget: "Dieweil jetzt auch
die Tyrannen getrost ihrer Obrig-
keit mißbrauchen, wider den, von
dem sie solche Obrigkeit haben.,
Eben so heist es im Buche der
Weisheit VI, 4. "Euch ist die
Obrigkeit gegeben vom Herrn
und die Gewalt vom Höchsten.,
Luther schreibet nicht allein
Obrigkeit sondern auch Ober-
keit, welches leichtere richtiger,
als das erstere, ist. Vorrede auf das
Buch Jesu Sirachs.

Obs für Obst hat die süneburger Br-
del, Amos VIII, 1. 2. Unsere
Verfahren haben auch in anderen
Wörtern das r am Ende wegge-
lassen und gesagt, **Selbs** für
Selbst. Phil. III, 8.

Opferer, qui offert. Weisb. XII, 5.
Luther brauchet es auch 3 Mos.
XVII, 4. in der Randglosse.

Originalschribent
Freym. Br. im 1-Bande, a. d. 175.
und f. S. "Aber geseht, ein
Nachahmer ist der vortheilichste,
(und solche giebt es) so bauet er
doch nur rühmlich auf dem Grunde
eines andern; seine Schulden sind
wenigstens so groß, als seine Ehre;
diese kann daher, in der Bilanz,
nicht sehr groß seyn. Ein Origin-
alschribent hingegen, wenn er
auch nur mittelmäßig ist, (seine
Originalheit bey Seite gesehet)
hat dennoch etwas, womit er sich
rühmen kann; es ist etwas, das er
nach dem Horaz von sich sagen
kann:

MEO sum pauper in are,
und das er an Ehrgeiz keinem ge-
tingern zu vergleichen ist, als einem
Cäsar, welcher sich erkläret, das
er lieber der erste in einem Dorfe,
als der zweyte in einem Dorfe.,

Orion ist das schönste Gestirn am
Himmel in der südlichen Halbkugel,
bey der Mittelinie unter den Zwil-
11 2

lingen, welches aus 38 Steinen besteht. Es kömmt vor Es. XIII, 10. und Amos V, 8. ungleichen in dem Liede: O Fürstkind, aus Davids Stamm, 2c. im 3 Verse:

„Bleib, höchster Schatz, o mein Saphir,

O mein Orion, bleib bey mir, he., die Alten glaubten, daß, Orion Stürme bringe: daher Virgil im 1 B. seiner Aeneis saget:

— assurgens fluctu nimbo-
sus Orion.

P.

Pagode, die. Idolum ex argilla sinica siue conchis porcellanis fictum.

„Es prangte der Camin mit glän-
zenden Pagoden.“

Herr Uz, Liebesgotz, a. d. 195. S. Sonst bedeutet dieses Wort in In-
dien einen goldenen Ringel und eine
goldene Münze, worauf Götzenbil-
der geprägt sind.

Palet, das. Vom französischen Pa-
lette. Ist das Brettlein, worauf
die Maler, bey ihrer Verrichtung,
die Farben haben.

Parde, **Pardel**, pardalis. Es.
XI, 6. Jerem. V, 6. Luthers
Vorrede über den Propht. Daniel.
Offenb. Joh. XIII, 2.

Passional brauchet Luther in der
Vorrede über den Psalter.

Pastel. Siehe Bastei.

Perspectiv, die. Eine mathemati-
sche Wissenschaft.

Pferdebändiger, ist so viel als
Stallmeister oder Vereiter. Akkiff
im II Th. a. d. 157. S.

Phosphor, phosphorus, ein grie-
chisches Wort, welches aus Pho-
s, Licht, und phos, ich bringe, zu-
sammen gesetzt ist. Herr Uz a.
d. 38. S. seiner 1756. gedruck-
ten Iohannis Gedichte.

„Wie Phosphor glänzt, der uns
den Morgenstau

Aus Ibetis Armen sich entziehet,
Und aus gestürzte Blau

Mit heitrem Lächeln tritt und vom
Dympe siehet.“

In dieser Stelle bedeutet es den
Planeten Venus oder Morgenstern,
der mit einem lateinischen Namen
Lucifer heißt. Sonst zeigt dieses
Wort eine im Dunkeln leuchtende,
durch die Kunst bereitere und von
einem Schmelzkünstler, Na-
mens Brand, 1669. zu Hamburg
erfundene, nachgehends aber von
Kunkel, Kraft, Boyle und an-
deren verbesserte Materie an.

Pielbeer, ein in Liefand gebräuch-
liches Wort, ist so viel, als Vogel-
beer, oder Quitschebeer, sordum-
Grisch

Pfisch merket an, sie werde auch
Wissel- oder Wispelbeer genant.
Aus Wispelbeer kann Spielbeer,
Pelbeer und endlich Pielbeer en-
standen seyn. S. Herrn Prof.
Lindners Beitrag zu Schulhand-
lungen, S. 233. Serodemann
hat angemerket, daß Pyl im Donas
brückischen, Diermarßischen,
man kann hinzusehen auch in Pom-
mern, eine junge Aente oder Gans
heisse.

Planten, ein Zeitwort. von Plant,
tumultus, ist weniger, als schar-
mühen, und erwan so viel als das
französische harceler, lat. velitari.

Plinte lateinisch Plinthus, französisch
Plinte oder Plinthe, ein Baukunst-
wort, ist die Platte im Fußgestimfe
und der Untersatz im Schöpfungsimfe.
Vitruv brauchet dieses Wort
3. E. in 7. Hptl. des 4. Buches
a. d. 75. S. nach der lateinischen
Ausgabe liest man: Spira earum
altae dimidia parte crassitudinis
siant, habeant spirae earum
PLINTHYM ad circumum altam

subae crassitudinis dimidia parte:
torum insuper cum apophygi
crassum, quantum plinthas:
capituli altitudo dimidia, cras-
situdinis, Abaci latitudo, quan-
ta ima crassitudo columnae.
Capitulative crassitudo dimidatur
in partes tres; e quibus vna

plintho, quae est pro Abaco-
detur. Man sieht hieraus 1) daß
Vitruv die Platte im Kapitälte
auch Plinte nennet; 2) daß er dies-
ses Wort im weiblichen Geschlechte
brauchet, da sonst diejenigen lateini-
schen Wörterbücher, die ich bey der
Hand habe, es zum männlichen zäh-
len. Man könnte sagen, Vitruv
habe sich nach den Griechen gericht-
et, weil πλινθος zum weiblichen
Geschlechte gehöret, wenn er in der
Speech- und Baukunst gleich stark
gewesen wäre. Seine Schwäche in
der ersteren siehet man, wenn man
in dem angezogenen Kapitel etwas
weiter liest, wo man findet: cum
enim inter se tangunt et non
spiramentum et perforatum venti
recipiunt, CONCALEFACIUNT
TVR et celeriter putrescunt.
Sonst heißt Plinte bey den deut-
schen Baumeistern eine Tafel.

Plumpswaise, subito, repente,
omnium opinione celerius. Lu-
ther saget: „Wir sind alle ohne
gefahr und plumpswaise dazu
kommen.“ Ich denke, man müsse
es mit einem p schreiben, von dem
Geräusche des Wassers, welches
gleichem Plump saget, wenn man
etwas heranzieht. Wie denn auch
das Zeitwort nicht Plumpen son-
dern Plumpen heißt. Die Die-
li 3

derfachen sagen zuplumpen, in-
consulto aliquid agere.

Prach-Peggel, obeliscus. Anstatt
Pracht und Prangen sagen die
Niederfachsen, und insonderheit die
Hollsteiner, Prunt und Prunten.
Dranger, qui ostentat, superbit,
siehet Amos VI, 7.

Prädigerin, concionatrix.
Ez. XI, 9.

Preislich brauchet man in Liefand
von den Niedergerechten. Man
saget: Ein preisliches Kayser-
liches Landgericht, Ordnungs-
gericht, oder, ein preisliches
Richter.

Preßfertig, ad prelum paratus,
kömmt sehr oft in Jöchers Gelehr-
tenlexikon vor.

Pünktlich, von Punkte, ein Neben-
wort, um das französische punctu-
ellement auszudrücken. Bib-
liothek der schönen Wissenschaft
im VI. Bande a. d. 86 S.

Purist, heißt in der Sprachkunst der-
jenige, welcher sich aller fremden
Wörter enthält, qui puritati lin-
guae studet, von dem lateinischen
Worte, purus, rein.

O.

Quack, eine Art kleiner Schiffe, wor-
mit man auf der See fährt.
Welt. per Zeit, 1761. a. d. 500. S.

Quickland heißt der lockere Sand,
der beim Graben sogleich nach sin-

ket. Samml. rufisch. Gesch.
B. 3. S. 261.

Quittenbrodt, Herr Prof. Gellert
in den russischen, a. d. 253. S.
Panis e malis cydoneis paratus.

R.

Raritätencassen. S. oben Guck-
Cassen.

Rasterse, ein gebämter seidener
Zug von zween Farben, wovon
eine den Grund, die andere die Blu-
men ausmacht. Ein verordenes
französisches Wort, eigentlich, Ras
de Sicile, oder Ras de St. Cyr.

Rathfragen, consulere, ein Rath-
wort, welches oft vorkömmt, jedoch
veraltet ist. 1 Sam. XXVIII, 6.
2 König. III, 11. 2 Chron.
X, 6. 8.

Rathgeb, qui consulit aaliis, caus-
sarium patronus, welches Wort
auch Frisch hat, war wenigstens
noch 1517. gebräuchlich, worinn
sich Emeran Eisenbeck einen
bestellten Advokaten und Rathgeb
zu Regensburg nennet, als er daselbst
den 104. Psalm in deutschen Hexa-
metern drucken ließ.

Raubeberg, arx latronum.
Pf. CXXXVI, 1.

Rebengebirg, Kleist im Frühlinge,
a. d. 9. S. im 2 Th. f. Werke.

— — — hinter ihm hebt sich
Ein Rebengebirg empoe mit
Ippusstäben bepflanzt.

Reich

Rechte der Zuträglichkeit, droit
de convenience.

Rechtschaffenheit, integritas, pro-
bitas. Dieses Hauptwort wird von
guten neuen Schriftstellern stark ge-
braucht.

Redkündiger, ist so viel als Redner,
orator. Redekünstler ist so viel,
als Rhetor, der die Redekunst leh-
ret. Ersteres brauchet Luther in
der Vorrede über den Psalter.

Reff, ein Hauptwort ungewissen Ge-
schlechtes, bedeutet so viel als eine
blinde Meerklippe. Sammlung.
russischer Gesch. B. 3. S. 188.
Richey Idioticon Hamb. S. 210,
wo das deutsche Wort Riff vor-
kömmt. Es ist bekannt, daß die
Gegend, wo die Dänen das Schloß
und die Stadt Reval erbauet haben,
schon diesen Namen vor Erbauung
des Schloßes geführt hat.

Es ist ferner bekannt, daß die Schiffer ein
Ufer oder eine Küste, welche mit
kleinen Sandbergen besetzt ist, einen
Wall nennen. Diese Benennung
ist am finnischen Meerbusen nicht
unbekannt. S. den nyssädischen
Frieden, im VIII. Artikel und den
aboischen Frieden, im VII. Arti-
kel. Man hat also dieses Ufer, wo
ihz Reval lieget, den Reffwall
nennen können, woraus Reval ent-
standen ist. Dieser Ursprung des
Wortes von Reff, welches ohne
das ein dänisches Wort ist, scheint

viel wahrscheinlicher zu seyn, als
wenn man es von Reuelatio herlei-
tet. Die Reuelatio scheint erdich-
ter zu seyn, und wenn man sie als
wahr annehmen wollte: So ist doch
der Name Reval älter, als die
zweifelvolle Offenbarung S. des
Herrn Corrector Andres ließ.
Chronik, Th. 1. S. 18. Eine
andere Ableitung hat Brandis im
5 Buche p. m. 378. sqq. Reisch,
a. d. 63. S.

Reformiren, das lateinische refor-
mare, heißt so viel, als verbessern,
eracunen, eine neue Gestalt geben,
ändern, heben. Luther hat die
verderbete Kirche reformirt.
David reformirt seinen König-
hof. Der Oberriecher refor-
mirt wiederum das Urtheil des
Unterrichtes.

Reif, pruina, ist heutiges Tages ge-
bräuchlich. Die Alten sageten Reif-
zeit. Hiob XXXVIII, 29.
Dorum ist Reif männlichen Ge-
schlechtes wie Boden, Wagen, ic.
Reigen bedeutet nicht allein tanzen,
sondern auch singen. Richter
XXI, 21. "Daß die Töchter
Silo herous mit Reigen zum
Tanz gehen." Frisch hat diese
Bedeutung schon angemerkt.

Reimzwang. "Wuthof hat Fied-
wörter, Härte, Reimzwang, die
einen gemeinen Dichter abscheulich
machen würden, allein ich bedauere
den,

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen

aufs Jahr 1766.

An sämtliche Liebhaber der Landwirthschaft im Herzog- thum Liefland.

Die vor die menschliche Gesellschaft
ohnstreitig nützliche Wissenschaft
des Ackerbaues, und der Land-
wirthschaft fängt an, je länger, je wei-
ter sich auszubreiten. Dieß nicht berech-
tiger nichts so billig zu der Benennung
aufgelährter Zeiten, die man den Unstren-
gen beylegt, als der Eifer, mit welchem
die verschiedenen Völker von Europa
ihre Einsichten und Erfahrungen gegen-

wärtig auf Gegenstände lenken, die so
gemeinnützig sind, als der Ackerbau in
Ansehung des ganzen menschlichen Ge-
schlechtes. Selbst in unsern nördlichen
Gegenden, und zwar in St. Petersburg
hat sich unter dem Allerhöchsten Beyfall
und Schutze Unserer Weisesten und
Größten Monarchin seit einem Jahr-
re eine Gesellschaft mit der Benennung
einer freyen Oeconomischen Socie-

Æ

tät

den, der beyrn Bischof noch müßig
genuss ist, sich an diese Kleinigkeiten
zu klossen. Briefe die neueste
litteratur betreffend, Th. VII,
S. 166.

Reißer, zu sich Ist eine bekannte
Rebensart. Aber Kleiss hat in
seinem Cistides und Paches eine
seltsame Wortfügung, im 2 Th. sei-
ner Werke a. d. 98.

— — — — — erkühnte sich
Athen, arey durch niedern Eigennuß
Vom macedonischen Reich Thessalien
Sich zu reißen, und versammelte
Sar bald ein zahlreich Herr. (wo-
für ein andrer würde gesetzt haben:
An sich zu reißen.)

Reverenz ist aus dem lateinischen
Reverentia entstehend, und im
deutschen bald männlichen, bald
weiblichen Geschlechtes. Wenn es
so viel heißt, als Vorbeugung,
scheinet es männlichen Geschlechtes
zu seyn. Siehe Frisch im Worte
Reverenz. So sagt Kleiss im
1 Th. seiner Werke, a. d. 8. S.
„Und tanztst du den Phrynen nicht
Von weitem einen Reverenz.“

Die Alten sageten: Sich vor Jes-
manden bücken oder neigen; und
die Neueren: Einem einen Re-
verenz machen. Wenn es aber so
viel heißt, als Ehrerbietung,
ist es weiblichen Geschlechtes. So
finder man im Inhalte des X. Ka-
pitels des Buchs Judith: „Sie
aber bewiset ihm gebührlische
Reverenz.“ Und im Inhalte des
IV. Kapitels der Offensiarung Jo-
hannis heißt es: „Die 24 Äffes-
res fielen für dem Herrn nieder, und
thun ihm keine ehürliche Re-
verenz.“ Es aber unter uns Leute,
die sich ein Gewissen machen wür-
den, Reverenz oder Exzellenz zu sa-
gen, wenn sie gleich bey unzähligen
Gelegenheiten vertragen daß sie
weder jemals noch ist die französische
— — — — — sprache verstanden haben, und
versprechen: „Ich woll e höre Sr.
Excellangt meine Reverangt ma-
chen; allein Sr. Excellangt hatten
Sich eine Promotion gemachet,
Hätte dir ehliche Mann nicht bes-
ser gethan wenn er sich bemühet
hätte, Deutsch zu lernen?“

Die Fortsetzung künftig.

rat forniert, welche Ihre Bemühung anwendet, die gemachten Entdeckungen fremder Völker in allen Theilen des Ackerbaus und der Landwirthschaft denen Einwohnern des weit ausgedehnten Rußlands in der Landes-Sprache bekannt zu machen, dieselben durch Prämia aufzumunten, mit eigenen Versuchen sich gleicher Vortheile auf künftige Zeiten zu versichern, und einen gleichen Mit-Opfer, das beste Nahrung aus dem Gebrauch seiner Ländereien zu ziehen, so wie man selbigen bey allen übrigen Völkern wahrnimmt, bey demjenigen Theil unsrer Landes-Leute zu erwecken, welche Gelegenheit haben, sich dem Ackerbau und der Landwirthschaft practisch zu widmen. Die Errichtung dieser Gesellschaft ist noch viel zu neu, als daß man verlangen könnte, schon jetzt die Früchte Ihrer Bemühungen einzuerndten. Inzwischen dienen die aus den verschiedenen Provinzen dieses ausgedehnten Reiches von vielen adelichen Besizern der dortigen Ländereien, und practischen Liebhabern der Landwirthschaft von Zeit zu Zeit eingehende Beobachtungen und gründliche Verantwortung derer von der Societat, über diese Materie aufgeworfenen Fragen zu einem überzeugenden Beweise, daß es auch Rußland in dieser Gattung der wichtigsten Wissenschaften an geschickten Männern nicht fehlt, denen

nichts, als eine dergleichen Aufmunterung nöthig war, um Ihre Aufmerksamkeit lebhaft und wirksam zu machen. Man hat also hinlänglich gegründete Veranlassung, sich in der Folge die vortheilhaftesten Wirkungen dieser gemeinnützigern und rühmlichen Bemühungen zu versprechen. * Diese Vortheile werden vielleicht um desto größer und wichtiger seyn, je unmerklicher deren Fortgang seyn möchte, indem die Erfahrung, und die natürliche Beschaffenheit dieser Gegenden uns lehren, daß die einem jeden freigestellte Wahl, sich derer Ihm bekannt gemachten Mittel, seine eigene Vortheile zu befördern, nach Gefallen zu bedienen, oder solche unversucht zu lassen, zwar nicht geschickt, gleich einem Teich-Hause frühzeitige Knospen hervorzubringen, allein am geschicktesten, zu seiner Zeit, dauerhaft und vollkommen Früchte zu liefern.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, hat die Ehre, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn. Da man nun bey selbiger vor gut befunden, einen Vorschlag von verschiedenen der berühmtesten auswärtigen Gras-Arten, deren man sich außerhalb Landes zu Anlegung künstlicher Wiesen bedient, kommen zu lassen, nun auch in Rußland Versuche anzustellen, in wie weit deren Gebrauch in unsrer

Ge

Gegenden, Nutzen haben könnte, so hat derselbe geglaubt, daß es auch den Liebhabern des Ackerbaues, und der Landwirthschaft in Rußland nicht unangenehm seyn würde, an Versuchen von dieser Art, und denen daraus zu erwartenden Vortheilen, Theil zu nehmen. Er ist zwar demselben zu Gnüge bekannt, daß es in dieser unter der glorreichen Kaiserlichen Russischen Regierung so beglückten Provinz an erfahrenen Männern in allen Theilen der Landwirthschaft nicht fehlet, denen durch gegenwärtige Anleitung nichts neues gesagt wird. Die Erfahrung selbst und der sichtbare Unterschied derjenigen Nutzung, so man gegenwärtig von den Gütern, in Vergleichung mit vorigen Zeiten zu ziehen weiß, dient hierüber zum unumwiderprechlichen Beweise. Inzwischen wird man demnoch anzusehen müssen, daß verschiedene Vortheile der Wirthschaft, deren sich die auswärtigen Landwirthe mit vielem Nutzen bedienen, noch nicht dorten so allgemein bekannt, als solche zu seyn verdienen. Ohne behaupten zu wollen, daß die Cultur verschiedener berühmten ausländischen Gras-Arten zur Verbesserung des Wiese-Wachses in Rußland, als eines nicht geringen Theils der Landwirthschaft schlechterdings zu dieser Gattung gehöre, habe ich wenigstens geglaubt, daß es nicht

unwürdig seyn könne, mit selbigen einige Versuche anzustellen, und dadurch in Erfahrung zu bringen, in wie weit deren Gebrauch dafelbst einzuführen nützlich oder überflüssig seyn möchte.

Es ist zu dem Ende ein kleiner Vorschlag frischen Saamens von sechs derer berühmtesten Gras-Arten diesem Aufsatz beygelegt, und die Verfügung gemacht worden, daß davon jedem Land-Wirthe, welchem gefällig seyn möchte, damit auf seinen Gütern einen Versuch anzustellen, so viel, als zu einem Versuche im Kleinen erforderlich, bey dem Verleaser des Blatts, worinn dieser Aufsatz dem Publico bekannt gemacht wird, ohne Entgelt zum unumwiderprechlichen Beweise. Inzwischen wird man demnoch anzusehen müssen, daß der Anbau dieser fremden Gras-Arten demnoch unbekannt seyn möchte, eine umständliche Anzeige, wie so wohl in Ansehung der Aussaat, als des Gebrauchs derselben zu verfahren sey, angezigt. Man hält vor überflüssig, seine hiebei gehegte Absicht zu verheerlichen. Die Art und Weise der Bekanntmachung wird selbst, bey denen, die gewohnt sind, alles, was nicht von Ihnen selbst herrühret, zu tabeln, dem Verfasser dieses Aufsatzes das Wort,

F 2

reden

reden, und einen jeden überzeugen, daß er gleich entsetzt gewesen, hiebey theil zu suchen.

St. Petersburg,
den 28ten Junii
1766.

Ein Mitglied der freyen
Deconomischen Gesellschaft
in St. Petersburg.

Beschreibung

Der Art und Weise, wie die besten und bekanntesten
Gras-Arten, deren man sich in Engelland und
Frankreich zu den so genannten künstlichen Wiesen
bedient, genutzt werden müssen.

Die Gras-Arten, deren Cultur hier vorgezeigt werden soll, und von welchen zugleich eine kleine Parthey des besten wirklich aus Engelland verschriebenen Saamens zum Dienst der Liebhaber des Ackerbaues ausgeheilt wird, um damit nach eigenem Gefallen, kleine Versuche anzustellen, bestehen in folgenden sechs Gattungen, als:

- 1) Luzerne.
- 2) Spanischen rothen Klee.
- 3) Holländischen weissen Klee.
- 4) Timothii Gras.
- 5) Englisch Trifolium.
- 6) Burnet Gras.

1) Luzerne ist dieselbe Gras-Art, welche in Paris Sain-foin, in der Dauphinée Esparzette, in dem größten Theil Frankreichs aber den Namen Luzerne führet. Man führet diesen Umstand um deswegen an, um den Irrthum, so aus den differenten Benennungen einer und derselben Pflanze, nach den verschiedenen Landen, entstehen könnte, zu vermeiden; dieselbe führet auf teutsch auch den Namen von Schnecken-Klee. Diese Pflanze liebt einen leichten, und so gar sandichten Boden, doch geräth sie am besten in einem fetten Sande. Da diese Art

der

des Bodens selten anzutreffen, so stehet auch schwerlich zu hoffen, daß mit dieser Gras-Art, andere Versuche, als im kleinen, füglich angestellt werden können. Am besten ist dazu ein Grundstück zu bestimmen, welches nahe bey einem Stalle liegt, so, daß man mit Mist-Wasser denjenigen Theil des Bodens, so man dazu widmen will, fleißig begießen kan. Die Menge des Austrages wird alsdann die Nähe wohl belohnen, und insbesondere dem Milchvieh den Sommer über, kein nütlicheres Futter an grünem Grase geracht werden können. Das Erdreich muß zu dieser Gras-Art wohl gearbeitet, von Unkraut gereinigt, fein geeget, und in kleinen Reihen, die 2 Fuß von einander stehen, vertheilt werden. In diesen Reihen und in der Distanz eines Fußes von einander stehet oder pflanzt man diesen Saamen etwa einen Zoll tief, und wiederum leicht mit Erde bedeckt. Aufserhalb Landes hält man den April Monath vor die bequemste Sae-Zeit, jedoch nur alsdann, wenn das Land trocken, und weder starke Kälte, noch überflüssige Nässe mehr zu besorgen. Da in unsern nördlichen Gegenden die angezeigte Beschaffenheit des Bodens schwerlich in besagtem Monathe zu erwarten,

scheint der Man Monath selbst gegen Ausgang desselben vorzüglich bequem zu seyn, hienit Versuche anzustellen, und wird überhaupt ein vernünftiger Landmann sich nach dem Unterschiede der Bitterung und des Bodens zu richten haben, nachdem er weiß, daß diese junge Pflanze weder starke Kälte, noch weniger aber viele Nässe ertragen kan. Veym aussäen, gebraucht man kaum denjehdigen Theil der Saat, so auf eine gleiche Portion Landes gewöhnlich an Korn ausgesäet wird. Es bricht die Luzerne viel früher, als andere Arten Gras hervor. Drey bis vier Wochen, nachdem die Saat davon in der Erde, ist das Gras davon auf einem guten Boden schon 5 bis 6 Zoll hoch, und kan an den Orten, wo Schaaf gehalten werden, mit Augen doch, selbiges abgeweidet werden. Anderes Hornvieh aber, wäre nicht nützlich, auf solche Weiden zu lassen, weil solches die zarten Wurzeln zertritt. Es schiefet dennoch das Gras sehr bald wieder hervor, so, daß es auf einem guten Boden, jährlich 4 ja so gar 5 mahl abgemähet werden kan. Gegen Ausgang des Juli Monaths ist das Gras gegen 2 Fuß hoch, und brechen Blumen hervor, dieses ist die rechte Zeit, selbiges zu mähen, wenn ihre Köpfe gebildet sind, ehe

F 3

die

die Blumen sich öffnen. Man muß alsdenn das gemähete fleißig umwenden, und so bald es nöthig trocken, unter Dach bringen. Der neue Anwachs des Grasses erfolgt alsdenn so gleich, und kan die Abmähung so oft wiederholt werden, als die Blumen Knospen sich öffnen. Diese Gras-Art formiret Pflanzen, welche tiefe und ganz dicke Wurzeln schlagen, im dritten Jahre ist selbige am fruchtbarsten, und dauere nach dem Zeugniß derer glaubwürdigsten Schriftsteller, welche wir über Oeconomische Abhandlungen haben, in gleicher Art, aufs wenigste bis ins 12te Jahr, obgleich einige derselben deren Nutzung so gut bis ins 20ste Jahr extendiren wollen.

2. et 3) Spanischer rother, und Holländischer weißer Klee. Diese Gras-Art beyderley Gattungen ziehen die deutschen Landwirthe allen übrigen vor, und wollen dessen vorzüglichen Nutzen durch die Erfahrung bekräftiget haben. Der Klee, oder Kleewer, wie er gleichfalls genennet wird, liebt ein mildes, etwas schweres, und feuchtes Erdreich, welches wohl gedünget worden, doch kommt er fast in einem jedem Boden fort, jedoch in dem besten besser, als in einem andern. Obgleich keine Pflanze zur

Zeit Ihres ersten Aufschießens mehr Regen, als diese erfordert, ein etwas feuchter Boden derselben auch, wie schon gesagt, zuträglich ist, so muß das Feld doch nicht gar zu naß, und besonders vermieden werden, daß solches im Winter nicht unter Wasser stehe. Die Saat-Zeit des Kleewer-Grasses ist so wohl im Frühling als Herbst, doch will man durch die Erfahrung die Herbst-Saat vorzüglich gefunden haben, wenn solche nur etwas frühe, nemlich gegen Ausgang August Monats bestellet wird. Da der Klee, wie schon gesagt, bey dem ersten Aufschießen, viele Fruchtbarkeit erfordert, gegen Ausgang des August Monats aber gemeinlich bey uns viel Regen zu fallen pfleget, so ist dieser Umstand unsrerer Climats billig nicht aus der Acht zu lassen, und da überdem die jungen Wurzeln des Klees vor dem Winter etwas stark werden, müssen auch dieselben sehr viel von dem Unkraut leiden, so lange sie jung und zart sind, so scheint in Betrachtung aller dieser Umstände die Herbst-Saat vorzüglicher zu seyn. Die Ausfaat des Kleewers geschieht entweder allein, oder mit Getrande, so wohl Winter, als Sommer-Korn vermengt. Will man ihn allein säen, so ist am besten, wenn man nach der Roggen oder Weizen-Ende

die

die Stoppeln abrennet, die Asche übers Land austreuet, hernach kan man es noch einmahl pflügen, nachdem es gepflüget, mit einer Egge übersfahren, das zusammen gebrachte Unkraut und Stoppeln wieder verbrennen, und über das Feld streuen, das auf muß man den Klee bey stillen Wetter aussäen, und da die Saat derselben klein, ist man gewohnt, dieselbe mit Sand vermischet auszusäen. Je fetter der Boden, je dünner muß die Ausfaat seyn, so bald selbige geschehen, muß man man sie unter die Egge bringen, und darüber so lange wegfahren, bis alle Erdschollen wohl zer schlagen, und der Boden einem wohlbereiteten Garten-Felde ähnlich ist. Will man es mit dem Getrande zugleich säen, so kan solches so wohl mit dem Sommer als Winter-Korn geschehen. Ist man willens, sich der Frühling-Saat zu bedienen, so muß das Land, wie gewöhnlich, zur Gersten-Saat bearbeitet und mäßig gedünget werden. Man sät so dann so frühe, als möglich den Gersten, oder eine Mengsel-Korn von Gersten und Haber aus, läset solches, wie gewöhnlich, unter und eben ergehen, sät darauf bey stillem Wetter, und zu einer Zeit, die einen baldigen Regen vermuthen läset den Klee-Saamen,

ziehet mit einer leichten Egge nochmals darüber, und walzet das Land zu. Wenn der Gersten groß genung aufgeschossen ist, futtet man solchen grün ab, oder läset ihn auch, wenn man will zu seiner Reife kommen. Im ersten Fall kan man den Klee schon im Herbst zum zweytenmahl mähen, im letzten aber wenn man nemlich das Korn zu seiner Reife kommen läset, pflegt der Klee sich erst im andern Frühjahre recht zu zeigen. Will man ihn mit Winter-Getrande aussäen, so muß solches so frühe, als möglich geschehen, damit die Wurzeln desselben noch vor dem Winter etwas stark werden. Es muß so dann mit dem Getrande zugleich in einem stillen Tage ausgestreuet werden, die Quantität des Saamens ist der Getreide Theil gegen das Korn. Er schadet so dann dem Getrande in seinem Wachsthum nichts, bringet aber seinen vornehmsten Nutzen erstlich in dem nach der Erndte folgenden Jahre. Wenn der Klee einmahl auf eine der vordescribenten Arten gesät ist, so braucht er keine sonderliche Wartung mehr, außer daß man ihn das erste Jahr in dem Winter mit etwas dünnen Mist belegt, dieser lieget den Winter über, und bey anbrechendem Frühjahre,

so

so bald der Schnee weg ist, läßt man das übrige Stroh abharken und wegfahren, der Klee dauret alsdenn 4 bis ins 7te Jahr, doch hat man durch die Erfahrung bemerkt, daß nach dem 3ten Jahr die Wurzeln erschwächen, und ist also am vortheilhaftesten, das Kleefeld im 4ten Jahre, nachdem der Klee einmahl abgeschritten worden, umzupflügen, und Korn darein zusetzen, indem es eine vorzügliche Bütte und Eigenschaft des Klees ist, daß er das Land nicht auszehret, sondern vielmehr lockert, und zum Kornbau tüchtig macht. Will man von selbigem Saamen ziehen, so nimmt man dazu den Wuchs des 2wenten Jahres, läßt die schönsten Pflanzen, so viel man nöthig zu haben, glaubet, stehen, und wenn die Blumen dürrer worden, solche durch Weber mit der Sichel abschneiden, sie vollkommen trocken werden, danächst ausdreschen und reinigen.

Der Klee hat auch die gute Eigenschaft, daß wenn er gut geräth er alle Arten Unkraut neben sich ersücket. In Ansehung seiner Nahrung um ihn zur Fütterung zu gebrauchen, hat die Erfahrung außer Zweifel gesetzt, daß der Klee grün, und im Gras verzehret, wenn er dem Viehe

im Stall gereicht wird, das trefflichste Futter abgiebt. Denselben aber, als Heu versammeln zu lassen, erfordert viele Vorsicht, und hat nicht geringe Schwierigkeiten, besonders in unsern nördlichen Gegenden. Er muß vollkommen trocken in die Scheuer gebracht werden, und auch alsdenn verkehrt er einen Theil seiner Blätter, und muß in der Scheuer mit abwechselnden Lagen von trockenem Stroh vermischt werden. So bald es aber nur 2 bis 3 Tage regnet, nachdem er abgeschritten worden, wird er schwarz und verderben. Am besten ist also, ihn grün zu verfüttern, doch muß das Hornvieh nicht darzu getrieben werden, weil es die zarten Wurzeln zertritt, und es überdem gefährlich und schädlich, dem Viehe zu zu lassen, davon so viel, als es will zu fressen, weil es ein gar zu fettes Futter ist, und ihr Blut erhitzt. Man muß besonders wohl acht haben, daß man das Vieh wenn es vom Klee gefressen, nicht gleich laufen läßt. Der Klee kan zwar vor allerley Vieh gebraucht werden, doch bekommt es dem Hornvieh und den milchenden Kühen am besten. In Frankem werden die schwersten Ochsen mit bloßem Klee gemästet und fett gemacht. Den Pferden aber, ungleichen den Kälbern ist es nicht

schwer, den Klee anders, als mit schlechtem Gras, oder Mengfutter vermischt zugeben. Man schneidet den Klee gewöhnlich ab, wenn er in der Blüthe steht, da er denn, wenn die Witterung günstig, als bald wieder austreibt, und zum 2ten mahl im Julius, so wie zum 3ten mahl, im Anfange des Herbstes blühet. Ich habe mit gutem Vorbedacht mich so umständlich in Ansehung der Culture und der Nahrung des Kleewerks erklären wollen, damit ich desto kürzer das Nöthige wegen der übrigen noch zu erwähnenden Gras-Arten bringenden könnte, weil solche so wohl, was den Anbau als Nahrung lessiben anbetriefft, fast von gleicher Natur mit dem Kleewerk sind, übrigens aber alle auswärtige Landwirthe, besonders diejenigen, so in verschiedenen Provinzen Deutschlands ihre Beobachtungen auf die Erfahrung gegründet haben, darzu übereinstimmen, daß der Gebrauch des Klees vor allen übrigen künstlichen Wiesenwachs, den Vorzug verdient.

4) Timothy-Gras ist eine neue kürzlich aus America nach England überbrachte Gras-Art, von deren Nutzen dorten viel Rühmens

gemacht wird, vielleicht trägt die Neugierigkeit mehr, als die wirkliche Nützbarkeit zu diesem erlangten Ruhme bey. Diese Pflanze wird dadurch kenntlich, daß sie ihren Saamen in runden und langen Keulen, welche eine Aehnlichkeit mit dem so genannten Kagen-schwanz haben, hervorbringt. Man will bey dieser Gras-Art bemerkt haben, daß sie vorzüglich leicht anzuziehen sey, und in allerhand Arten von Bodengut fortkomme.

5) Englisch Trifolium ist gleichfalls eine Art von Klee, die aus America hergebracht, und in England besonders nützlich befunden seyn soll. In Ansehung ihres Anbaus, verfähret man auf gleiche Weise, wie bey den vorerwähnten Spanischen und Holländischen Klee umständlich angezeigt worden. Da die Erfahrung uns belehret, daß die unterschiedene Pflanzen und Gras-Arten, nach dem Unterscheid der Witterung und des Bodens in einem Lande besser, als in dem andern gerathen, so wird ein vernünftiger Landwirth, da sich die Gelegenheit

darbietet, den Saamen ohne Kosten zu erhalten, nicht überflüssig finden, mit selbigem einige Versuche im kleinen anzustellen, um daraus zu beurtheilen welche Gattung seinem Boden am zuträglichsten seyn könnte.

Diejenige Gras-Art, so den Namen Kurnet führt, ist eigentlich die bekannte grosse Pimpernel, so in den Küchen-Gärten gewöhnlich angezogen, und zum Salat gebraucht zu werden pfleget. Die Englischen Landwirthe wollen bemerkt haben, daß solche gleichfalls mit nicht geringem Nutzen zum gewöhnlichen Futter des Viehes gebraucht werden kan.

Dieses obangeführte wird häufiglich seyn, allen Liebhabern der Landwirthschaft, welche geneigt seyn möchten, auch in unsern nördlichen Gegenden, einige Versuche mit dieser künstlichen Gras-Arten, zur Verbesserung Ihres Wiesewachses vorzunehmen, einen Begriff von deren Anbau und Nutzen beizubringen. Es ist diese Nachricht aus den berühmtesten Englischen und Französi-

sehen Schriftstellern, welche Abhandlungen von der Landwirthschaftlichee Völker geschrieben, herausgegeben, und in so weit solche durch die angestellte Beobachtungen der berühmtesten Schweizerischen Deconomischen Societat, und der Hannoverschen, auch anderer deutschen Landwirthe bemühet und gegündet befunden worden, dargelegt, daher solche allen Blättern verdient, und vor zuverlässig zu halten.

Es bleibt mir nur noch übrig eine Anmerkung beizufügen, welche man zwar, als eine blosser Theoretische ansehen kan, die aber dennoch ihren völligen Grund zu haben scheint. Alle diese künstliche Wiesen, und fremde Gras-Arten, wie viel Nützens auch immer die Englischen Landwirthe davon zu machen, gewöhnt sind, haben diese Unbequemlichkeit mit sich, daß sie nicht bequem getrocknet, und zu Heu gemacht werden können, und daß selbst bey deren Gebrauch zur Fütterung viele Vortheile angewendet werden muß, indem bey Weis abräumung der erforderlichen Weis, dieses an sich gar zu fetter Futter, dem Viehe mehr schädlich, als nützlich werden kan.

Die

Dieser Umstand muß einem Landwirth billig viele Bedenklichkeiten verursachen, sich damit im Großen zu befassen, besonders in unsern nördlichen Gegenden, indem eine etwas spät einfallende strenge Winterung, gar leicht die besten Hoffnungen des Land-Mannes vereiteln kann, und wo die wirthschaftlichen Bedienten noch nicht gewohnt sind, mit der genaueren Auarreise, nach der Ihnen gegebenen Vorschrift zu verfahren. Ueberdem ist man in unsern Gegenden mehr eines hinlänglichen Vorraths von gutem trocknen Heu, als frischer Gras-Fütterung, nach den Umständen unserer Landwirthschaft bedürftig. Meinem Bedenken nach möchte also unsern Climata und Wirthschafts-Umständen am zuträglichsten seyn, den zum Unterhalt des Viehes so nöthigen Wiesewachs, auf die allen Land-Wirthen bekannte Art durch Reinigung der Wiesen, Ableitung der sumpfigten und saulen Geröcher und übrigen erforderlichen Zubereitungen, sorgfältig zu verbessern, und sich dieser fremden Gras-Arten, besonders des Klees nur dazu zu bedienen, solchen unter den gemeinen Heu-Saamen, so man auf allen Heu-Böden einsammeln kan, zu vermischen, und damit die übrigen wohl gereinigte

und zubereitete Wiesen ein Jahr, ums andere zu besen, da man denn nicht nur des Vortheils gewärtig seyn kan, seine Wiesen mit gemeinem Gras-Wuchs untermische, mit diesen fremden und fetten Gras-Arten reichlich versorgt zu erhalten, sondern auch der Vorsicht entübrigt ist, die man bey Verfütterung der fetten Gras-Arten allein anzuwenden, nöthig hat. Es können auch diese Gras-Arten, wenn sie auf diese Art, mit dem gemeinen Grasse vermischt sind, leicht und ohne Mühe zu gutem Heu gemacht werden, und wenn man der einzigen Präcaution sich bedient, solche Wiesen zu erwehlen, die den Winter über nicht unter Wasser stehen, solche zu Anfangs des Herbstes so frühe, als möglich wohl umarbeitet, mit gutem gemeinem Heu-Saamen, wozu ein Theil des weissen oder rothen Klee-Saamens untermischt ist, besät, und überregget, darnach gegen den Winter mit etwas leichtem Dünger bedeckt, und davon des übrig gebliebene Stroh, so bald der Schnee abgegangen, bey einbrechendem Frühlinge wegschafft, so wird man sich dan vortheilhaftesten und besten Wiesewachs, der nach dieser Landes-Art möglich, zu versprechen haben. Die Betrachtungen der Hannoverschen Landwirthe,

3 =

welche

welche sich auf Erfahrung, und wahrhafteste Versuche gründen, stimmen hiermit so vollkommen überein, daß dieser Vorschlag einige Achtung verdient, und ich halte mich versichert, daß wenn es einigen Land-Wirthen in unseren Gegenden gefällig seyn wird,

hierüber Versuche anzustellen, Sie dieser vorgeschlagenen Vermischung den Vorzug vor dem Anbau der künstlichen Geos-Arten vor sich allein, um so viel mehr, da solche doch schwerlich im Großen statt findet, geben werden.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Unmaßgebliche Desideria an den hochgeehrtesten Verfasser des XVIIIten Stück's gelehrter Beyträge.

— — intus erit, quod quærimus extra.

Die freye oeconomische Societät zu St. Petersburg, deren respective Mitglieder sich ohne Eigennuß der Aufnahme unsrer Wirthschaft gewidmet haben, ist durch den ungenannten Herrn Verfasser bemeldtes Blats bey uns zuerst mehr bekannt worden. Vermuthlich werden Ermunterung mit Dank annehmen, und die unentgeltlich dargereichten Saamen treu und den löblichen Absichten gemäß anwenden. So befiessen jeder Landmann bisher gewesen, durch eine dünnere Ausfaat sein Korn zu sparen; so handgreiflich hat sich der Nutzen des Dünnens in Vermehrung des

Geträides nun überall hervorgethan, und es wird nicht leicht ein Besitzer eines Guts nach dem Eigensinn eines wunderlichen Amtmanns oder nach der Bauernpractica seine Kleete durch das dicke Saen verarmen lassen. Es ist wahrscheinlich, daß der Bauer sich auf den Vortheil der dünnen Saat eher als sein Hof verstanden, ob er gleich noch seiner schalkhaften Klugheit gegen den Herrn des Guts nichts davon äußern wollen. Nun fehlt es der Sommersaat noch an ziemlicher Verbesserung, die fast jährlich von der Menge des Unkrauts (Basilica campestris; Sinapis arvensis; Raphanus raphanistrum) überwältiget wird, wenn

andere der Landwirth, selbst der grosse, die erforderliche Lieferung an die Milch schaffen, und seiner Haushaltung gleichwohl nichts entziehen soll. Dies Problem ist vieler andern Ursachen werth, das eine Gesellschaft erfahrener Männer dasselbe gelegentlich zur Aufklärung vornehme.

Seitdem die Güter in diesem ansehnlichen worden, ein beträchtlich Quantum gutes Heu für die Regimentspferde anzuführen, so wird dem Landmann eine bessere Cultur seiner Heuschläge nothwendig. Wie mancher muß gezwungen seinem Vieh die Fütterung abbrechen, und es aufs Gerathewohl den Winter so und so durchzubringen suchen! Er kan daher jede Anweisung zur Vermehrung und Verbesserung seines Viehfutters unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen. Wie schätzbar würde ihm nicht ein Unterricht seyn, der zugleich die Ergiebigkeit seiner Wiesen verstärkte, und seinen Einfluß ins Große entdeckte! Zwar hat die bald allgemeine, bald besondre Landplage der Viehpest noch hier und da einen leidigen Vorrath an Futter übrig gelassen. Wie viel tausend Stück Vieh aber, Pferde, Kühe, Stiere, Kälber und Schafe sind auf Rechnung der Viehseuche mit hingerafft worden, die entweder durch unzureichend oder verdorbenes Futter, oder aus Mangel des frischen reinen Wassers in dürren Sommern, und kurz durch Vernachlässi-

gung in der Pflege ihr Leben zugeföhrt haben! Wir haben hier in Niga Nachricht, daß das schönste Milchvieh in Seewegischen Falle, wahrscheinlich, weil der trübsne Sommer dieses Jahres ihm wenig rein Wasser verflattet. Niemand wird dieses Sterben gleich einer Seuche zuschreiben, da keine Kennzeichen derselben an ihm sich zeigen. Ist es inzwischen nicht Schade, daß unter dem Titulo oneroso der Viehpest so manche schöne Haut eingebüßet werden muß! Beweis genug, daß, da das schlechte Heu des vorigen Jahres den Grund dazu gelegt, gering scheinende Ursachen zum Tode erfordert werden, und daß hingegen die Wähe, die ein Wirth auf ein zukünftig gutes Futter verwendet, sich durch sich selbst belohne.

Die freye oeconomische Gesellschaft bezeugt durch die Austheilung des mit Unkosten verschriebenen Samens, wie uninteressirt sie diesem Futtermangel abhelfen wolle. Die angegebene Beschreibung der Art damit zu versehen, ist für jedermann verständlich, der mehr als die bloßen Fäuste beim Landwesen brauchen kan. So fernne man aber diejenigen Mitglieder, welche die Föder führen, als Lehrer der Oeconomie ansiehet; in so fernne ist man begierig, durch sie zu einer nähern Erkenntniß der besten Futterkräuter zu gelangen. Man bescheide sich gern, daß der Landmann der oconomischen Er-

klärung

klärung der Gewächse entbehren könne, ohne des Zwecks zu verfehlen. In dessen würde zur Vermiedung aller Zweideutigkeit ein etwas genauer bestimmter Name einigen Landwirthen nicht unnothig scheinen. Es ist einmal gewiß, daß hier, nach dem Vorschlag mancher oconomischen Schriftsteller, die Esparsette mit der Luzerne wieder die Lehrsäge der Kräuterverständigen offenbar vermengt worden, nach deren Urtheil beide nicht unterschiedene Gattungen (Species) sondern ganz unterschiedne Arten (Genera) ausmachen.

Die Esparsette im Dauphiné und das Sain-Foin um Paris bechret der Botanicus mit dem Namen Hedysarum, der seinem Ursprung nach eine liebliche Salbe bedeutet, vermuthlich weil dieses Kraut dem Vieh süß vorkommt. Die Deutschen nennen ihn Schildklee. Er wächst in Sachsen, wie wol nur klein und nicht häufig auf ruckeln in der Some liegenden Hügeln und blüht im Junius und Julius. Der Ritter von Linné hat es in Schweden nicht gefunden, so wenig als die andre Gattung, die am Ende der Blätterstengel ein ungleich Blat süpirt und Onobrychis heißt. Des Wort übersetzt der Deutsche durch Feslowicke, das eigentlich die Feilstebe nach dem Griechischen bedeutet. Ausser vielen andern Unterscheidungszeichen, welche diese Papilionblume an

sich hat, kan man die sehr kurzen Zläugel, das überausstrumse Unterblat (carina) und die Fruchthülse merken, welche ründliche Gelenke hat, in deren jedem nur ein einzelnes Saamenkorn liegt.

Die Luzerne, die an Nussbarkeit die Esparsette weit übergeht, heißt Medicago, und weil diese Pflanze legumina cochleata hat, von denselben im Deutschen Schneckenklee. Die in Linnæi Speciebus 779. und 780. gemeldete Gattung wächst ebenfalls in Sachsen, auf sandigten, feisigten und sonnigten Stellen. In Schweden findet man ihn nicht, wol aber den Sichelklee (medicago falcata) auf ruckeln Aeckern und Wiesen in Mond- oder Sichelähnlichen Schoten. Beide Gattungen haben mehrere Saamenkörner. Die Blüthe der luzerne, oder des Schneckenkleees ist blau, und nur sehr selten blaß-gelb. Der Sichelklee hat eine hochgelbe Blume und unterscheidet sich durch diese frische Farbe von dem Schneckenklee mit der blaß-gelben Blume. Weil aber auch die hochgelbe Farbe mit der Zeit verschiefen und blaß werden kan, so giebt die Schote durch ihre Bildung den sichersten Unterscheid. Da der Sichelklee mit dem mageriten Boden vorlieb nimmt, wenn er nur gnug Sonne hat, so ist er fast des Heues auch auf den unfruchtbaren känderegen fortzubringen. Die Schweden nennen ihn nur des Linnæi

Zeusaamen. Die kleinste Sorte der Medicago, die nur ein Saamenkorn hat und lupulina mit dem Beynamen heist, wird nicht so gerne von dem Vieh gefressen, als beyde vorhergehende.

Wenn das Hedyllarum wirklich die Esparcette ist, so lieber solche noch eher die Anhöhen und Hügel als einen fetten Boden. Im erstern bekommt sie zwar nur schwache Stengel, die aber desto süßriger und nährender sind, weswegen sie auch von den Schafen begierig gefressen werden. Im guten Lande wird sie zu geil und treibet ins Holz, doch ist sie für groß Vieh noch essbar und gedehlich. Die Luzerne hingegen liebt eine fette Erde, die aber, wie der Herr Auctor gar wol bemerkt, nicht soß noch sumpsig seyn muß, weil kein Futterklee im feuchten Erdreich dauern und aushalten kan.

Der Spanische Klee, der Holländische weisse Klee und das Englische Trifolium sind in ihrem Vaterlande vielleicht das gewöhnliche Trifolium pratense, das sich etwan vor unsern einheimischen durch seine Größe ausnimmt. Solte es auch auf unsern Aeckern und Gärten fort kommen, so ist man doch in unserm Clima vor dessen Ausartung und Mißwachs nicht gesichert. Es ist wol eine kleine Ungewißheit in uns, zu wünschen daß der geweihte Herr Verfasser ein Kennzeichen desselben angegeben, oder uns wenigstens auf die Linnäischen Species ver-

wiesen hätte. Weil auch das Timothii- und Burnet-Gras keine neu entdeckten Gewächse sind, sondern sich nur durch den Nutzen im Wiesenbau erst gangbar und beliebt machen, so würden wir durch eine kurze Verweisung auf jenes Buch sie ebenfalls haben kennen lernen.

Von den wolgemeinten Absichten dieser preislichen Gesellschaft ist für uns das verdriesslichste, daß unsre ergiebigsten Heuschläge meistens niedrig liegen. Ein anhaltend Regenwetter in der Heuzeit verursacht selbst im besten Sommer ein Verflagen. Ist der Sommer, oder der Herbst regenlos; ergießen sich im September und October ganze Lasten Wasser auf diese Wiesen, und kommt noch ein strenger Frost dazu; so ist alle Hoffnung zur Erhaltung des Klees verlohren indem selbst die gemeinen Erdwurzeln von solcher Witterung leiden.

Vor 12 und mehreren Jahren machten die erste Probe mit Ausfüng der Esparcette, aus einer nicht verwirklichten Neugier, weil damals in allen Wirtschaftsbüchern viel Besens davon gemacht wurde. Es schlug dieser Versuch nicht ein, entweder aus Mangel des nöthigen Unterrichts, oder der gehörigen Vor- und Aufsicht, oder wegen des nassen und drauf strengen Winters, indem nur wenige Pflänzchen durchkamen und ein schwaches Ansehen

ten ihrer alten Cammer aden übrig ließen. Man ist ferne, durch diese Bemerkung die Möglichkeit zu wiederlegen, oder sich gegen die Nughbarkeit dieser neuen Vorschläge aufzuhalten. Die Erfahrung hat uns ja gemiesen, daß Europa, selbst das nördliche, seit hundert Jahren manchen ausländischen Pflanzungen das Indigenat ertheilet, und gar etliche davon in seinem Schoosse wild erzogen. Der Versuch mit den überschickten ausländischen Saamen wird nach einigen Jahren den Ausschlag geben. Dies Jahr ist zu spät, das nächste Jahr aber wird wol zum Anbau eines größern Saamenvorraths in der Rechnung oben hingegehen.

Wenn es erlaubt ist, zum voraus davon zu urtheilen, so dürfte der künstliche Grasbau vor der Hand unsern nördlichen Ländern wenig standhaften Vortheil bringen, weil selbige nicht so überhäuft bevölkert und angebauet sind, wie die südlichen, weswegen auch kleine Güter zur Noth ihre Heuschläge haben, ob es ihnen gleich an Ackerfeld fehlen möchte. Dem untröchter sind dennoch alle dahin zielende Projecte rühmlich, weil auch ein kleiner Wirth manchmal Veranlassung hat, mehr Vieh als er selbst brachte, zu füttern. Wir reden hier nicht von Nothfutter, welches man der ausgekünstelten Wirthschaft der Schweden überläßt, die doch einen großen Vorsprung oeconomiccher Vortheile vor unserer Haushaltungskunst

voraus haben. Wenn ein Hausvater schon im Junius von dem Mißwachs seiner Wiesen Aspects hat, so kan er wol ein Feld landes seinem Vieh zum Besten dran weiden und dasselbe mit Spinat (Spinacia oleracea) oder in dessen Entziehung mit der gemeinen Brennnessel (vrtica dioeca) besäen, weil beyde Gewächse, wenn sie jung sind, von dem Milchvieh mit Appetit weggefresset werden. Er wird uns zwar die Frage vorlegen: Was ist das unter so viele? er kan sich aber gleich selbst drauf antworten und entweder sein Vieh wolfeil verkoffen, oder sich durch theures Heu dasselbe noch erst kostbar machen, wenn er für ein mäßig Fuder, das in guten Jahren einen halben Kubel gilt, drey bis vier Kubel bezahlen muß, davon wir vor 2 Jahren die Erfahrung hatten. Wir haben noch in der Nähe bey Riga auf einem nicht gar großen Menerhose einen Liebhaber der Wirthschaft, der sich zum Vergnügen seines ruhigen Alters mit mancherley nützlichen Versuchen beschäftigt. Er sorgt zugleich für die Gesundheit seines Viehes, wenn er aus seinem geräumigen Garten alles von dem Wurzelwerk abgschnittene Kraut in ganzen Orbsösten einsalzen, bähnen und mit Untermengsel demselben vorgeben läßt. Noch dieses Jahr hatten wir bey ihm einen neuen Schauplay wirtschaftlicher Verbesserungen. Alle Aileen des Gartens waren mit neuen Aileen von Sonnenblumen

men oder Sonnenrosen (*Helianthus*) bepflanzen, um einen Vorrath Samen zu ziehen. Wege, Zäune, Gehäge und Plätze können nach dem Urtheil dieses viel verfahrenen Mannes mit dieser Pflanze nicht genug besetzt werden, weil Schafe und Ziegen, Hornvieh und Pferde dieselbe mit Strenk und Sriel, mit Maß und Blume als ein leckerbischen verzehren. In Sachsen wird den Milchfühen des Winters die gelbe Möhre oder Purkane zum Futter gegeben, wodurch die so genannte Strohbutte sich an Farbe und Geschmack verbessert. Wir finden auch hier und da über der Düwe so treffliche und geachtliche Futterkräuter, davon die im spätem September geschlagne Butter wie die hochgelbe Mandbutte aussieht, die eine noch sehr fette Milch nachläßt, da schon im August Futterreiche Bütter eine zwar nicht mager doch nur blasse Butter schlagen können. Fürs ganze aber zu reden, so ist die Menge mochtiger Heuschläge noch zu groß, als daß man nicht mit vollem Ernst auf derselben Verminderung bedacht seyn sollte.

Die lithauischen Bauernknechte, welche den Sommer über mit ihrem Grabenstechen uns zu Hülfe kommen, haben das wilde Wasser schon manchem Morast abgezogen, und weil diese mühsamen Erdwärmer sich um ein billiges bedingen lassen, so hat man bey dieser notwendigen Arbeit der Dauern scho-

nen können. Dennoch fehlt es nun an gutem Rath, wie ein Wirth die getrockneten Moräste von Moos befreiet, und sie zum Tragen der Grase urbar mache, da die meisten schöne schwarze Erde haben.

Vielleicht hätten wir diese Hülfe in uns, wann die tauglichsten Grasarten uns bekäunt, und mit denselben Samen die entmoosten Moräste zu Wieseland gemacht würden. Die dienlichsten Futtergrase für das grosse Vieh, als der Buchschwanz (*Alopecurus*); das Wiesengras (*Poa*) mit 3, 4 und 5 Blüten; das Ruchgras (*Anthoxanthum*); die Teesee (*Bromus*) von welcher der Herr Pastor Jansen 4 sauber Zeichnungen geliefert hat, verdienen wol eine nähere Kenntniß. Eben so für die Schafe das moltschneidende und wolligte Darrgras (*Holcus odoratus et lanatus*); die blaue Schmiehe (*Aira caerulea*) das gefiederte Kammergras (*Cynosurus cristatus*) und für die Schweine die Binse (*Scirpus*) mit der klugen Wahl, was für jedes morastige Erdreich nach seiner Verschiedenheit sich schicke.

Durch eine bloße Beschreibung derselben, wenn sie auch noch so botanisch eingerichtet wäre, stünde freylich der Sache nicht gerathen. Das würde aber dieser trefflichen Gesellschaft einen grossen Namen zu wege bringen, wenn sie uns diese Kräuter in Abrißsen kennen lernte, entweder nach der Knip-

hoff-

hoffischen oder Trattspischen Methode durch illuminierte Abdrücke, oder durch wolgerathene Kupferstiche mit lebendigen Farben. Ja selbst die schädlichen Grase verdienen eine Abbildung, als der tüsch (*solium*) das Rohr-Wiesens- und Bergschiff (*Arundo phragmites*); *calamagrostis*; und *epigios*; dergleichen die giftigen u. Schlingkräuter (*Stium*); *Oenanthe*; *Phellandrium*; *Conium*; *Aethusa* und *Cicuta*) weil sie Pferde und Kindvieh tödten, zumal da sie in ihrem ersten Wachsthum an Blat und Wurzel ohne Blüte selbst einem Kräuterkundigen nicht leicht kenntbar sind, auf daß dies Unkraut, so nöthig es auch die neue Heilkunst haben möchte, für die Wirthschaft ausgerettet werde. Selbst die Gräser, welche einen andern Nutzen als zum Viehfutter haben, dürfen hiervon nicht ausgeschlossen werden.

Würde aber nicht selbst ein Theil des fruchtbaren Sibiriens uns mit guten Heusamen bereichern können? Ein Land, das die freygebigige Natur von der Eder an bis auf das niedrigste Gras mit vielen Schätzen bereichert hat. Hat etwou die Eder von Libanon, da sie in keinem so kalten Lande gewachsen, vor der Sibirischen an Dauerhaftigkeit einen Vorzug? Würde nicht der Sibirische Buchweizen (*Polygonum tataricum*) für unsere Schafe trefflich seyn, wenn er die Kälte verträgt und von selbst sich aussät? Es ist noch viel zu erfinden übrig. Der be-

rühmte Smelin überging den Sibirischen Wein, welcher perenniret, mit aller seiner Achtsamkeit, und in Halle konnte ein gelehrter Camerallist nur einige Rösser davon über Schweden erhalten. Als Herr V. Schreiber bey diesen wenigen wegen veräumter Jahreszeit mit seiner Bemerkung nicht fertig werden konnte, fragte derselbe um mehrere in Niga an, Man antwortete, daß hier keiner gebauet werde, und auch dazu nicht zugelangen gewesen wäre, ob man gleich darum nach Petersburg und Moscau geschrieben; es sey aber so wol der perennirende Wein als der Sibirische Buchweizen auch den Gelehrten an diesen Orten unbekant. Eine Stelle in seinem Programma von dem perennirenden Sibirischen Wein S. XII. lesen wir noch immer mit grosser Demüthigung, wo derselbe die Antwort aus Niga anführt, und endlich das Epiphonema anhängt: Ein Beweis, daß man das Inländische nicht überall ästimire.

Dergleichen demüthigenden Vorwürfen könnte die preussische Societät bestens abhelfen. Vielleicht möchte für unsre erhabnen Dreyer das Schängras (*Melica Sibirica*); für unsre moegren Heibeländer das Sandgras (*Elymus Sibiricus*) so wie für unsre fruchten Wiesen und Moräste der Wiesenbuchschwanz (*Alopecurus pratensis*) und für unsre trunden der glatte Haber (*Avena pratensis glabra*) mit Nutzen ausgeschuet werden können. Mit der Zeit

Zeit würden wir selbst diesen Saamen in Menge sammeln und für unser Feder-
vieh brauchen. Man weiß schon sehr,
dass einige dieser Saamen in lauem
Wasser eine Nacht eingeweicht die
Hüner so fruchtbar machen, dass sie
Eyer darnach legen, da von jedes ein
Viertel Pfund am Gewichte hält. Ob
nun gleich diese Eyer fett und dünnhä-
lig werden, so mischt man ihnen nur
gepulverte Knochen oder Kreide unter
diesen Frost, damit die Schale sich ver-
härten könne. Kommen diese Mate-
rialien zu reichlich unter das Futter, so
legen sie sich von aussen um die Eyer-

schale an, und thun weder dem Weissen
noch dem Dotter Schaden. Küchlein
von 5 bis 6 Tagen lassen sich schon damit
erziehen, und gedeihen wol darnach.

Ich breche hier ab, in Vermuthung,
dass die freye oeconomiche Ges-
ellschaft schon mehrere Vota avari
agricolae auf ihrer Rolle habe, die
sich ihrer Abhandlung würdig machen.
Dies Blatt hat ohnedem keine andre
Absicht, als an Tag zu legen, dass auch
hier derselben rühmliche Bemühungen
mit Aufmerksamkeit erkannt, und danke
bar aufgenommen werden.



Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen

aufs Jahr 1766.

Achte Fortsetzung
der vermischten Sammlungen

zur
Liefständischen Geschichte.

(Siehe II. Stück 1766.)

Die alten Sigille haben bey Ken-
nern der Alterthümer eine ge-
wisse Schätzbarkeit, und ma-
chen sich überhaupt durch das Andenken
der vorigen Zeiten angenehm. Selbst
die Historie hat ihnen die Namen und
Regierungsjahre der Häupter des Lan-
des zu verdanken. Manche Familien
erblicken mit Vergnügen einen Ander-
wandten auf denselben, der vielleicht
aus ihren Stammaseln durch die Länge
der Zeit verloschen ist. Selbst aus-
wärtige Häuser können ihre Geschlech-
terregister daraus vollständiger ausferti-
gen, obgleich derselben Namen ohne
Nachkommenschaft in Liefland ausster-
ben müssen.

Leser, welche die Historie bezwegen
lieben, weil sie ihnen seltsame Begebenhei-
ten, grosse Thaten, oder zum Zeitver-
reib eingestrente Veränderungen dar-
legt, müssen freylich ihren Geschmack
durch andre Merkwürdigkeiten und Er-
zählungen schadlos halten. Diese wer-
den ohnedem mit diesem für sie zu nüt-
zernen und truchnen Vorrath sich wenig
befassen, so wie hingegen Patrioten der
Historie das geringste aus den Alterthü-
mern zu retten, zu sparen und aufzuhe-
ben suchen.

Es würde den Augen einen ange-
nehmen Vorwurf abgeben, wenn je-
mand von den Sigillen der alten Land-
stände eine Sammlung machen, und
sie

ste vor ihren Zerdrümmern aus Privat Händen an sich bringen wolte. Sie haben an Materie keinen Werth, und billigenkende Besizer derselben würden sich zur Ehre rechnen, ihre einzelnen Stücke gerne unentgeltlich in ein solch Cabinet zu liefern. Sammlet man doch die in Laak gedruckten Briefsigel grosser Männer, warum nicht vielmehr solche Wachsgeläuse und Capfeln, die an öffentliche Documente des Landes angeheftet worden. Sie sind doch mehrertheils von Personen, die an dem geistlichen und weltlichen Staatsruder mit gewessen haben. Da unsre in den besten Cabinetten aufgehobnen Münzen nur die Zeiten des Herrn Meisters Berend von der

Borch erreichen, so wird eine solche Sigillensammlung an Brauchbarkeit in der Landesgeschichte vor einer Münzsammlung noch vorzüglicher. Weil es aber schade, auch keine Möglichkeit seyn würde, dieselben von documentirenden Briefschaften loszuschneiden oder abzuzerren, so müßten freylich in solchem Fall richtige Zeichnungen die Stelle der Originale vertreten.

Wir liefern einige solche Insigel, die sich in dem andern Theil der Chronik des Herrn Conceptor Urnds nicht befinden, halten uns doch aber an dessen Massstab und Modul, weichen derselbe auf der 303ten Seite zur Bestimmung ihrer Grösse angenommen hat,

Der Modul Nummer 1.

Kunde, wie der größte Doppelthaler oder Ducaton.

SIGILLVM ECCLESIE TABATENSIS. Die beyden Apostel Petrus und Paulus auf vierfüßigen Lehnhütten sitzend. Die Jahrzahl im Documente ist 1299.

SIGILLVM CAPITVLI SANCTE RIGENSIS ECCLESIE. Ein sehr ausgezierter Altarchor. Oben segnet

der Vater; die Maria, unten steht der Apostel Johannes und hält in der linken ein Agnus Dei oder das Lamm Gottes mit der Siegesfahne. Zur Rechten erscheint ein Priester mit dem Kelche, und zur linken Seit ein Bischof, welcher die Hand zum Segnen eingerichtet. Unter dieser Urkunde steht die Jahrzahl 1435.

Der Modul Nummer 2.

Kunde in Grösse eines starken Thalers.

SIGILLVM CAPITVLI SANCTE REVALIENSIS ECCLESIE. Die Mutter Gottes im heiligen Häuschen, welche dem Kinde Jesu einen Apfel reicht. Zur Rechten sieht man einen Stern mit 8 Zacken, zur linken das Nagelspize Creutz, das auf einem halben Mond steht. Die Urkunde ist von 1352.

Sigillum MAGISTRI GENERALIS HOSPITALIS SANCTE MARIE THEVTONICORVM. 1485.

JEROSOLYMITAN. I. Das Marienbild, welches in der Rechten den Scepter, in der Linken das Kind hält, und in einem vierfüßigen Gatterwerk sitzt. 1485. Dies Sigel hat 2 Seiten, und auf der Rückenseite, doch nur von der Grösse des 2ten Moduls einen kleinen Adler, der mit altsächsischen Mönchsbuchstaben die lateinischen Worte zur Umschrift hat: Sigillum MAGISTRI GENERALIS DOMVS THEVTONICORVM. 1485.

Der Modul Nummer 3.

In Grösse eines starken halben Thalers.

Sigillum JOHANNIS VI. SANCTE ECCLESIE RIGENSIS ARCHIEPISCOPI. Ein vierfüßiger Altarchor, in dessen Mitte die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde sitzt: Unter ihr erblickt man ein in die Länge getheiltes Schild, in dessen rechter Seite zwey ins Andreaskreuz oder ein lautoir gelegte Bischofsstäbe angebracht sind. In der linken Seite des Schildes wächst aus einem 3, 3, 2 gerauteten Wapen ein Einhorn hervor, das nach der rechten Seite sieht. Die Urkunde ist von 1422.

von dem Rigischen Erzbischof Johannes Sabundi, der auch in einigen Deutschen Urkunden Sabundi geschrieben wird.

SECRETVM CAPITVLI RIGENSIS. Das Marienbild in Straßen. Unter selbigem sieht man ein schiefgelegtes Schild mit drei Aulen als dem Wapen des Stiftes. Das Original ist von 1485.

SECRETVM CAPITVLI REVALIENSIS AD CAVAS. Ein vierfüßig ausgezierter Altarchor. Ecce homo vom Jahre 1476.

**SECRETVM LV DOLPHI
EPISCOPI OSILIENSIS.**

Diese Umschrift ist ziemlich zerdrüm-
mert noch mehr aber die in dem Si-
gill befindliche Figur, von der man
nicht sagen kan, ob sie einen Schweine-
kopf oder das Obertheil eines springen-
den Pferdes vorstelle. Die Ur-
kunde ist von 1450, in welchem
Jahre Ludolph mit Tode abge-
gangen, worauf das Deselische Capitel
Johann Kraueln wehret.

**S. SECRETVM PETRI
EPISCOPI ECCLE. sic
OSILIENSIS.** Das Marien-
bild im Chor. Unter demselben sind
zwei neben einander geknechtete Schil-
de, in dem rechten der rückwärts se-
hende Deselische Adler, im linken der
ausgebreitete Adler. Hier fehlt die
Jahrszahl.

**S. CONVENTVS DE VAL-
KENA.** Die Marie sitzend, wel-
che das Jesuskind am Leibband oder
Gängelband hält. Das Kind spie-
let mit einer Taube, und fast sie bey
dem Flügeln. Alles ist mit Rosen
umfrenet. Die Urkunde hat das
Jahr 1411.

**S. COMMENDATORIS
DOM. us THEUTON. icorum
IN LIVONIA.** Die Geburt
des Heilandes. Die Urkunde hat
unterschieden Frater Godefridus,
Magister fratrum domus Teu-
thonice per Lyvoniā, unten

Jahre 1301. Das ist der Ordens-
meister Gottfried von Rogga.
Das Sichel selbst befindet sich an
Urkunden von 1349, 1382 bis
1429.

S. MARSCALCI DE LIVONIA.
Der Ritter mit dem Panier oder der
Fahnenlanze. Die Urkunde führt
die Jahrszahl 1349, in welchem
schall hieß Bernhard von Ol-
dendorp.

**S. LAN TMARSCHALCI
LIVONIE.** Die Urkunde ist
von 1349. durch den damaligen
Landmarschall Gottfried von
Koddesberge ausgestellt.

S. ADVOCATI DE MOCHE. Ein
in der Heraldie gewöhnliches Lilien-
kreuz. Die Urkunde ist von Otto
Staecke, Advocatus oder Vogt in
Overpale im Jahr 1349.

**S. VICECOMMENDATO-
RIS REVALIE.** Ein Schild
mit dem Dänischen Kreuz. Sie
ist 1467. von Dideric von Ren-
denich, Hauscomptur zu Reval,
ausgestellt.

**S. ENGELBERT LAPPE
DE WESENBERG.** Ein
Ordensbruder, der in der rechten die
Fahne mit dem Kreuz, in der linken
Hand das Schild mit dem Kreuze
hält. Es ist hiebey zu bemerken,
daß die Vögte von Wesenberg diesen
Namen ihres Vorgängers immer in
ihrem Sichel begehthalten. Diese
Urk

Urkunde ist unterschrieben 1492.
von Johann Stael van Hol-
stein, Dursches Ordens Va-
gede to Weisenberch.

SIGILLVM MINVS HAPSALL.
Ein Anker, der nur einen halben
Kreumhafen zur linken hat. Unter
dem Querholz steht die kleinere
Jahrszahl — 4, vermuthlich 64.
In Farben ist der Anker schwarz,
das Feld blau.

**SIGILLVM IVDICII
TVCKVMENSIS 1617.**

Der Modul Nummer 5.

Elliptische von der ersten Größe.

**S. JOHANNIS DEI GRA. cia. S. anctę
RIGENSIS ECCL. OSIE
ARCHIEPISCOPI.** Ein Prä-
lat, der den Kreumstab in der linken
Hand führet, und mit der rechten
segnet. Er wird auf einem Stuhl
sitzend vorgestellt, dessen Lehnen zwei
Hunde, oder gar Löwen präsentiren.
Dies Sichel ist von dem Erzbischof
Johann von Lünen, Anno 1282.
dessen Nachfolger Johann von
Sechten dasselbe auch unter dem
Jahre 1287. brauchet, welches aber
zierlicher und sauberer gestochen ist.

**SIGILLVM HENNINGHI
DEI GRA. cia. Sanctę
RIGENSIS ECCL. sic
ARCHIEPISCOPI.** Ein recht
zierlicher Altar, in dessen obersten

Das 4 selbige Curländische Ketzer-
sche Wapen mit dem Mittelschilde.
**SIGILLVM IVDICIALE
DISTRICTVS FILTEN-
SIS. 62.** Oben der Polnische Adler
unten das Lamm als das Sichel-
wapen.

**SIGILLVM CONSISTORII
ACROPOLITANI
REVALIENSIS.** Das gekrönte
Marienbild mit dem Kinde in Stra-
len. Ist das Consistorialsigel zum
Dom.

Chor Gott der Vater die Maria seg-
net. In dem Mittelschor steht ein
Erzbischof im Ornat unter zwei zu-
sammengesetzten Schilden, in deren
rechtem der Kreumstab und das Kreuz
en lantoir geleset, im linken aber
das Capitelwapen, die heraldische
Lilje zu sehen. Die Seitencapellen
des Chors sind mit den Bildern der
Evangelisten und Apostel oder
anderer Heiligen in prächtig durch-
brochener Arbeit ausgezieret, vom Jahr
1435. Dieses Sichel ist von dem,
welches Herr Andre S. 306. von
diesem Erzbischof Henning Schar-
fenberg unter dem Jahre 1426.
anföhret, ganz unterschieden, wo die
Größe nur den Umfang eines halben
Thalers hat.

- S. OLAVI DEI GRACIA EPISCOPI REVALIENSIS. Das Marienbild im Chor, vor demselben liegt unten im Schwibbogen ein Bischof auf den Knien, von Jahr 1327.
- SIGILLVM HINRICI DEI GRACIA EPISCOPI REVALIENSIS. Das Marienbild im Altarchor. Unten sind zwey neben einander gelehute Wapen, in deren rechten zwey Bischöfliche Kreuze en Lutoir gelegt, im linken ein zum Raub geschickter Löwe sich zeigen, vom Jahr 1452.
- BERNHARDVS DEI GRACIA TARBATENSIS EPISCOPUS. Ein Bischof in Pontificalhabit vom Jahr 1299.
- S. FRATRIS BERTOLDI ABBATIS DE VALKNA 1411. Ein Prälat, der in einem zierlichen Chor sitzt.
- THORHILLVS DEI GRACIA REVALIENSIS EPISCOPIVS. Ein Bischof im Pontificalkleide. Die Arme des Sceptils wend den durch zwey Adler vorgestellt 1253.

Der Modul Nummer 6.

Elliptische von halber Größe

- SIGILLVM um ARNOLDI DE BRINCKE Sancte RIGEN, sis ECCLESIE PRÆPOSITI. Ein Altar, in welchem der Vater die Marie segnet; unten liegt ein Hufeisen und darüber die Stifftskirche, vom Jahr 1435.
- S. igillum JACOBI DEI ET apostolice SEDIS GRACIA EPISCOPI ECCLESIE OSILIENSIS. Ein Bischof in Pontificalibus, von 1330.
- SIGILLVM ABBATIS DE VALKENA. Ein Prälat. Ist von Frater Wynand Abt zu Falkena 1285.
- S. igillum JOHANNIS ABBATIS DE VALKENA. Der im vorhergehenden als in diesem befindliche Prälat ist im Wilde ohne Insekt. Dieses Sichel hat zur Seite einig wachsende Blumen, von 1354.

Der

Der Modul Nummer 7.
Ovale kleine.

- S. FRATRIS ordinis Minorum in RIGA. Die abgebrochenen Stücke dieses Siegels erlauben nicht auszumachen, ob es die Taube Christi, oder besser den Apostel Thomas vorstelle, der seine Hand in Christi Seitenwunde leget. Der Guardian des Minoritenordens schreibt sich Bruder W. von Jahr 1282.
- F. rater HENRICVS DE ORDINE PREDICATORUM EPISCOPUS OSILIENSIS. Ein Bischof in Pontificalibus. Die Urkunde ist von 1241. und unterschrieben: Frater Henricus de ordine predicatorum Oslie et Maritime episcopus, d. i. Bischof von Dessel und der Wyck. Ob gleich die Bischöfe sich sonst nach ihrer Cathedralkirche oder dem Sitz derselben zu benennen pflegen, so machen doch diese Herren auf Dessel eine Ausnahme, indem man nicht in piscopus Arensburgensis oder Hapsaliensis finden wird, nicht einmal in neuern Zeiten, ob sie gleich in den Städten Arensburg und Hapsal ihren Dom hatten.
- S. FLORENCII, DECANI TARBATENSIS. Ein Priester mit dem Messbuch von 1327. Das Schild hatte ganz undeutliche Figuren.
- SIGILLVM ABBATIS DE VALKENA. Ein Prälat. Die Jahrzahl der Urkunde ist 1327.
- S. COMMENDATORIS MYTOVIE. Der Engel Gabriel, wie er vor der Maria steht und ihr den Gruß bringet, oder kürzer: die Verkündigung Mariä. Oben sieht man das Ordenskreuz und unten eine betende Person, von 1349.
- SIGILLVM COMMENDATORIS IN WENDEN. Das Catharinenbild im Chor, welches in der Rechte das Schwert, in der Linken das Rad hält. Die Urkunde hat Johannes de Wyden 1349. unterschrieben.

Der Modul Nummer 8.

Runde ganz kleine.

- SECRETVM JOHANNIS ECCLESIE THARBATEN, sis EPISCOPI. Unter einem Bischofshute ein schiefgestelltes Schild mit Schlüssel und Schwert, die ins Andreaskreuz gelegt sind von 1475.

S. SIMO-

S. SIMONIS DE BORCH. Ein schiefgestellter Schild mit 3 Vögeln. Er unterschrieb sich Symon van der Borch, tho Desel und thoe Sippe Provest von 1476.

S. JOHANNIS DE MEX. Ein in die Quere getheiltes Schild, unten mit sieben Nauten 4 und 3 gestellt, oben ist eine sechsblättrige Blume oder Rose. Johannes dictus de Mekes siegelte damit 1345. und 1346. Ein vierlicher Sigall mit untergespitzter Form kommt unter der Umschrift vor S. EVERHARDI DE MECKES.

Ein kleines und ebenfalls unten zugespitztes Sigel mit zwey ins Andreaskreuz gelegten Lilienstießen führte ein Herr von Tre y d e n unter der Umschrift. S. HINKI, ci DE THOREIDA unterm Jahr 1337.

Mit diesen Sigillen läßt sich die zweyte Tabelle des Herrn Urnds erweitern, welcher nach S. 305. das Sigel des Comtors zu Mitaw nicht angegeben wußte, weil ihm dasselbe ausgefallen war. Ich habe mich ehmalß dran gestoffen, daß dieser Auctor S. 304. unter dem Modul 3 dem Hauscomthur in Liefland das Sigel verändert, da es hoch unter den

Modul 2 die Geburt Christi vorstellet. Allein es kam mir selbst ein solch Sigel in die Hand, dabey ich an das Hospital der Marie der Deutschen zu Jerusalem denken mußte. Zudem erinnere mich nicht, die Maria auf einem Bette kreisend abgebildet gesehen zu haben, vielweniger, daß der Pilger mit dem Stab in der Hand den Pflegevater Joseph beim Wochenbette bedeuten könne. Wenn aber gleich vorher besagter Chronikenschreiber unter dem Modul 2 dem Hauscomthur im Jahr 1277. ein gleiches Sigel mit dem Herrn Meister, nehmlich die Geburt Christi giebt; so glaub ich, daß nicht immer ein beständiger Meister in Liefland gewesen, weil diese Regenten oft abgewechselt, auch ihrer Anzahl noch nicht alle bekant sind, in dem noch etliche derselben in codice diplomatico Poloniae entdeckt worden, daß der Hauscomthur daher in solchem Fall sich des oberherrschaflichen Sigels bedienen habe, ohne den Titel eines Magistri Livonie brauchen zu können. Uebrigens wird kaum zu erinnern nöthig thun, daß die Mönche statt des AB ein einfach E angenommen, da diese hier durchgängig beobachtete Schreibart keine Vermuthung von Druckfehlern zuläßt.

Die Fortsetzung künftig.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Siebende Fortsetzung
der Zusätze

zu
Johann Leonhard Frischens
Deutschem Wörterbuche.

(Siehe XVII. Stück 1766.)

R.
Khabarber, die. Eine Wurzel, die in der Arzeneykunst gebraucht wird, und aus China und Amerika kommt. Samml. russ. Gesch. im 3 B. a. d. 197. S. Man hat auch Münchhabarber, welche in Europa wächst. Jene nennet man Khabarbarum verum, diese Khabarbarum monachorum, oder Lapathum maius siue latifolium. Rhapsodie bedeutet ein zusammengefügtes Werk, oder aus andern Schriften entlehnte Gedanken. Es

ist ein griechisches Wort von *ῥάπτω* ich fücke zusammen, und *ᾠδή*, ein Gedicht; aber so wohl im Französischen als auch Deutschen gebräuchlich. Die Franzosen haben das h weggeworfen, die Deutschen aber es behalten. Homers Gedichte waren in 24 Rhapsodien eingetheilt, und derjenige, der solche absang, hieß Rhapsodus. Kleist hat uns drey Rhapsodien hinterlassen. Richelley, perpendicularium opticum. Cf. XXXIV, 11.

Riege für Reihe, wird auch gebraucht 1 Kön. VII, 3. S. Frisch im 2 Th. auf der 100. S. unter dem Worte, Regal. In diesem bedeutet das Wort Riege ein Gebände, worinn Getraid gedreht und gedroschen wird. Hat vermuthlich daher seinen Namen, weil man reihenweise das Getraid darinn aufstreckt, um es zu trocknen. Aus diesem deutschen Worte haben die Letzen ihr Rija gemacht. Die Esthen sagen Rige, Rehhe und Rei. Man steht leicht, daß alle diese Wörter aus Riege, Reihe und Rege entstanden sind, welche drey deutschen Wörter einerley Bedeutung haben. Daß die im Jahr 1200. erbaute Stadt Riga hiervon den Namen haben sollte, wird heutiges Tages niemand mehr gedenken, da aus Heinrichs von Lettland Geschichte bekannt, daß der Ort, wo Riga angeleget worden, es sey nun ein Berg, oder See, oder Fluß gewesen, vor Erbauung der Stadt schon denselben Namen geführt habe. Siehe Herrn Stronds Chronik, insonderheit Th. 2. S. 110.

Romanze, narratio carmine expressa. Der Ursprung dieses Wortes ist spanisch, in welcher Sprache Romance die Benennung dieser kleinen Gedichte ist, wovon die Spanier einzig und allein lange im Besitze geblieben sind. Die Franzosen

haben ihnen endlich darinn nachgeahmet. Unter den Deutschen hat Herr Friederich Wilhelm Gleim zuerst Romanzen geschrieben, dessen unbekannter Nachfolger, der Romanzen mit Melodien 1761. und 1762, dem Vorgeben nach, zu Hamburg drucken lassen, eben so viele Ehre eingelegt hat.

Rosenspan oder **Spanrosen**, ein Gefänge oder köstliches Kleinod in der Gestalt einer oder vieler Rosen. Pl. LX, 1. LXXX, 1.

Rumpeln, Luther sagt in der Vorede über den Psalter: "daß andere Bücher wohl viel von den Werken der Heiligen rumpeln aber gar wenig von ihren Worten sagen. Beym Frisch findet man auch Gerumpelkammer, wofür man in Preussen Gerüllkammer braucht.

Rundschnur. S. oben Ligkor.

S.

Säuseln, ein Zeitwort, kömmt her von **Sausen**, wovon es das frequentativum ist. Kleist braucht es vom Fliegen der Lauben.

"Ihr Schwingen sie lachend die Flügel und Säuseln über den Garten."

Th. 2, S. 16. wie auch von den Schwingen des Wunders.

"Ein

"Ein Fluß von lieblichem Dufte, den Zephyr mit Säuselnden Schwingen Von nahegelegener Wiese herbeylehrt, nöthige mich zur Ihr."

Ebensof. a. d. 37. S. Ug hat es auch in seinem Liebestorte, S. 192. — Wie manch französisch Ach Entflog dem süßen Mund und Säuselt im Gemach."

Frau Karsthinn redet S. 232. des Herr Rolle also an:

"Entzückung süßten alle Seelen Als nahm ein Säuselnder Zephyr Das schönste Lied von Philomelen In seinen Mund, und bracht es dir."

Beym Kleist a. d. 37. S. des 2 Th. findet man Durchsäuseln

— — — zerstreute Heere von Bienen Durchsäuseln die Lüfte."

Und bey den Herrn Wieland trifft man Entgegensäuseln an: "Ja, in heiliger Entzückung höre ich die Stimmen der ganzen Natur, leise nur der Seele hörbare Stimmen, süßtönend mit entgegenräuseln, Empfangung eines Christen, S. 17.

Salz. Dieses Wort läßt man gemeinlich aus dem lateinischen oder Griechischen herkommen. Die

Morduaner sagen, Sal; die Pererier und Sirjanen, Sol; die Eptländer, Sool; und die Letzen, Sahlo.

Salzen, ein Zeitwort. Frisch bestimmet nicht, ob es ein richtiges, oder unrichtiges Zeitwort sey. Er sagt zwar: "Bey vielen Köchen wird die Suppe versalzen." Hieraus sollte man schließen, er habe es für unrichtig gehalten. Allein bey dem Worte, Sulz, a. d. 146. S. des 2 Th. seines Wörterbuches merket er an, daß Gesalzen das alte Mittelwort sey. Herr Professor Gottsched setzt es unter die richtigen Zeitwörter und der Uebersetzer der merkwürdigen Nachrichten des Lorenz Arioviz sagt im 1 Th. a. d. 369. S. "Die Köpfe aber wurden eingesalzen und nach Konstantinopel gefandt.

Salzrich ist so viel als Salzsaß. Frisch hat es nicht. Wenn Luther aber das 4 Mos. VII, 14. vorkommende Wort, Löffel, erklären will so sagt er: Löffel oder ein Köpfflein, oder sonst inwendig rund; wie die Salzstrichen.

Sich Sammeln; Sich sammeln zu seinem Volk, das ist, Sterben. Eine biblische Redenart, die 4 Mos. B b 2

XX, 24. 26. XXVII, 13. und XXXI, 2. gefunden wird. Frisch hat sie nicht, jedoch führt er eine ähnliche an, nämlich: Versammler werden zu seinen Vätern: und erklärt sie, in eodem loco vel tumulo sepeliri.

Sanfrängig, blandus. Noch löste des sanfrängige Mitleiden keine schmelzende Thräne fallen.,

Seynmüthige Briefe, im 1 Bande a. d. 155. S.

Sansprediger, concionator blandiens. Dieses Wort brauchet Daniel Cramer im Inhalte des 11 Kapit. Michä.

Satan. Dieses Wort, welches wir aus dem Griechischen und Hebräischen angenom men haben, befindet sich auch in der totarischen, tscheremischen, tschumoschischen, mostadischen und mosduanischen Sprache. In allen diesen Sprachen, die sonst sehr von einander unterschieden sind; heißt der Teufel Schairan. Der Eptländer saget Sadan.

Schaffren. 2 Chron. XXXIV, 14. "Die Priester — — schaffren an den Brandopfern und Jetzen bis in die Nacht."

Schal, ein Verwort, wird nunmehr auch im uneigentlichen Verstande gebraucher. "Man hält so wohl in den Lobreden, als in den Satyren die Mäßigung für etwas schales und unschmackhaftes.,, Freymüthige Briefe, B. 1. S. 475. f.

Schalkorath, consilium malum. Spr. Salom. XX, im Inhalte, Nahum 1, 11. Vielleicht auch so viel als consilium gerendi belli. S. Frisch im Worte Schalk, bey nahe am Ende.

Scharren ist heute zu Tage ein richtiges Zeitwort. Die Alten haben das Mittelwort, Verschorren, gebrauchet. Jos. VII, 21, 22.

Scharwerk. S. Frisch. In Preussen heißen auch die gemessenen Frondienste Scharwerk. Man findet auch Scharwerk, rey.

Schauer, ein Hauptwort, steht in einer besondern Bedeutung. Esß. II, 3.

Schaumeister, heißen diejenigen, welche zugegen sind, wenn ein junger Meister sein Meisterstück verfertiget.

Scheidemann ist so viel als Schiedemann, oder Schiedrichter. Hiob IX, 33.

Schichten,

Schichten, an statt bereiten. Luthers Verrede auf den Propheten Jeraiam

Schießen. Blicke schießen, insonderheit verliebte, brauchet Herr Gellert in den Lustspielen, a. d. 236. S. Es ist das französische, lancer des oeillades.

Schikane findet man a. d. 436. S. des 1 Bandes der freymüthigen Briefe: "Ist nicht seine Keuf — — eine leere Schikane?.,, Es ist das französische Chicane, wofür man besser sagen würde, Jungendrecherey. Wiemohl es Gelegenheiten geben würde, wo man jenes lieber als dieses hören möchte, wenn es gleich im Grunde einerley ist.

Schild ist so viel als Fürst, Regent oder Landesherr. Ps. XLVIII, 10. und Luthers Randgloss.

Schilling. Der Ursprung dieses Wortes ist sehr zweifelhaft und wird bey nahe so verschiednen angegeben, als der Werth dieser Münze ist. Sie heisset in der schwedischen Sprache Spilling, und Loccentius saget, im XVIII. Hauart. des 11 Buches seiner 1676. gedruckten Antiquitatum Sued - Goth carum, a. d. 85. S. dieser Name käme von

dem Zeitworte Skilia, das ist, Scheiden her, und die Scheidemünze wurde in Schweden Skiliamynne genennet. Die meisten, und unter andern Frisch, wollen behaupten, Schilling wäre aus dem lateinischen Worte Solidus, entstanden. Durch dieses Wort aber wurde überhaupt eine jede Münze verstanden, die nicht von Wech war. In dem 1 Bande der Actorum Borussiae, a. d. 240. S. heißt es also: In Hockerlandia, prope Niclas Dorf, locus, ubi olim argentifodinae fuerunt, ex quibus teste Hennebergero in Chronico paruo fol. 4. Bernh. Schilling, cuius Thorunienis 30 centneros argenti accepit et ex eo primos solidos confecit eosque a nomine suo denominavit. Mit diesen Worten des Kappar Steins, dessen Memorabilia Prussiae am angeführten Orte in den Actis Borussiae stehen, stimmen Reinhold Curike im 28. Hauptst. des 2 Buches seiner Danziger Chronik und Jänichen in seinen Meletematibus Thorunienibus im 1 Th. a. d. 181. S. überein. Frisch meynet, daß unter den seltsamen Herleitungen des Wortes Schilling diejenige noch zu dulden wäre, wenn man es von Schellen oder Klingen herholen wollte.

B b 3

wolle. Denn, saget er, die Blechpfennige hatten keinen Klang, aber ein Schilling hat wegen seiner Dicke, er sey so klein, als er wolle, doch einigen Klang. Allein Herr Konrektor Uender verwirft diese Meynung im 2 Th. seiner Kiefländ. Chronik a. d. 127. S. und behauptet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Schelen und Verschelen, ein plattdeutsches Wort dieses Schilling erzielet haben könne.

Schilter, scultator, ist in Kiefland sehr gebräuchlich. Es heißt ein Aufseher der Bauern.

Schimäre ist das griechische *Χίμαρα*, lateinische chimæra und französische chimère. Nach dem letzten richtet man sich in der Ansprache, ob man gleich eben so gut Chimäre sagen könnte. Eigentlich bedeutet es ein erdichtetes abscheuliches Thier. Man verstehe heutiges Tages darunter einen ungedrübten Gedanken. Von diesem Worte hat man schon ein Beywort, Schimärisch, gemacht. Wende brauchet Herr Wieland in der Zuschrift vor den Empfindungen eines Christen.

Schlacht wurde auch im Deutschen von geringen Streittagen gebraucht.

1 Sam. XIV, 14. steht: "Also, daß die erste Schlacht, die Jonathan und sein Waffenträger that, war bey zwanzig Mann.

Schlangentreter, qui serpentem conculcat, ein Name unsers göttlichen Erlösers.

Schleppangel wiew, anstatt Schmuckangel, in Kiefland gebraucht.

Schlundig werden, colorem mutare. Wird von Zugeln gebraucht. Wolfens Anfangsgründe der Baukunst, im 56. S.

Schmollen. Von diesem Worte hat Frisch eine doppelte Bedeutung. Herr Professor Gellert hat es in seinen Lustspielen, a. d. 283. S. wo es wohl so viel, als aegre ferre, bedeutet.

Schmücken seine Sachen wieder jemand, d. i. sein Unrecht, seine Vergehungen, seine Fehler, seine Sünden vertheidigen wollen. 2 Kön. XVII, 9. "Die Kinder Israel schmücketen ihre Sachen wider den Herren, ihren Gott, die doch nicht gut waren.," Schmücken heißt auch parare. So saget Brandis, p. m. 240. Es sey besser

besser den Feind mit einsten zu unterdrücken, als in Befahrung sich immer dazu schmücken.

Schnurländer heißen in Kiefland die Acker der Bauern und Bürger, die sich einer Schnur oder einem Maasse obgetheilet sind, agri civium vel rusticorum ad funiculum sive decempedam definiti.

Schöne für Schönheit; brauchet Luther und Daniel Cramer, jener Jud XI, 16. dieser im Inhalte des XI. Kapitels.

Schönling brauchet Wernike, a. d. 65. S.

Schreibmesser, scalpellum. Jerem. XXXVI, 23.

Schrißstellerärzte, messis auctorum vel scriptorum. Biblioth. der schönen Wissenschaften und freyen Künste, B. VI, S. 181.

Schükel. Dieses Wort brauchet Luther, Richter IX, 9. in der Randglosse: "Es besteht nit, es ist ein Schuckel.

Schürte. S. Frisch. Hist. XVII, 17. "Wenn man die Schür aufwerfen wird.,"

Schuldherr, Creditor. 2 Kön. IV, 1. 7. In Kiefland saget man, ein stark Gläubiger, Schuldner. Es scheint, als wenn man das alte Schuldherr in Schuldner verwandelt habe. Sonst haben die Alten auch Schuldgläubiger, um Credens von Creditor zu unterscheiden.

Schulfuchs. Dieses Wort ist im sechzehnten Jahrhunderte entstanden. Just Ludwix Brismann war Rektor zu Naumburg, hernach Professor zu Jena und starb 1587. Als er nach Jena kam, und in seinem Umgange sehr pedantisch seyn mochte, auch einen Mantel trug, der mit Fuchseln gefuttert war, gaben ihm die Studenten von seinem ehemaligen Schulannte und damaligen Kleidung einen Beynamen und nannten ihn einen Schulfuchs, welches Wort hernach gäng und gebräuchlich ward. Jöcher Hist. ter. Th. I. S. 1387. In der Bedeutung kömmt dieses Wort überein mit Pedant oder Pedant, welches man bald von dem griechischen Worte *παῖς*, ein Knabe, bald von dem lateinischen Worte, pedere, bald aber von dem Pedarius herleitet. Die letzte Meynung behaupten Herr Dr. Zeumann und Beyschlag. Ein Engländer, dessen Werk

Werk in die französische Sprache übersezt ist, und den Titel führet: *Traité de l'incertitude des Sciences*: sagt von seinen Landesleuten, die sich auf die Redekunst gelehrt haben: *Sous Charles I les Auteurs ont quitté cette maniere d'écrire: mais ils ont inséré dans leurs discours tant de passages grecs et latins que nous aurions peine aujourd'hui à ne les pas accuser de pédanterie*: Er hält also dafür, daß ein Engländer, der seine Schriften mit griechischen und lateinischen Stellen beschmühet, ein Pedant sey. Was soll man von denen Deutschen sagen, die, aus Eitel vor einer vernünftigen Puristerei, ihre Schriften mit lateinischen, französischen, wälschen und brittischen Wörtern, Redensarten und Wortfügungen ohne Noth anhäufen? Was ich von Brismann erzählet, melden andere von Kaspar Lammerschwanz oder Arntius, der zu einer Zeit mit jenem zu Jena gelebet hat. S. *Dunkels Histor. krit. Nachr. von verstorbenen Gelehrten*, B. III. S. 637.

Schulgerechte. Herr Ug in seinen Iyrischen Gedichten, a. d. 28. S.

Die Fortsetzung künftig.

„Der Mann bewies, wie sich gehört,
Und darch, abstrakt und tiefgelehrt
Durch schulgerechte
Schlüsse,
Um seiner Chloris Küsse.,,
Schurz ist heutiges Tages ein Schimpf-
wort. Kleist sagt im 1 Th.
a. d. 145. S.

„Den bringt ein Schurz um
Ehre, Ruh und Glück.,,
S. Frisch im Worte, Scherg.
Schurz, Wall der Belagerer.
2 Rön XXV, 1 „Sie baueten
einen Schurz um sie her.,,
Schwall. Frisch sehet dieses Wort
unter die veralteten. Es steht im
rigischen Gesangbuche, Nr. 164.
B. 4. Nr. 216, B. 18. und
Nr. 490, B. 1. Herr Professor
Dusch sagt in seinem Gedichte,
vom Gebrauche der Vernunft S. 12.
„Arbeite dich im Schwall der Mey-
nungen empor.,, Auch findet man
im 2 Bände der Briefe die neueste
Literatur betreffend, a. d. 309. S.,,
Wie nun? Welcher Schwall von
Worten? Welche Theurung an
Gedanken?.,, Ist also noch in ge-
bundener und ungebundener Rede
anzutreffen.

XXII. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1766.

Deutsche Vorrede des ersten
Theils der grossen lettischen
Postille des Herrn Probst
S e n z.

S. I.

So tritt dann nun hienit im Na-
men Jesu Christi (dem für
seinen verlichenen Gnadenbeystand des
müthigst Dank gesagt sey) von mei-
ner längst erwünschten neuen lettischen
Postill über die sämtlichen Sonn-
und Festtags-evangelia der erste Theil
vom ersten Advent bis zum leg-

ten Sonntage vor Pfingsten,
Exaudi genannt, ans Licht und wird
denen sämtlichen Eoangelisch-lettis-
chen Gemeinen an allen Orten zum
gorseligen Gebrauch übergeben, unter
der frohen, Gott gebe, eintreffenden
Hoffnung, daß, so der Herr will und
ich lebe, der andere Theil auch noch
gegen das Ende dieses 1766sten, oder
doch in den ersten Monaten des 1767sten
Jahres

E c

Zahres nachfolgen solle. Denn bis zum Michaelisfest, welches ich in dieser Postill gleich nach dem sechzehnten Sonntage nach Trinitatis geordnet habe, sind meinerseits 150 der Predigten völig fertig worden und also nur noch zehn Predigten, nemlich, vom siebzehnten bis zum sechs und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis auszuarbeiten und abdrucken zu lassen, rückständig geblieben. Die Predigt am sieben und zwanzigsten Sonntage fällt darum weg, weil schon eine Predigt über das auf diesen Sonntag verordnete Evangelium am sechsten Sonntage nach Epiphania gelesen wird; gleichwie diejenige, so am sechsten Sonntage nach Epiphania, über den in andern Postillen gewöhnlichen Text von der Verkürzung Christi, dagegen hier am siebenden Sonntage nach Trinitatis anzutreffen ist. Und dies nach der ausdrücklichen Vorschrift unserer hiesigen Schwedisch-litauischen Kirchen-Ordnung Cap. XIV. §. VI.

§. 2.

Was nun von diesem Werk zum Voraus zu sagen ist, wird sich kühlich auf drey Punkte bringen lassen, nemlich, daß ich erstlich die Nothwendig- und Nutzbarkeit dieser lettischen Evangelienpostill kürz-

lich darthue: Zweitens eine umständliche historische Nachricht von ihrem Ursprung, Fortgang, Schicksalen und Inhalte gebe: Und endlich drittens eine Anweisung, zum rechten Gebrauch derselben, beysüge.

§. 3.

Die Nothwendig- und Nutzbarkeit einer neuen, gründlich, deutlich und, nach dem Seelenzustande, den Sitten, und Gebräuchen der lettischen Gemeinen, durchgängig erbaulich eingerichteten lettischen Postill fällt jedermann, der eine ordentliche Beurtheilungskraft hat, und das Reich Gottes liebet, sogleich in die Augen. Denn gleichwie 1) überhaupt zum voraus gesagt wird, und in unzähligen Vorreden vor Postillen bewiesen worden, daß die deuclische Erklärung und erbauliche Betrachtung der Sonn- und Festtagsortere nöthig und von großem Nutzen sey; so war in lettischer Sprache deraußer Werk tausendmal nöthiger, weil es daran fast gänzlich mangelte. Wir Letzlichen in unserer Evangelischen Kirche haben freylich einen solchen Ueberfluß an Postillen, sonderlich über die Evangelia, daß man sich über die Menge derselben wohl nicht

nicht ganz unbillich beschweret. Womit wir Letzlichen aber fast übererschwemmet sind, das hatten unsere Letzen beynahe gar nicht. Zwar hat schon im vorigen Jahrhundert, der Curische sel. Superintendent Manelius eine solche Postill in 4to herausgegeben, und dadurch freylich sich um die lettische Kirche unsterblich verdient gemacht; allein, zu geschweigen, daß sich schon längst die Exemplaria davon so rar gemacht, daß der hundertste solche nie zu Gesichte bekommen; so war sie auch nach der damaligen alten Art, sowohl in Ansehung der Sprache, als auch der Sachen und der Schreibart, eingerichtet. Der sel. Superintendent Baumann sah diesen großen Mangel, und gab sie vor einigen Jahren, theils in einer reinen lettischen Schreibart, theils mit Hinzulassung einiger seltenen und unstatthaften Sachen, theils mit beygefüzten Gebeten, heraus. Allein auch dadurch wurde dem Mangel noch nicht abgeholfen. Denn ausserdem, daß sie in unserm litauischen Lettlande nicht eingeführt wurde, so fehlte darin noch manches an der Gründlichkeit und Erbauung für die heutigen Letzen. Heshach habe auch eine kleine lettische Postill in 8vo von einem Curischen Prediger (dessen Name mir ich nicht bringet,) gesehen. Da aber in einem so kleinen Octavbände Predigten nicht

nur über die Sonn- und Festtagsortere gelia, sondern auch über die schon längst nicht mehr gelehrten Apostelstage, des gleichen über Passivortere u. d. g. enthalten waren; so kon man sich leicht vorstellen, daß die Predigten mit den Texten kaum zwey bis höchstens drey Blätter ausgetzogen haben. Was konnte wohl viel zur Erklärung und Erbauung in einer so ungewöhnlichen Kürze gesagt werden? Kurz, in den Predigten stand fast nicht viel mehr, als im Text selbst. Und diese Postill starb beynahe in der Geburt, wurde wenig gesucht und noch weniger gebilliget. Es war also nöthig, daß ein neues Werk das Licht erblickte, worinn die bisherigen wichtigen Mängel gehoben wären. 2) Da viele lettische Prediger Ihre Filiale haben, worinn sie weit fettere, als in den Mutterkirchen oder Hauptgemeinen predigen können und müssen; so fehlere es hier an allen den Sonntagen, da die Prediger in der Hauptkirche predigten, an einer vorzulsenden lettischen Predigt. Die Küster lasen ohne gehörige Auswahl, nach Belieben, einige Capitel aus der Bibel, oder einige Stücke aus dem lettischen Handbuch, welche weder der Vorleser, noch die Zuhörer verstanden. Folglich bekamen die Leute in den Filialen an den meisten Sonntagen des Jahres keine Predigt zu hören. Sie

gingen zur Kirche, um die Weise zu begehren, und kamen mehrentheils ohne hinlängliche Seelenweide zurück. 3) Stieß dem Prediger in der Hauptgemeine etwa eine Unpäßlichkeit zu, so ihn am predigen hinderte, oder mußte er ins Filial reisen, so wars wieder um in den Hauptgemeinen in diesem Stücke wüste und leer. Die Zuhörer mußten an diesen Sonntagen eine ordentliche erbauliche Predigt über das Evangelium empfangen, und giengen dürr und leer zurück. 4) Bald wird ein Bauer oder sein Gesinde krank, bald fan er, wegen weiter Entfernung, selten zur Kirche kommen, bald muß er sie veräumen, weil das Wetter gar zu stürmisch, der Weg zu inpaffable, und sonderlich im Frühling und Herbst die Ströme offen sind, und das Wasser zu hoch ist. Da hatte er nun keine Postill im Gesinde, worinn ihm die göttliche Wahrheiten nach seinem schwachen Begriff und Seelenbedürfnis deutlich, einfältig und kräftig vorgetragen worden, und deren er sich zu seiner und der Seinigen Erbauung an Sonn- und Festtagen hätte bedienen können. Dies gab ohne Zweifel mit Seligenheit daß viele einen ganz andern Zeitvertreib in den Krügen und Saufgeschindern suchten, und daselbst an den heiligen Tagen, nicht Gott, sondern dem Satan dienetern. Dies wäre

vermieden worden, wenn sie Gelegenheit gehabt, sich mit einer erbaulichen Predigt zu beschäftigen, und durch deren Warn- und Ermahnungen ernstlicher auf die Errettung ihrer Seelen von dieser unseligen Seloberey bedacht zu seyn. 5) Candidati Theologiae, so sich dem Dienst am Worte in den lettischen Gemeinen widmen wollten, und junge Prediger, welche in der Sprache noch nicht fertig genung waren, noch den Seelenzustand ihrer lettischen Kirchenglieder schon kennen gelernt hatten waren äusserst verlegen. Es fehlte an einer recht eingerichteten Evangelienpostill, woraus sie den homiletischen Stilum in der lettischen Sprache, und die Sachen sich bekannt machen konnten, so sie ihrem Volke nach seinen besondern Seelenumständen, Arten, Sitten und Gebräuchen, recht soßlich, gründlich, und erbaulich vortragen könnten. Wie kan ich, hier es hier, so mich nicht jemand durch ein gutes Hülfsmittel anleitet? Endliche 6) wünschten manche adeliche Herrschaften auf ihren Landgütern, dergleichen manche Bürger in Lett- und Curland, daß sie an Sonn- und Festtagen ihrem lettischen Gesinde eine erbauliche Predigt über das Evangelium vorlesen, und dadurch auch das Reich Gottes auf ihren Höfen und in ihren Häu-

Häusern unter diesem armen, größtentheils blinden, und geistlich todtem Volke besäeden möchten; aber es hieß bishero: Woher nehmen wir Brod hier in der Wüste?

S. 4.

Da man überall die Nothwendig- und Nutzbarkeit einer recht eingerichteten erbaulichen lettischen Postill erkannte; so wars daher kein Wunder, daß man auf dem Lande und in den Städten, wo Letten waren, ein recht sehnliches Verlangen nach der Herausgabe eines solchen Werks bezeigte, und daß man in den Buchladen recht heiss hungrig fragte, ob man sich nicht Hoffnung dazu machen könnte? Wenn nun in den vorigen Zeiten die Antwort bey den Buchhändler das Verlangen nicht befriedigen konnte; so wunderte man sich, daß, da wir doch im Lehramt so viel weckere Männer und geschickte Letten hätten, keiner sich an dieses Werk machte. Man hätte aber aufgehört, sich zu verwundern, wenn man bedacht hätte, wie viel Arbeit mancher geschickte Mann in seiner weitläufigen Gemeinde ohne dies habe, und wie wenig ihm also Zeit zu einem so mühsamen Werke übrig bleibe. Indessen hat doch der barmherzige Gott an sein lettisches Zion gedacht, und es nun unter seinem Sec-

gen, wiewohl in kümmerlicher Zeit (Dan. IX, 25.) und unter tausend Hindernissen und Verzögerungen, dahin kommen lassen, daß nun das allermeine Verlangen nach einem solchen Werk, geliebt es Gott, bald wird gefüllet seyn.

S. 5.

Und dies führet mich auf den zweyten Punkt, da ich eine umständliche historische Nachricht von der hier ans Licht tretenden lettischen Postill geben will. Ich will hier 1) ihren Ursprung und Fortgang erzehlen, 2) etwas von dem Inhalt und Einrichtung der Predigten berühren.

S. 6.

Das nun 1) den Ursprung und Fortgang dieser ans Licht tretenden Arbeit betrifft; so hätte ich, wie dem allwissenden Gott bekannt ist, es mir vormals wohl am wenigsten träumen lassen, daß derselbe mich etwas ausersuchen hätte. Ob ich gleich schon sechs Jahre im Serbischen lettischen Prediger gewesen, und in ihrer Sprache ohne Concept predigen konnte; so hatte mich doch nie so sorgfältig und

ausgütlich um den Reichthum und die völlige grammaticalische Richtig- und Fertigkeit in dieser Sprache bekümmert, daß ich mir getrauet hätte, darinn nur einen Bogen zu schreiben, und solcher unsern nur die, gar zu kräftlichen lettischen Kunstschreibern vor Augen zu legen. Kurz, ich hielt mich, und zwar mit Grunde, für einen noch gar zu schwachen Letten, da Sr. Magnificence, unser verehrungswürdige Herr General- superintendent Jacob Andreas Zimmermann mir bey meiner Amtsveränderung diese wichtige Arbeit übertrug. Ich war eben von der Seebens- und Druffenhöfischen zu der viel weisläufigeren Schwedenschen Gemeine berufen worden, hatte den Beruf angenommen, und war zum gewöhnlichen Colloquio in Riga. Hier gesiel es Sr. Magnificence, mir diese nöthige Arbeit anzuflehen. Allein, wenn ich sie, in Ansehung meiner Schwäche in der lettischen Sprache, für mich auch vorher als überaus schwer würde angesehen haben; so schien sie mir doch iho fast gar unmbglich zu seyn. Denn ich kam in eine eben so weisläufige, als blinde und finstere Gemeine, wo ich mir leicht vorstellen konnte, wie sehr meine Arbeiten, sonderslich in den ersten Jahren, dadurch würden gehäufet werden. Ich fand daher viele Bedenklich-

keiten, und gieng wahrlich sehr ungerne daran, mich einer solchen Last zu unterziehen. Hätte ich aber vorhergesehen, was ich nachmals dabey erfahren; so hätte ich Unflauhe und Willigkeit mich vollends dazu bestimmt, den Antrag gänzlich abzuschlagen. Gottlob, der mich damals die wenigsten Schwierigkeiten vorher sehen ließ, sonders sie mir, zum Besten seiner lettischen Kirche, weislich bedeckte. Sr. Magnificence ließen nicht eher ab, mich zu bewegen, und machten mir die Sache so leicht, bis ich es endlich für einen göttlichen Willk ansah, und mein Wort gab, dies Werk im Namen Jesu, und im gläubigen Vertrauen auf seinen Beistand, ohnerachtet des Gefühls meiner schwachen Kräfte, getrost anzugreifen. Ich rechnete etwas auf 2 bis 3 Jahre, darinn ich mit der ganzen Arbeit gedächte zu Ende zu kommen: allein es giengen alle die 10 Jahre meines Schwebens lehramts dahin, und ich war doch nicht weiter, als bis zum 11ten nach Trinitatis incl. gekommen. Ersichtlich fand ich in der weisläufigen vollreichen Gemeine, alle zehn Jahre hindurch, so viele und schwere Arbeiten, daß zu der lettischen Arbeit die Zeit nur stehlen mußte. Hernach hunderte mich oft meine immer tiefer einwurzelnde hypochondrie, daß ich nicht

nicht gar zu lange sitzen, noch nachinander wegschreiben konnte: was aber, endlich, das meiste war; so wurde ich hier erst recht durch meine bemerkte Schwäche in der lettischen Sprache, aufgehalten. Ich hatte schon einige dem hats bishero noch gar wenig Hülfsmittel gegeben, sich darinn an Wörter recht zu bereichern. Der Anomalium mepro schon selig vollendeter Knecht und Kaufmann in Ansehung ihrer Grammatic sind so viel, daß ein starckes Gedächtniß dazu gehört, sie alle zu behalten. Stenders Grammatic habe nun erst zu Gesichte bekommen; allein auch diese giebt nur neue Beweise, wie wenig regelmäsig diese Sprache gedachte Arbeit wieder umschmelzen noch in den meisten Stücken sey, und mußte. Ueberall ist die lettische Sprache an Naturfächern, welche in die Sinne fallen, so reich, wie nur eine in der Welt seyn kon, aber an Ausdruck leicht wegzulesen. Was es aber gekostet hat, so in das Feld der Wissenschaften habe, ehe es so weit gekommen, wird sich

sich nicht leicht jemand einbilden. Ich und Oberconsistorialassessoris weiß es aber am besten, zumalen da **Andrèä** auf **Lennwaden** rüh- ich mich noch bis auf diese Stunde nur men, der bishero, durch seine ihm unter die mittelmäßigen Letten zählen übertragene Correctur und Censur darf und dies um so vielmehr, weil ich der abzudruckenden und abgedruckten nun schon ins sechste Jahr außer Übung Bogen, sich nicht allein um dieses bin, und mein Bedächtniß mit den Werk, und folglich auch um das Heil Zahren immer schwächer zu werden der lettischen Kirche, sehr verdient beginnet. Dankbarlich muß ich hiebey gemache, sondern auch dadurch meine die redliche Mühe des in der lettischen Mängel in der Sprache zu meinem Sprache so geschickten **Herrn Probsts** Vortheil glücklich verbessert hat.

Die Fortsetzung künftig.

Gelehrte Beyträge

zu den Rigischen Anzeigen

aufs Jahr 1766.

Erste Fortsetzung

Der Deutschen Vorrede des ersten Theils
der grossen lettischen Postille des
Herrn Probst Lenz.

(Siehe XXII. Stück 1766.)

S. 7.

Wa ich nach **Döpar** zum Dienst am Evangelio berufen wurde; glaubte ich; Nun würde ich mehr Lust kriegen und dem Ziel meiner Arbeit in kurzer Zeit nahe kommen. Ich machte auch **St. Magnificence**, unserm Herrn **Generalsuperintendenten** **Zimmermann** in einem Handschreiben die stärkste Hoffnung dazu. Allein in meinem ganzen Leben habe ich mich wohl nie stärker, als in dieser eingebildeten Hoffnung, geirret. Mit einem Wort, über 4 Jahre lang nach meinem Anzuge

habe keine lettische Postille zu dieser Postill niederschreiben können. Manche Ursachen davon lassen sich nicht entdecken. Einige aber kan und will ich hier kürzlich berühren. Bald nach meiner Ankunft befielen hier viel Menschen an tödlichen Krankheiten, sonderlich hitzigen und Fiebfiebern. Folglich hatte ich gleich im ersten Jahr ungewöhnlich viele Krankensuche und Communionen, Leichenbegängnisse und Leichenpredigten, oder Standreden. Einige Zeit darauf gieng der bisherige Herr Pastor **Diaconus Johann Heinrich Lange** nach **Narva** und

Das Diaconat blieb $1\frac{1}{2}$ Jahr lang unbesetzt. Ich mußte also binnen dieser ganzen Zeit Pastoralia und Diaconalia zugleich versehen. Alle Woche hindurch hatte ich fünf ordentliche Vorträge. Der Gelegenheitspredigten und Reden aber waren bisweilen so viele, daß ich bisweilen in einer Woche, die ordentlichen Vorträge mittergerechnet, über funfzehnmal zu reden gehabt. Ich extemporirte nie ohne die höchste Noth. Man rechne also, wie viel Zeit mir die Meditation auf so viel Vorträge, nebst der wirklichen Abhaltung derselben, weggenommen. Ueberdem gieng es mir, sonderlich in den ersten Jahren, wie den meisten an einem andern Orte neuen Predigern. Ich hatte fast tägliche Besuche solcher Schafe, die mir hiedurch ihre Liebe und Vertrauen bemerkten. Amt, Psyche und Wohlstand erforderten manche Gegenbesuche und darinn konnte ich doch dem größten Theil keine Gnüge thun. Dies alles fraß viele Zeit weg. Hierzu kam, daß mich dringende Ursachen in die Nothwendigkeit setzten, einen Theil meiner Kinder selbst zu unterrichten. Kurz, es häuften sich so viel Geschäfte bey mir, daß ich ohne Gottes gnädigen Beystand so vielerley unmdglich in meinem Amte hätte bestreiten können; zumalen, da mich dabey immer mit einem immer schwächer und sicher werdenden hypochondrischen Körper schlepven mußte. Und so geht es mir größtentheils noch

iso, also, daß ich die Stunden, so ich auf diese Arbeit wenden kan, recht theuer len muß. Mit breuemendem Schmerz dachte ich hier öfters an meine fast schon für verlohren geachtete sechsjährige Schwagensche Postillenarbeit zurück. Bey nahe gab ich schon die Hoffnung auf, daß ich sie völlig zu Stande bringen würde. Mein erster Verleger, Herr Samuel Lorenz Frölich, gieng unter der Zeit den Weg alles Fleisches. Hier lag meine Hoffnung vollends in den letzten Zügen. Allein sein Herr Sohn und Nachfolger ermunterte mich, durch ein sehr dringendes Schreiben, so stark zur Fortsetzung meiner über die Hälfte vollendeten Arbeit, daß ich mich endlich im Monat des Heeren, auf seine Gnade und Beystand aufs neue ermannete und den ernstlichen Voratz faßete, durch alle Hindernisse durchzubrechen und, nach aller Belegenheit und Vermögen, zu wirken, weil es Tag wäre, mit einem Wort, so der Herr mein Leben fristete, nicht eher zu ruhen, als bis, unter seiner Segenshand, das angefangene Werk vollendet wäre. Zwen Predigten, nemlich die am XVII. a. Sonntag nach Trinitatis und am Michaelifest wurden wieder aufs neue ausgearbeitet. Ich wollte eben allmählig fortschreiten; da der Herr Verleger auf den Vorschlag fiel, den ersten Theil besonders voranzuschicken und herauszugeben, und mich also um Titel und Vorreden dazu ersuchte. Ich fand einige Bedenklichkeiten

ten dagegen. Er hob sie, und ich ergab mich. Bis hieher hat uns der Herr geholfen.

S. 8.

Ich komme nun 2) auf den Inhalt und Einrichtung der in diesem Buche befindlichen Predigten. Diesen lehre wohl der Nutzen sich ein. Daher kan ich hier kurz seyn. In jeder Predigt ist etwa eine Evangelische Glaubens- oder practische Sittenlehre, so aus dem Evangelio ohne Zwang hergeleitet werden können, abgehandelt worden. Ueberall habe ich dabey auf die schwache Fähigkeit des armen lettischen Volks geachtet, und mich daher der möglichsten Deutlichkeit beflissen. Zugleich habe eine jede Wahrheit sogleich ihnen wichtig, lebendig und nachdrücklich zu machen gesucht, allezeit auf ihre eingewurzelte verkehrte Vocurtheile des bösen Herzens, leere Entschuldigungen ihres fleischlichen Sinnes und Wandels, böse Worte, Werke, Sitten und Gebräuche, mein Augenmerk gerichtet, auf eine rethliche Veränderung des ganzen Herzens gedrungen, Jesum Christum in seiner Schönheit, Sündertiebe, blutigen Versöhnung und Heilsschätzen angepriesen, die Buße zu Gott und den Glauben an Jesum gepredigt, und mich beflissen, den ganzen Rath Gottes von unserer Seligkeit, inwiewohl einmal mehr, das anderemal weniger in jeder Predigt zu verkündigen.

S. 9.

Alles gut, wird mancher denken wenn nur die Predigten kürzer gerathen, und nicht für die armen Letten, und nicht für die armen Letten, welche so wenig zu einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewöhnt sind. gar zu lang ausgewallen wären: Wenn in jener Ertischen Octavopostill die Predigten viel zu kurz, so sind sie hier zu lang und zu weitläufig: Leser und Zuhörer ermüden dabey. Auf diesen Einwurff würde nöthig zu antworten. Ich konnte überhaupt sagen, daß die Predigten in dieser lettischen Postill nicht länger seyen, als sie in unsern meisten teutschen Postillen, z. E. Frankens von 1704, Rambachs, Schuberts, Kiegers, u. d. g. angetroffen werden, ja, daß dort einiae noch weit längere möchten gefunden werden. Ich könnte klagen, daß es ein eigenes Schicksal für mich sey, daß man sich immer über die Länge meiner Predigten beschweret; da ich doch nicht gehöret, daß andere, die eben so lange, ja noch längere Predigten herausgegeben, deswegen beschuldigt worden. Ich will mich aber hier nur vornehmlich auf das Vorrede zu meinen Bußpredigten S. 8. erwehnen habe. Hier habe ich nemlich (1) überhaupt zugestanden, daß die Kürze meine Gabe nicht sey, daß sie aber nicht in der Weitläufigkeit meiner Worte und Ausdrücke

(denn von dieser wird mich leicht jedermann frey sprechen) liege, sondern einertheils herrühre von dem Reichthum der Gedanken, den der Herr bey Betrachtung des Textes oder Thematisschenket, anderntheils von meiner Begierde, auch den Einfältigsten die Wahrheit recht deutlich zu machen, auch den sorglosesten Menschen sie recht einzuschärfen, und sie ihnen so nahe, als ich könne, ans Herz zu legen. Ich habe gebeten, mich hier in Liebe zu tragen und, wie ich andern die Gabe der Kürze gerne gönnete, also auch von mir nicht zu fordern, was ich nicht empfangen hätte. Ich habe (2) meine Leser gebeten, mir doch anzuzeigen, was ich denn in meinen Predigten eigentlich hätte weglassen können und sollen, und mir dazusetzen, ob ich etwa in fremde und nicht zum Text (oder zu der abgehandelten Wahrheit) gehörige Gedanken ausgeschweifet, und dadurch mit Fleiß die Predigten weisläufig gemacht, ob ich mit unnüthigen Worten die Sachen auszudehnet, und ob nicht das, was man in meinen Predigten antrifft, zur Sache gehöre, ja obs nicht nützlich und nöthig gewesen, davon, theils um der abgehandelten Wahrheit doch einige Sätze zu thun, theils um der Einfältigen, Sorglosen und Sichern willen, so ausführlich zu handeln. Ich habe (3) den Vorschlag gethan, eine lange Predigt im Le-

sen zu theilten. Und diesen Rath gebe ich Jesu bey den Predigten in dieser Postill um so vielmehr, da ich selbst erfahren, wie bequem und nützlich derselbe befolget werden könne. Ich habe, da ich noch auf Schwegen war, hier von bey meinem lettischen Besinde die Probe gemacht. Ich las ihnen neulich am Sonntage ein gutes Stück von der Sonntagspredigt vor: das übrige verspartete ich auf die halbe, oder wohl gar ganze Woche, (je nachdem die Predigten lang waren, oder auch derselben mehrere, 3 E bey den drey Hochfesten, in einer Woche zu stellen) und las ihnen jeden Abend nur immer einen, zwey, oder drey Absätze vor. So hatten sie die halbe oder ganze Woche Weide für ihre Seelen, und wurden weder überhäuft, noch kamen auch an jedermaliger freischen Erbauung zu kurz. Ich wünschte, daß man diesem Vorschlage bey den Morgen- und Abendbesuchen auf den Höfen, in den Häusern und Gesinden folgerte; so würde man die Länge dieser Predigten zu desto reicherer Erbauung nutzen, und also das Wort Christi desto reichlicher unter sich und den Seimigen hegen lassen. Diesem füge ich (4) noch bey, daß es hier wohl nicht anders seyn können, als daß die hiesigen Predigten nicht so gar kurz ausfallen müssen. Denn ich habe jedesmal eine im Text liegende Glaubens- oder Sittenlehre abgehan-

delt,

halt, und solche dergestalt mit dem Evangelio verbunden, daß dieses zugleich ganz mit erklärt würde. Da wir umständlich viel deutsche Postillen haben; so ist nun, wenn jemand eine neue Deutsche herausgibt, nicht nöthig, daß der ganze Text erklärt werde: man kan da nur so viel aus demselben nehmen, als man zu seiner Abhandlung des Thematisschen für gut findet. Denn diejenigen Verse des Evangelii, welche nicht in der einen Postill mitgenommen sind, findet man in zehn andern erklärt. Die letzten aber haben fast gar keine andere Postill mehr. Folglich fand ich für dienlich, den ganzen Text mitzunehmen, und die Erklärung davon so einzuschalten, daß sie mit meinem Thematisschen genau verbunden bliebe. Dies aber mußte nochwendig die Predigten etwas verlängern. Nun ist (5) zwar wahr: wenn die Predigten in den Kirchen entweder der Hauptgemeinen, oder der Filiale, vorgelesen werden, und die Vorlesung also den Hauptstück des öffentlichen lettischen Gottesdienstes anmachtet; so geht es nicht süglich an, daß der Vorleser sie theile, sondern er muß sie ganz lesen. Allein, wenn der Vorleser nur nicht höchstet; so wird er doch, ohne gar zu geschwinde zu halseln, höchstens in fünf Viertelstunden fertig werden. Dies geschieht also dem, wenn der Prediger

selbst nicht in der Gemeinde zugegen ist, und Gottesdienst hält. Folglich fällt also dem das gedächtnliche Catechismusexamen aus, welches sonst auch wohl eine ganze Stunde wegnimmt, und also den Prediger veranlaßet, kurz zu predigen. Die Menschen lieben überall die Abwechslung. Sind unsre Letzen sonst gewohnt lange Examina und kurze Predigten zu haben; so werden sie also dem die in diese beyden Stücke getheilte Aufmerksamkeit auch gerne einmal einer langen Predigt widmen, deren Vorlesung doch nicht mehr Zeit austragen kan, als sonst das Catechismusexamen mit der kürzeren Predigt zusammenzunehmen, aussern. Endlich (6) kan die ausführliche Abhandlung der gödlichen Wahrheiten in diesen Predigten, wodurch ihre gegenwärtige Lösung entstanden, sonderlich jungen angehenden Predigern, wenn sie sich dieser Postille im Ansehung zu ihren Vorträgen bedienen wollen, sehr gute Dienste thun. Sie können neulich aus einer Predigt zwey machen, und in einem Jahr den ersten Theil einer hiesigen Predigt im andern Jahr den andern so abhandeln, daß sie alles mit ihrer eigenen Meditation verknüpfen. Ich schreibe dies 1. E. Jesu gerade nach dem Sonntage Exaudi. Da habe ich hier in der Postill vorgestellt: Zweyerley Zeugen von der Wahrheit der Christlichen Lehre. 1. Der eine ist der heilige

D b 3

Geist.

Geist. II. Die andern sind die heiligen Apostel. Hier kan also ein junger lettischer Lehrer in diesem Jahr vorstellen:

Den heiligen Geist, als einen wahrhaftigen Zeugen von der Wahrheit der Christlichen Lehre.

Und dann kan er die Unterarbeiten zu Haupttheilen machen, und sagen: laßt uns hier erwägen

I. Den Zeugen. II. Das Zeugniß. Im andern Jahr kan er wieder vorstellen:

Die heiligen Apostel als Zeugen von der Wahrheit der Christlichen Lehre. Wie sie solche bezeuget haben

I. Durch die Predigt des Evangelii von Christo und dem Glanben an ihn.

II. Durch ihre Wunderwerke.

III. Durch ihr heiliges Leben.

IV. Durch ihre Leiden und Martertod.

Ja geschickte Lehrer werden auch noch kleinere Stücke zum Hauptvortrag einer ganzen Predigt zu machen, hier durch den Reichthum der Materien Gelegenheit finden. So können sie

z. E. bey dem letzten Themate: Die heiligen Apostel als Zeugen zc. in einem Jahr die beyden ersten No. I. II. und im andern die beyden letzten Theile No. III. IV. abhandeln.

S. 10.

Gnädlich führet mich die Ordnung auf den dritten und letzten Punct; da ich noch eine Anweisung zum rechten Gebrauch dieses Werkes geben will. Hier will ich zeigen, wie dieses Werk nützlich könne gebraucht werden. 1) Von Studiosis und Candidatis Theologiae, welche lettische etc. werden wollen. 2) Von den Lehrern der lettischen Gemeinen selbst. 3) Von den teutschen Schulmeistern bey lettischen Gemeinen. 4) Von allen teutschen Hausvätern und Hausmüttern in den Städten und auf dem Lande, die lettisches Gesinde haben, und endlich 5) von allen adelichen Herrschaften auf dem Lande, welche lettische Bauerschaft unter sich haben. Denn wie das Buch in den Bauerghesindern selbst von den Grammaticeken solle gebraucht werden; davon werde hernach in der lettischen Vorrede handeln.

S. 11.

Es können 1) Studiosi und Candidati Theologiae, die sich zum

lettis

lettischen Lehramt zubereiten, daraus einmal den homiletischen Stilum in der lettischen Sprache lernen. Denn was man aus dem täglichen Umgange mit Letten lernet, betriffet nicht lauter solche Sachen, wovon man predigen muß. Die lettische Bibel und eine gute Postill müssen uns die Mundart geben, womit wir uns ausdrücken müssen, wenn wir unsterbliche Seelen zu ihrem Erlöser, und durch ihn zum Leben führen wollen. Die lettische Bibel giebt uns zwar schon einen reichen Vorrath der göttlichen Redensarten, so wir in Predigten brauchen können; allein in einer Postill kommen noch andere Kunstwörter vor, so zur Erklär- und erbaulichen Anwendung der Schrift dienen; und zugleich einer Predigt ihre gehörige Form geben. Candidati können sich zweyens dieses Buchs zur Vorbereitung bey ihren Übungen in lettischen Predigten bedienen. Sie können daraus lernen, was für Wahrheiten insonderheit denen Letten nach ihren äußerlichen und innerlichen Seelenleibes- und Umständen müssen eingehärselt werden, und mit welchen Gründen, Exempeln, Gleichnissen, Bildern, Ausdrücken und Redensarten solches geschehen könne.

S. 12.

2) Die Lehrer der lettischen Gemeinen betriff; so können

insonderheit junge, neuangehende, und im Lettischen noch ziemlich schwache Lehrer dieses Buch eben so zur Zubereitung auf ihre lettische Predigten brauchen, wie vorher von Studiosis und Candidatis Theologiae gezeigt worden. Man braucht ja auch sonst wohl zum Predigen auf eine erlaubte Art allerley Bücher und Hülfsmittel. In lettischen hat man gar keine bis her gehabt. Dies Buch wird nun möglich dazu dienen können. Auf was Art sie aus einer Predigt sich Vorrath zu zweyen oder gar mehreren für die Letten machen können, habe bereits vorher S. 9. No. (6) gezeigt. Nur füge hier noch bey: daß meine Meinung nicht sey, diese Predigten also von Wort zu Wort den Gemeinen wieder zu predigen. Diese elende Postillenreuterei ist schon längst gebrandmarkt. Meine Meinung ist nur, daß sie die Wahrheiten selbst, jedoch nach ihrer eigenen Sprache und mit einigen Worten, und etwa diejenigen Ausdrücke, so ihnen dazu fehlen, daraus schöpfen. kurz, meine Abhandlung und lettischen Ausdrücke mit ihrer eigenen Meditation verbunden, und diese sich durch jene erleichtern können.

S. 13.

3) Jedoch nicht nur die neuangehenden, sondern auch alle Lehrer und Prediger der lettischen Ge-

Gemeinen können dieses Buch nutzbar zum ewigen Heil ihrer Heerden machen, wenn sie solches in allen Pfarren, da sie abwesend sind, bey öffentlichen Gottesdienst an Sonn- und Festtagen, gehörig vorlesen lassen. In ihren Filialen kan die Prediat alle Sonn- und Festtage, da sie nicht zugegen sind, ordentlicher Weise daraus der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Indessen würde es wider meine Absicht und eine grosse Unanständigkeit seyn wenn sie dies dahin mißbrauchen wollten, um desto seltener in ihre Filiale zu kommen, weil die Bauern dort jeho doch eine gute Predigt aus ihrer Postille hören könnten. Denn zu geschweigen, daß das Predigen nicht die einzige Sache ist, so sie in ihren Filialen zu besorgen haben; so muß auch viva vox doch bey Knechten Christi noch das gute Beste thun. Die Letzten werden des Vorlesens endlich auch gewohnt. Der lebendige Anblick des Lehrers in seinem Geist, Feuer und Kraft, worinn er die Seelen zu Jesu locket, strafet, warnet, erwecket und

Die Fortsetzung künftig.

tröstet, dringt am stärksten in die Gewissen, sonderlich solcher schwachen Menschen die so wie unfere arme Lethen, an dem Sinnlichen hängen. Ausser den Filialreisen trift sichs auch sonst wohl, daß Lehrer in der Hauptgemeine auch nicht allemal zugegen seyn und selbst Gottesdienst halten können. Bisweilen rufet sie eine gar zu nothwendige Reise, bisweilen auch eine zugezogene Krankheit ab. Da dürfen sie nun jeho nicht immer ihren Amtesbrüdern mit Auftragung des für sie zu haltenden Gottesdienstes reichmerlich seyn, und diese dadurch veranlassen, ihre eigene Gemeinen zu versäumen, sondern es kan, wenn nur nicht Communionen zu halten sind, solches süglich die Vorlesung der Predigt aus dieser Postill ersetzen. Sonst aber würde es abermal ein unverantwortlicher Mißbrauch seyn, wenn manche nun deswegen ohne Noth desto öfter austreten und des Sonntags von ihren Gemeinen wegbleiben wollten, weil sie sich auf die Vorlesung dieser Postille verlassen.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Beschluß
Der Deutschen Vorrede des ersten Theils
der grossen lettischen Postille des
Herrn Probst Lenz.

(Siehe XXIII. Stück 1766.)

S. 14.

Soll aber der Zweck erreicht und die Vorlesung der Predigten aus der Postill recht nutzbar und heilsam werden; so werden redliche Lehrer wohlthun, wenn sie mit allem Ernste dahin sehen, daß diese Vorleser die jedesmalige Predigt fein distinct, deutlich, rein, nachdrücklich,

und den Unterscheidungszeichen gemäß vorlesen. Diesen Zweck werden sie alsdenn erreichen, wenn sie (1) um gute reutische und lettische Schulmeister bekümmert seyn, welche im lettischen fertig, deutlich, und ordentlich lesen, nicht stockern, stammern, singen, die Worte halb im Maul behalten, die letzte Spitze verschlucken, keine Commata besorgen,

E e

haben,

bachten, so etwas himmeln, als wollten sie dabey einschlafen, u. d. g. Gut, wird mancher sagen, wer giebt uns aber überall Schulmeister, die so fertig im Lesen seyn? Es ist gewislich zu bekennen, daß man öfters behalten muß, was man hat; allein so viel ist auch gewis, redliche Treue und ein wahrer Ernst, das Heil der Seelen in den Gemeinden zu befördern, wendet alle Mittel an, daß dem Elende so viel abgeholfen werde, als möglich ist. Auch schlechten Schulmeistern und Vorlesern kan der Lehrer einigemassen nachhelfen, wenn er sie oft zu sich kommen, und sich von ihnen ein Stück vorlesen läßt, die Fehler, welche sie machen, ihnen hebreich entdeckt, und an seinem eigenen Exempel zeigt, wie ein Stück aus einem Buche richtig, deutlich, rein und nachdrücklich gelesen werden muß. Sondersich wäre sehr schön, wenn redliche Lehrer etwa ein Paar Tage, oder auch nur den Sonnabend vorher, sich selbst von dem Schulmeister oder Vorleser, der den Sonntag lesen sollte, die Predigt, oder doch ein gutes Stück davon, laut in ihrem Zimmer vorlesen ließen, und die dabey bemerkten Fehler im Lesen verbesserten. Würde dies nur ein Viertel, oder halbes Jahr hindurch nacheinander geschehen; so würden sie

inskünftige diese Mühe nicht mehr nöthig haben. Hierzu oder müßte kommen, daß sie (2) auch Sorge trügten, daß die Kinder in den lertischen Schulen recht fertig lesen lerneten. Dies würde geschehen, wenn Lehrer ihre lertische Schulen selbst fleißig besuchten, die faulen Kinder beschämten, aber doch auch durch Hofnung aufzumuntern, den fertigen und fleißigen ihren Beyfall bezuegen, sie bescheiden lobeten, ihnen eine Kleinigkeit schenketen, u. d. g. Vornehmlich aber würden diese Predigten durch den Mund dieser Unmündigen ein gelegnetes Saat Korn in den Gemüthern werden können, wenn Lehrer die Anstalt machten, daß die Schulmeister, nebst denen sonstigen Lehrern, die schon ziemlich fertigen Kinder auch täglich ein Stück von der nächstkünftigen Sonn- oder Festtags-Predigt dergestalt lesen ließen, daß auf jeden Wochentag ein Stück fiel, und des Sonnabends die ganze Predigt in den Schullektionen zu Ende gebracht wäre. Alsdenn könnte hernach das Schulkind am Sonntag im Gesinde die Predigt entweder ganz oder Stückweise, ja auch in den Sabbenden Tagen ein Stück davon, wieder fertig vorlesen, nachdem es die Woche vorher in der Schule, sammt dazu wäre zubereitet worden. O wie sehr

sehr würde hiedurch nicht, unter göttlichem Segen, verhütet werden, daß das arme lertische Volk nicht so die Sonn- und Festtage entsehtigen, und diese edle Gnadenzeit mit wüstem Geschrey in den Krügen und Saufgeschreien so schändlich verderben würde!

S. 15.

Nach komme (3) auf die lertischen Schulmeister bey den lertischen Gemeinden, welche die hier befindlichen Predigten in den Ferialen, oder auch, bey Abwesenheit des ordentlichen Lehrers, in den Hauptgemeinden abzulesen haben. Wollen diese dabey nicht ein löwendes Erit und eine klingende Schelle seyn, deren Klang todt und die Töne ohne Bedeutung sind; sondern auch ihr Eherstein zu ihrer eigenen und der versammelten Gemeine ewigem Heil mit bestreuen; so müssen sie sein die ganze Woche hindurch an jedem Tage eine Stunde dazu aufsetzen, daß sie ein Stück von der künftigen Sonntag vorzulesenden Predigt zu Hause durchgehen und sich solches selbst ein oder zweymal laut vorlesen, bis sie damit Sonnabends vorher ganz zu Ende seyn. Darauf kommt vieles an, daß sie es vor sich selbst so laut lesen, als ständen sie schon am Pulte in der Kirche, damit

sie sich also selbst hören, und Aussprache, Ton und Nachdruck verbessern, ja alles mit gehöriger Andacht, Ernst und Deutlichkeit ausdrücken mögen.

S. 16.

Die Ordnung leitet mich (4) auf die lertischen Hausväter und Hausmütter vornehmlich in den Städten, aber auch zum Theil auf dem Lande, z. E. Herrschaften, Amten, Handwerker u. d. g. die lertisches Gesinde haben. Diese können nun mit demselben aus diesem Buche des Sonn- und Festtags einen Privat-Haus-Gottesdienst halten. Doch hat es damit durchaus wieder nicht die Meinung, als dürften sie nun deswegen um so viel leichter ihr Gesinde von der öffentlichen Kirche abhalten. Nein; denn an welchem Ort der Herr seines Namens Gedächtniß gestiftet hat da will er zu uns kommen, uns segnen, und uns in seinem Bethause erfreuen. Eins soll man thun und das andere nicht lassen. Nebst dem öffentlichen ist der Hausgottesdienst eine gelegnete Übung der Gottesfeligkeit, und macht uns erst den öffentlichen Gottesdienst recht nutzbar. Wollen sie nun aus dieser Postill ihrem lertischen Gesinde reiche Erbauung schaffen; so müssen

E c 2

sie

sie aus demselben solche Grammatik aussuchen, welche fertig, rein und verständlich lesen. Am besten aber thun sie, wenn sie selbst Hauslehrer und Hauslehrerinnen ihres Kindes in ihren Häusern werden, sich selbst recht darauf legen, und darinn fleißig üben, daß sie das Letztliche richtig, deutlich und nachdrücklich lesen, damit sie ihrem Gesinde auch auf diese Art die hier befindliche Predigten nach und nach vorlesen können. Sonderlich würde dies des Sonntags Nachmittags, oder des Abends, eine gar seltsame Arbeit seyn. Wenn man so am Sonntage ein gutes Stück läse, so könnte der übrige Vorath der Predigt auf die übrige halbe, oder ganze Woche dergestalt vertheilet werden, wie ich §. 9. n. (3) bereits an meinem eigenen geringen Exempel angewiesen habe. Ich habe sonderlich die Weisnachts- und Osterspredigten so Stückweise vor, in, und nach dem Fest vorgelesen, und mit stiller Freude wahrgenommen, daß manche bis zu Thränen dabey gerühret worden. Gewiß würde dies der Häusväter und Hausmütter eigener Vorteil seyn. Sie würden Gesinde bekommen, das arbeitsam, treu und redlich wäre, das von seinem Saufen und Stehlen ablassen, und d. ed. die heilsame Gnade gezüchtigt, züch-

tig, gerecht, und gottselig leben würde in dieser Welt.

§. 17.

Endlich schließen (5) die Sämmliche adeliche Herrschaften den Reihem, welche lettische Bauerschaft unter sich haben, und derselben vorgelesen sind. Diese würden in ihren Gebieten zum ewigen Heil und Segen, für sich und ihre Häuser das Reich Gottes unter ihrer lettischen Bauerschaft herrlich befördern, wenn sie (1) mit allem Ernst darauf bedacht wären, daß sie gute lettische Schulen unter ihren Landgütern anlegeten, worinn rechte fertige muntere Grammatik oder Lesekinder gezogen würden. so mit diesem Buch gehörig umgehen und es recht vorlesen könnten; denn sonst würde es in den Gesinden ein Schatz im Acker seyn, den niemand würde nutzen können. Der Prediger kan hier wohl ein gesegnetes Werkzeug zur Mitbeförderung eines so heilsamen Werks seyn; aber er kan nicht alles alleine thun. Er hat die Aufsicht auf Schulmeister und Kinder, ja auch in gewissermassen auf die Eltern, daß sie ihre Kinder fleißig zur Schule halten mögen; aber die Hergebung der Kosten kommt meh-

rentheils allein auf eine gottselige Herrschaft an, die sich hiermit einen unvergänglichen Schatz im Himmel sammeln würde. Alsdenn würde eine Christliche adeliche Herrschaft auch den Nutzen dieser Postill zur Errettung oder Befestigung und Stärkung der lettischen Seelen glücklich befördern, wenn sie (2) dabinn sehen würde, daß dies Buch in jedem Gesinde, wo Grammatik, oder lesende sind, (wollte Gott, es wäre kein einziges mehr leer davon) angeschaffet werde. Sind die Werthe in den Gesinden dazu bemittelt genug, so wäre es wohl nicht zu hart, wenn sie alles Ernstes von ihren Herrschaften dazu angehalten würden, sich dies Buch zu kaufen, und es für die Ihrigen zu gebrauchen. Jedoch stünde zu rathen, daß darauf mehr mit Liebe und mit Vorstellung des heilsamen Nutzens für ihre und der Ihrigen theuer erkaufte Seelen, als mit Schärfe und Härte, gedrungen würde. Die Letzen sind auch Menschen, und in Seelensachen will der Herr keinen Zwang, sondern freiwillige Opfer haben. Sind aber die Werthe zu arm und nothdürftig dazu, dies Buch selber zu bezahlen; so werden Christliche Herrschaften, sonderlich bey ihren Erbbauren, einen kleinen Theil ihres Vermögens wohl

nicht gesegnetere anwenden können, als wenn sie selbigen dazu herschies sen, daß dies Buch in alle auch arme Gesinder komme, worinn es lettische Grammatik giebt. Sie entziehen sich ja nicht; ihren armen Bauren Geld, Pferde und Korn, selbst also, denn, wenn sie kaum Hoffnung haben, es wieder zu erhalten, vorausschießen, um ihnen im leiblichen Fortzuhelfen; warum sollten sie sich denn nicht von dem löblichen und Christlichen Eifer befehlen lassen, zum Heil und Errettung der lettischen Seelen, etwas geringes von ihrem Vermögen anzuwenden? Wie reichlich würde der Herr ihnen solches wider segnen? Und welche Freude würden sie schon hier davon ernten, wenn sie sähen, daß dies manchem unter ihren Bauren eine Gelegenheit würde, von dem breiten Höllenwege sich auf den schmalen Weg zum Leben leiten zu lassen? Ich weiß zwar wohl, daß Herrschaften welche mehr das Ihre, als den Nutzen ihres armen Nächsten, suchen, hier einwenden werden: Wenn wir unsern Bauren Korn, Geld, Pferde und Vieh vorschießen, so ist der Vortheil davon unser, und wir verthüren nicht nur, daß sie nicht austreiben, sondern segnen sie auch in den Stand, uns Arbeit und Gehorck zu leisten, mithin unsere Einkünfte zu

verbessern. Allein ich weiß auch dieses, daß selbst die vorgeschlagenen Postill-Kosten den zeitlichen Vortheil der Herrschaften beschränken dürften. Wenn ihre Bauern durch die herzlichsten Ermahnungen, so ihnen, zur Errettung ihrer Seelen, in diesem Buche gegeben sind, dem Satan und der Sünde abhören, sich aber dem Regimente Jesu und seines Geistes unterwerfen werden; so werden sie auch ihrer Herrschaft Arbeit und Dienst noch einmal so gewissenhaft, treu und fleißig vorstehen, als sie bishero gethan. Aus kindlicher Furcht vor dem lebendigen Gott werden sie ihre Herrschaften nicht mehr so bestehlen und ihnen das Ihrige heimlich verschwinden und durchbringen: kurz, sie werden durch eine, aus der Erkenntniß Gottes und Christi herfließende Treue und redlichen Gehorsam gegen ihre Herrschaft, derselben, zwanzigmal mehr ersparen, oder einbringen, als ihnen der Vorschuß auf diese Postill gelostet hat. Endlich würden sie auch dadurch den Nutzen dieses Buchs bey ihrer Bauerschaft befördern, wenn sie (3) sich die kleine Mühe geben und fleißig darnach fragen würden, ob auch die Wirthe und Wirthinnen, de gleichen die übrigen Grahnatneck zu Hause

dies Werk fleißig, sonderlich des Sonntags, gebrauchten, es selbst lesen, oder vorlesen ließen? wenn sie denselben, so sich desselben fleißig zur Erbauung bedienten, vorzüglich ihre liebe und Gunst bezuzogen, ihre Christliche Gesinnung beschärfen lobeten und sie darinn zum anhaltenden Ernst anfechteten; den Saumseligen aber deswegen ihre Mißthaten zu erkennen geben, und sie väterlich ermahneten, hierinn um ihres eigenen Seelenheils willen, fleißig fleißiger zu seyn, und wenn sie endlich (welches noch den besten Eindruck geben möchte) ihren Bauern selbst darinn mit einem guten Exempel vorgehen, und auf ihren Adelshöfen bey ihrem leztlichen Besinde ernstlich darüber hatten möchten, daß dies Buch fleißig des Sonntags und in den Vorstunden des Morgens und Abends in der Woche gelesen würde.

S. 18.

Gun der Tame des Herrn, der auch die Seelen der armen Letzten mit seinem theuren Blute erkaufet hat, und ein so sonntliches Verlangen nach ihrem ewigen Heil trägt, sey herzlich gelobet, daß er mir bis hieher geholfen, Er mache nun die Predigten dieses ersten Theils über

all

all wo sie hinkommen zu einer reichen Gnadenfaat, wodurch bey diesem armen Volk Erkenntniß des Heils, so da ist in Vergebung der Sünden, lebendiger Glaube und göttliche Kraft zu einem heiligen Wandel erwachsen möge. Er mache sie überall zu einem Geruch des Lebens zum Leben: Er stärke meine schwachen Kräfte, und rühte mich nach Geist, Seele und Leib mit aller nöthigen Gnade und Gabe aus, auch den andern Theil dieses Werks glücklich zu Ende zu bringen. Er stärke meine schwache Gesundheit. Er räume alle Hindernungen aus dem Wege und mache sich Bahn, als der König der Ehren, sein

seliges Gnadenreich auch unter den größtentheils noch blinden Letzten anzurühren, zu befestigen und zu stärken. Er segne meine schwache Bemühungen, und, da dies wohl die letzte Arbeit seyn möchte, so ich für sie anwenden können, ich auch an meiner zerbrechlichen Härte wohl fühle, daß meine Tage, wie ein Pfeil, zur Ewigkeit eilen; so kröne er sie mit vielen Garben, die ich davon dereinst unter Jauchzen für seinen Thron bringen könne. Deinen Geist und Kraft, auch zu diesem Worte wollest geben. Erhöre uns lieber Herr Gott. Amen! Dörpat, den 25ten May 1764.

Christian David Lenz.



Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1766.

Siebzehnte Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XVI. Stück.)

Die fernere Grenzscheidung zwischen Liefland und Lithauen zog sich durch einen Wald, an dessen Ende ein kleiner Bach floss; auf den beiderseitigen Ufern desselben wurden zwey Steinhäufen errichtet; ein anderer am Ende des Morasts, und wieder zwey auf dem Felde, wo des Bischofs von Wilna Rothen stand. Ein neuer gerade durch dasselbe Feld bey einem Walde, wo die Eiche abgebrannt war, welche das Zeichen der alten Grenze machte, die auch beyde Parteyen für das alte Grenzzeichen, als bekannt annahmen. Etwas weiter vorwärts setzten sie einen Steinhäufen, und neben dem Walde unter dem Felde noch einen. Einen andern auf eben dieser Fläche bey einem Brombeer- oder Dornengebüsche; desgleichen am Ende des Feldes, wo sich nemlich die Grenzen des Bischofs von Wilna, die an Liefland stossen, endigen, und wo die Länderey der Edlen von Gedroycie anfangen. Um die alten Grenzen dieser Herrren errichteten sie einen; von da über eine Ecke des Morasts am Ende des kleinen Feldes einen andern, zwischen zwey Gehölzen. Von da durch den dicken Wald, und zwar bey dem

dem alten Grenzzeichen wieder einen, dergleichen auf einem unbeflügelten Felde, sonst Jarosle genant. Längst dem Walde am Ende des Feldes machten sie einen Erdhügel. Die andern Steinhäuser stunden gerade durch den Wald gegen zwei Bäumen, die das alte Grenzzeichen waren; durch den Bruch oder Merauwald hindurch beim Felde Sturmborg; beim Gehölze der Edlen von Hedroycie; neben dem Walde weiter vor machten sie einen Erdhügel. Von da giengen sie gerade etwa eine starke halbe Meile bis an die Naretsche See, oberhalb welcher ein Steinhäuser gemacht wurde. Auf der andern Seite dieser See machten sie einen andern neben den jungen Eichenbäumen. Ueber den Berg hinüber bey einer kleinen Wiese schien sie einen Steinhäuser, und machten auch Zeichen an einer Erle; gerade vor oder auf einem Felde einen Erdhügel; ferner von da in einem kleinen Brombeerbusch auf einer niedrigen Stelle; und weiter noch einem Bache über ein hohes Ackerfeld, bey einem großen Steinhäuser machten sie gleichfalls einen Steinhäuser. Sie giengen durch den kleinen Wald hindurch, und warfen einen Erdhügel auf; von da weiter zu einem Bach zur Linken, wo sich die Grenzen bis an die See Duboy erstrecken. Die eine Hälfte dieser See gehört noch Litthauen, die andre zu Liefland. Von

da mitten durch die See bey einem Wache, wo sich die Güter Stryk anfangen; von da an die alten Grenzen durch einen Nichtenwald (per borram), nach einem Vorgebirge und einem Walde, der an der rechten Seite ein klein Feld hat, im Walde selbst einen Steinhäuser; noch einen, wo hinter dem Walde ein Feld angeht, zur rechten und linken; alsdenn über ein Gehügel neben dem Walde an einem abschüssigen Orte bey einem großen Baumstamm einen; und wo man nach dem Felde abgehet, noch einen Steinhäuser.

Doch wir werden mit dieser Eingrenzung nicht fertig, so wenig als damals die Commissarien damit zu Ende kamen. Die Urkunde hat zuviel verbliebene und abgetriebene Stellen, und wir begnügen uns also nur einige noch leserliche Namen anzuführen. Es geschähe in solcher Meldung eines Baches, die Nilzuppe genant einer See Syrthy, einer See Mys-Fyry, davon fast der halbe Zuß, oder das halbe Neß Tomia genant, nach Litthauen, der größte Theil aber nach Liefland gehet. Noch kommt ein Fluß Lunnyda vor, die Grenze der Güter Serrik und Obolie. Bey diesem Lunnydastuß geriefen die Commissarien in Mißthelligkeit.

Die Litthauer wurden von ihren Leuten durch die alten Kadewilschen Grenzen zur rechten, die Liefländer von ihren Leuten nach der Linken geführt, wobei beide Parteyen etwas einzubüßen schienen. So viel sich aus der abgesehenen Urkunde ersuchen läßt, so beriefen sich die Liefländer auf ihre zureichende Vollmacht, und versprachen, daß ihr Herr Meister einen Landtag ausschreiben, alsdenn mit dem König darüber conferiren, und den Zwist durch Deputierten abmachen sollte. Die Litthauer beschwerten sich, daß der Meister versprochen, 6 Jahr nach der ehmaligen Eingrenzung die einzuzogenen Güter wieder heraus zu geben, die doch bisher nicht restituiret wären, der König werde daher ihrem Herrn Meister bald anmuthen, daß derselbe den vorigen Besitzern und deren Erben das vorbehaltene und unrecht eingegrenzte wieder abtrete. Dies wurde den Herren Commissarien von Liefland untersiegelt zugesellt.

In der hundert und vierzehnten Urkunde ertheilet der Herr Meister Hermann von Brüggency genant Hasenkampf für seine Grenzcommissarien eine neue Vollmacht an den König Sigismund August in Polen. Die Instruction, welche die Herren Kembert (Remigius) von Schwarzenberg, Comtur zu Kovel, Philipp v. Brügge, George v. Walde

des Meisters Räthe, und Christoph Bodeker sein Vicecomtur erhielten, bestand darinne, daß sie erstlich bey dem König und dessen Ständen tractiren sollten, den ewigen Frieden zu beschwören, und denselben zu befestigen; fürs andere, daß sie die Grenzungen nach Gewissen, Billigkeit, Ehre und Gerechtigkeit abthun, von königlicher Seite um unparteyische Commissarien bitten, und alles noch Innhalt des ewigen Bundbriefes schlichten sollten. Was iewo abgemacht werde, will der Meister, als ein christlicher Fürst, treu und aufrichtig halten. Gegeben zu Wenden den Sonntag Reminiscere, 1545.

Die hundert und funfzehnte Urkunde liefert das Schreiben des Nigischen Erzbischofs Wilhelm an seinen Oheim, den König von Polen, datirt aus dem Schloß Kokenhausen den 9 Jun. 1556. Der Erzbischof klaget, daß er schon seit 14 Tagen durch seinen treuen Diener Stanislaus v. Wöge (vielleicht Weyer) Hauptmann auf seinem Schloß Lennewarden, aus höchster Noth gedrungen, dem König den Auffstand des Ordens wider sich einberichtet, und Se. Majestät flehentlich um Hüffe angeusen, aber solche bisher weder von dem einen, noch von dem andern gesehen habe. Mitterzeit habe er auch seine Gesandten an den Herrn Meister ab-

gefertiget, nachdem der königliche Befehl, der Bischof von Samogitien bey solchem sich eingefunden, und habe ansetzen lassen, was die ganze Kriegsgewüstung bedructe, und wissen er, der Erzbischof, sich davon zu ersehen habe, mit dem Verfügen, wenn dieses alles etwa auf ihn gemünzet sey, daß er lieber vor dem ordinairn Richter den Proceß führen wolle. Vorauß der Meißler sich keinesweges erklärt, sondern nur gesagt, er wolle die Antwort zu seiner Zeit selbst bringen. Der Meißler habe aber des Erzbischofs Anfrage und Weisbischöfe, nemlich die Bischöfe in Liefland, den ganzen Ritterstand, die Städte und das gesammte Land auf seiner Seite, und wogte schon seit einigen Tagen die Unterthanen des Stoffs mit Gewalt und Drohungen wider ihren Herrn auf, die er zu seinen Bundesgenossen zu machen und in die Enge zu treiben suche. Ob nun gleich seine Stifftischen Unterthanen, welche des und geistlichen Standes nach Möglichkeit Widerstand gethan, so wären sie doch nun so in der Klemme, daß, wenn sie nicht in des Meißlers Anfluchung willigten, sie als öffentliche Feinde, die ersten seyn würden die er mit Feuer und Schwert, wie er sich verlauten lassen, vertilgen wolle. Mit dieser Schärfe habe er sie so weit gebracht, daß keiner zu ihm kommen könne, weil die Wege überall gesperrt wären, ja daß er, der Erzbischof, nach

der Lage seiner Stifftsgüter ihnen nicht einmal zu Hülf zu eilen vermögend sey, wenn er auch Soldaten zur Garsde hätte. Die mit diesem Unglück geplagten und eingeschloßnen Stände seiner Diöces müßten die Noth des Erzbischofs ganz gut, wie wenig Gegengewalt er mit solchen brauchen könne, und riethen ihm gar an, daß er zu ihrer und seiner Erhaltung sich des Erzbisthums begäbe, dasselbe in die Hände des Capitels resignire, und aus dem Lande weiche, wo er sein Recht besser durchreiben und ausfechten könne. Er habe zwar aus dem Berichte des Herrn Erhard von Cnauheim ersehen, daß der König an ihn einen Abgesandten zum Friedensstifter senden wolle, und wie der Bischof von Samogitien bey dem Orden schon Vorschläge zum Vergleich gethan, auf welche Vermittelung er sich ein groß Heer gemacht. Allein, es sey dieser Gesandte, wie man sage, als er noch eine Meile von Kokenhausen noch entfernt gewesen, unterwegens aufgefangen, mit samt seinen Leuten ermordet, des Erzbischofs Diener aber, Hermann der des Verstanten Reisegefährte gewesen, ebenfalls gefangen und verwundet worden. Desto schmerzlicher falle ihm nun seine misgeschickene Hoffnung, nachdem er in Erfahrung gekommen, daß Herr Erhard von Cnauheim, der sich zur Conferenz zu dem Bischof von Samogitien begeben, in seinem Quart

Quartiere zu Wenden Arrest habe, und daß dem Bischof von Samogitien der Besuch bey dem Erzbischof rund abgeschlagen sey. Alle seine Feinde zückten das Schwert gegen ihn, und er steh allein und verlassen. Es fehle an den Feindseligkeiten seiner Widersacher nichts mehr, als daß sie ihn samt dem Durchlauchigen Herzog Christoph und einigen wenigen treuen Bedienten durch die unternommene Plaqueade aufs äufferste brächten, da sie denn, wie sie selbst fragen, nicht ihres lebens schonen wollten.

Ueberdem wären alle Straffen und Wege nicht nur noch litthauen zu, sondern auch in dieser Provinz, die aller Orten sein Stifft einschliesse, so befehlet, daß man weder an ihn noch er an jemand ein Schreiben übermachen könne. Ein Uauck sey schon zu der Gedülte gediehen, daß wenn ihm Se. Majestät nicht aufs baldigste hülfreiche Hand leiste, und ihn aus dem Nothen der Widersärtigen errette, er in wenigen Tagen zur Befriedigung der feindlich-n Grausamkeit entweder unterleam, oder die härtesten Vorschläge wider Se. Majestät sowohl als wider seine andern fürstlichen Blutsverwandten werde eingehen müssen, von welchen Bedingungen er bis diesen Tag noch frey sey. Der Herzog Christoph stecke mit ihm in derselben Falle, und schreibe mir. Ihre Hofnung sey noch

auf Gottes, des Königs und ihrer Blutsfreunde Verstand gestellt, wenn dieser aber nur noch wenige Tage verjögere, so sey es um sie alle geschehen. Obgleich die zugesagte Hülf ihnen noch einigen Rath gebe, theils wegen des königl. Schutzhautes, theils wegen der Blutsfreundschaft, so verblümmerten sich doch durch solches Zaudern ihre Umstände; sie hätten daher alle Mittel gebraucht ihr Anliegen dem König zu hinterbringen, und steheten noch demüthig um schleunige Hülf, Erlösung und Noth. Er, der Erzbischof und der Herzog Christoph bitten inständigst darum, ehe sie zu ihrer und ihrer Sammlie Schanden der feindseligen Wuth des Ordens nachzugeben genöthiget wären. Dreyde versprechen dem Könige, diese Rettung mit ihrer Familie und Blutsverwandten dankbar zu erkennen, und für sein Wohl zu beten.

In diesem Schreiben war ein eigener Zettel beygelegt, des Inhalts, weil der Erzbischof wegen besetzter Wege und Zugänge an seinen Bruder, den Herzog von Preussen keinen Brief durchbringen könne, daß der König demselben es in Gnaden zu wissen thue, und ihn zum gemeinschaftlichen Beystand einladen möge.

In der hundert und sechzehnten Urkunde befindet sich die Antwort der Stadt Riga an den König von
 83 a Polen

Polen auf dessen Ermahnungschreiben, in welchem er die Stadt zur Treue gegen ihren Erzbischof angewiesen hatte. Die Stadt tituliret Sigismund Augusten als König: *Veltra Serenitas* und als Großfürsten von Lithauen: *Illustris Celsitudo*, und eröffnet ihm, wie gerne sie willig und gehorsam seyn wolle, wenn nur die Umstände sich in einer bessern Lage befänden. Der König werde ihre Beschwerden von dem Bischof von Revel, als kurländischen Deputirten, hinlänglich und deutlich selbst vernehmen. Der Margraf von Brandenburg, Wilhelm habe wider ihren Willen Gelegenheit dazu gegeben, und Gelegen seyn gegebenes Wort die Wolmerischen Satzungen gebrochen. Der König solle also bey diesem ihren Verfahren sie nicht anders als Beschützer ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes und ihrer Freyheiten königlich und wohl beurtheilen, und sie für gute Nachbarn gnädig erkennen, wie sie gleichfalls zu thun versprochen. Sonnabends nach Maria Himmelfahrt 1556.

In der hundert und siebenzehnten Urkunde lesen wir die Suppliche des kurländischen Ordens, welche dessen Gesandter dem Römischen König Ferdinand wider den Erzbischof von Riga einrichtet. Der Herr Meister Galeit und sein Coad-

tutor Fürstzenberg stellen dem König die Ursachen vor, warum sie den Erzbischof Wilhelm von Brandenburg bekriegen müßten. Seine Herren, berichtet der Gesandte, hätten in gewisse Erfahrung gebracht, und aus des Erzbischofs Briefen an den Herzog zu Preussen sowohl, als aus andern überzeugenden Gründen gar zu wohl ersehen, wie der Erzbischof des Königs in Polen Majestät und die Margrafen von Brandenburg aufwiegle, durch deren Macht er sein schließlich Vorhaben auszuführen gesonnen sey. Ob sie gleich von dem König Sigismund Augusten sich versichert hielten, daß derselbe nach seiner bekannten Tugend und Frömmigkeit sich in diese Handel nicht mengen, viel weniger, aus Lust zu kriegen, mit dem Erzbischof und Herzog von Preussen es halten, sondern laut der Verträge und beschworenen Bündnisse kurland schützen werde; so stünde doch zu befahren, daß er von seinem guten Vorsatz manken und abweichen könne. Ihro Römisch-Königl. Majestät möchten also den König in Polen anmahnen, daß er sich in die unnöthigen Handel von kurland keinesweges mengen, weil, wenn kurland einmal erobert wär, die andern deutschen Provinzen dieselbe Gefahr liefen. Seine Heeren erachteten, es würde dem König von Polen und dessen Reiche unanständig seyn,

seyn, wenn er wider sie Krieg anfangen und dem Erzbischof beistehen wolle. Sie ersuchten also Ihro Römisch-Königliche Majestät, daß Dieselben an die Margrafen von Brandenburg Joachim und Johann schreiben, keine Soldaten oder Mannschafft dem Erzbischof zu schicken, und zugleich sie ermahnen möchte, die angeworbenen und schon abgeschickten Völker zurück zu rufen und auseinander gehen zu lassen; würden sie aber dennoch dagegen handeln, und der Königl. Majestät nicht gehorsam seyn, so müßten die Stände von kurland so ihrer Vertheigung zusammen eilen, und sich hierauf dem Urtheil des Römischen Königs und des Kaisers unterwerfen. Endlich läßen seine Herren noch, nicht zuzugeben, daß besagte Margrafen ihre Werbeplätze in des Königs Reichslanden aufschlagen, und Leute in Sold nehmen dürften; welche Gefälligkeit sie mit allen Egidienissen vergelten wollen.

In der hundert und achtzehnten Urkunde erheilt der Römische König Ferdinand die Antwort auf die Bittschrift des kurländischen Gesandten. Der König ist bey den auswärtigen unruhigen Zeiten mit den kurländischen Zänkereyen höchst unzufrieden, und ermahnet den Meister samt den Ständen freundlich sich vorzusetzen, daß sie ihre Sachen

lieber vor dem Richter als durch Selbsthülfe und Krieg ausmachen. Er habe deswegen an des Königs von Polen Majestät und die Margrafen von Brandenburg geschrieben, sich nicht in diese gefäßliche Handel einzulassen, sondern alle Wege zu versuchen, wie sie abgethan und bezaget werden können, damit dem viel Jahre mit Krieg gedrückten und durch mancherley Unglücksfälle gedemüthigten deutschen Reich eingemasen gerathen werde.

Das war der ganze Trost, den der Erzbischof vom Römischen König, der *Supremus Advocatus*, oder oberster Vogt und Schirmherr der ganzen Christenheit seyn sollte, erhalten konnte. Der König von Polen als *Protector* und *Conservator* oder Schutzherr machte es nicht besser. Seine unempfindliche und phlegmatische Langsamkeit gegen einen Cousin und Blutsfreund goß bey dem Orden Oel ins Feuer. Der Erzbischof, dem zwey Regimenter gute Soldaten nöthiger waren, als alle Trostbriefe, gerieth darüber in die äufferste Noth. Ganz kurland war gegen die hohe Bedurft und vornehmste Anverwandtschaft des Erzbischofs aufgebracht. Die Bischöfe zu Dörpe, Oesel und Curland ließen sich durch eine ausgebreitete Nachtrichte einnehmen, als wolle der Erzbischof

bischof durch seinen Bruder, den Herzog Albrecht von Preussen, der schon mit 10000 Mann an der Curischen Grenze stünde, die Ordensprovinz tief in übern Haufen werfen, und sich über dieselbe sonderain machen. Alle kündigten ihm den Krieg an, und das Aufgebot dazu ergieng in der Eil den 16ten Junii im Lande herum. Die Stadt Riga, die sich von seinem Gehorsam los gemacht, weil Galen und Fürstenberg in sie drungen, und ihr für Leib und Gut die Garantie versprochen, ließ sich in diesen Krieg mit einflechten, und vielleicht that sie das meiste. Ihre sechs gegossenen schwe-

ren Canonen, die man den 29ten Junii vor Rokenhausen anführte, und es mit solchen den 30ten schon zur Uebergabe brachte, sagten mehr als ihre 400 Mann schlechte Volk, die viel leicht nicht alle ein Rohr hatten, noch recht zu brauchen verstanden. Der Erzbischof, der das äusserste nicht abwarten wollte noch konnte, wurde gefangen nach Adzel, oder laut der Documente nach Treiden, und sein Coadjutor nach Wendten gebracht, wo beide kümmerlich in Elend lebten. Die ganze Vorstellung der Erzbischöflichen Klagen wollen wir nächstens aus der folgenden Urkunde mittheilen.

Auf der 172 Seite im XX Stück der Beyträge muß der landanorischall Gottfried von Roddesberge nicht die Jahrzahl 1349, sondern 1435 im Siegel haben.



Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766.

Achte Fortsetzung
der Zusätze

von
Johann Leonhard Frischens
Deutschem Wörterbuche.

(Siehe XXI. Stück.)

Schwankende Bedeutung, notio vaga. Biblioth. der schönen Wissenschaften und fr. Künste, V. V. S. 318.

Schwimmholz ist dasjenige, was die See ans Land wirft. Samml. russ. Gesch. V. III S. 245.

Schwur. Zum Schwur werden. Jerem. XLII, 18. Zum Glück und Schmach werden. Jerem. XLIV, 8. Ebendasselbst im 12 Verse steht, sie sollen ein Schwur, Wunder, Glück und Schmach werden.

Seebär, ursus marinus, ist ebendasselbe, was man Seeläge nennt. Samml. russ. Gesch. V. 3 S. 249

Seelglocke, heisset zu Dörpat das Geläut, womit man einen Todesfall anzeigt. Bey Adelsichen, Rathspersonen u. Kronbedienten geschieht es von zwölf bis ein; bey bürgerlichen Personen aber von ein bis zwölf. Gemeinlich geschieht es nur einmal. Als der Generalfeldmarschall Graf Lacy, der Generalgouverneur des Landes war, starb, geschah es vier Wochen lang. Nach dem Ableben des Gouverneurs, Fürsten Dolgorucki geschah es acht Tage nach einander, und eben so lange dauerte es, da die Frau Oberhofmeisterin, Freyherrin v. Münich den Weg alles Fleisches gieng.

Segnen bedeutet in der heil. Schrift bisweilen so viel als Fluchen und lästern. Hiob I, 11.

Seraphisch ist so viel als englisch. Empf. eines Ehr. S. 6. 49. 51.

Sie, ein Hauptwort, femina, wird von den Thieren weiblichen Geschlechtes gebraucht. Er frisch meynet es wäre nur von Vögeln gebräuchlich. Allein, 3 Mos. IV, 32 steht: „Wird er aber ein Schaf zum Sündopfer bringen, so bringe er das eine Sie ist, ohne Wandel.“

Siegende Mune, gestus victor. Herr Profess. Gellers in den Lustspielen, a. d. 235 S.

Siehearrickel, remissio. Wird von Jochern gebraucht, in der Vorse rede zum 1sten Theile seines Allg. Gelehrtenfikons, S. V.

Sinnen, für denken. Herr Wieland sagt: „Ich habe hier gar nicht daran gefinnert mit Wis oder Erfindungskraft zu pralen.“ Empf. eines Christen, in der Vorse rede.

Sitzenrichter, censor. Diefie die neueste Literatur betreffend, im VI Th. a. d. 261 S.

Sittlichkeit, Unsittlichkeit. Quod cum bonis moribus convenit vel non convenit. Wie sehr haben wir Privatpersonen es zu beantworten, wenn das menschliche Geschlechte über unsere Nachlässigkeit immer gleich roh bleibet, und ohne von der Erleuchtung und

Sittlichkeit unserer Zeiten etwas zu gewinnen, bey einer jeden neuen Generation eine ganz neue Kultur beaucht. „Herr Abt Jerusalem im Leben des Prinzen Albrecht Heinrichs: „Der Zehler seiner (Dreydens) Lustspiele — ist die Unsittlichkeit.“ Freymüthige Reise, B. I. S. 486.

Stützen, ein Malerwort. Biblioth. der schönen Wissenschaft. B. VI. S. 411. „Unsere Schüler machen heut zu Tage Stützen, ehe sie zeichnen können.“ Ist vernünftig so viel als das italiänische schizzo und französische esquisse. Ein Entwurf, eine Stellung.

Sohn oder **Son**, filius, kommt eher mit dem pernischen Worte, Sohn, als mit dem griechischen υιος überein. Samml. russ. Gesch. B. 3 S. 286 f.

Sonnenalter. Herr Wieland schreibt: „Die zurückende Verempfindung reißt meinen Geist aus diesem engen Cirkel des Sonnenalters in die ferneste Zukunft.“ Empf. eines Christen, a. d. 8 S.

Sonnlicht. Da befielt dem sanften Zephyr, mit sanftwehenden Flügeln, die sonnlichte Blut auf neuen Wangen zu fächeln. „Empf. eines Christen, S. 37.“

„Zünf bange frohliche Tage Nicht vom Vergnügen durchweht. Von keinem sonnlichtem Blide Für mich zu Tagen mache.“ Frau

Frau

Frau Karthaus, S. 183. Diefie hat das Solbenmaaf dazu gezwungen. Aber Herr Wieland hätte besser gefaget: die Sonnenglut.

Span. Einem Späne bauen, simulatates alicui suscitare.

Relch, S. 478.

Spaniol, eine Art Schnupftobacks. „Er buhlt, er spielt, er lacht, nißt

Spaniol und lacht.“ Herr Ug in seinen Iyrischen Gedichten, im Liebesgoet, S. 173.

Spanrosen. S. Rosenpan.

Spekulant, einer der sich den spekulationswischen, theoretischen, erwidgenden Wissenschaften ergiebet. Luther in der Gl. Gf. XXVIII, 19.

Speyer, ein Wort, welches frisch hat; aber nicht in dem Bestande, worin es Luther in der Randglosse Ps. XLVII, 8. braucher: „daß man im predigen das Wort mit Fleisch handelt, und darauf bleibe, nicht hinein schreye und plaudere, wie die wilden, wüsten Schreyer und Speyer und freche Prediger, die da reden, was sie danket.“

Spieren. heißt auch so viel als sechsten. 2 Sam. II, 14.

Sponden, ein Spanderte von Spondia. Amos III, 12. „Sie haben in der Ecken ein Bette und zu Darmast ein Sponden.“

Sprache. Ist entweder lebendig oder todt. Jene ist, die von einem ganzen Volke, im gemeinen, leben

geredet wird. Diefie aber, welche entweder bloß in Schriften noch vorhanden, oder nur unter Gelehrten gebräuchlich ist.

Sprengwerk, ein Baukunstwort. Bibliothek der sch. Wiss. B. VI. S. 347.

Sprengwasser, aqua laustralis, kommt vor 4 Mos. XXXI, 23.

Sprichwort, proverbum. So schreiben frisch und viele leute. Ich denke, es komme von Spruch, weil es gemeinlich einen Spruch, sententiam, in sich hält. Mich. II, 4.

„Zur selbigen Zeit wird man einen Spruch von euch machen.“ Habak. III, 6.

„Dieselbigen alle werden einen Spruch von ihm machen.“ 2 Chron. VII, 20. „Ich werde es zum Spruchwort geben und zur Fabel unter allen Völkern.“

Spätkumpen, gemeinlich Spähkumm, catillus ad lavanda vasa minora, maxime porcellana. Samml. russ. Gesch. B. III. S. 587.

Stablos, sine adminiculo, sine fulcro. Kleist im I Th. a. d. 142 S.

„Der Knabe wankt und stürzet ohne Stütze.“

Wie Borcas, wenn er die Schwimmen regt,

Septropstes Reis, das stablos, niederschlägt, der

Staffeleygemälde. Biblioth. der sch. Wiss. B. VI. S. 310.

Bg 2

Stafel,

Stafel, ein Weibename, ist so viel als Anastasia. Jöcherss Gel. ler. Th. I. S. 365.

Staubball für Erdball. Meist Vergnügen in Zürich, Halle 1760, a. d. 24 S.

Stäumen. Dieses Zeitwort war nach Frischens Zeugniß nicht mehr im Gebrauche. Allein der Hr. v. Haller, wenn ich nicht irre, hat wieder angefangen sich desselben zu bedienen: dem viele andere gefolget sind. Herr Lessing hat es in seinen Fabeln, a. d. 17 S. Cronqvist saget: „Ihr Götter! Ach! Er stäumt! Er scheint mich zu umfängen Und langsam rollen ihm die Thränen von den Wangen.“

Der Urheber der Empfindungen der Menschlichkeit und Religion, die 1788 ans Licht traten: „Des Böbels stäumende, bewundernd starre Menge.“

Mein Vergnügen in Zürich, a. d. 35 S. „Da stäumtest du, als du von fern die seltsame Wunder der Natur in ungeheurer Schönheit erblicktest.“ Empf eines Christen, a. d. 18 S. „Dann glaube die stäumende Seele dich selbst zu sehen.“ Sam. Christ. Lappenberg in seinem 1762 zu Bremen ans Licht gestellten Friedensliede hat es auch:

„Wie, wenn ein Träumender vom schnellen Stoß erwachend

Stäume, schwindelt, zweifelt, um sich starrt:

So taumelt unsre Lust, so bald der Friede lachend

In lichtgewand sichtbar ward. „Frau Karschin, S. 216:

„Jetzt denk ich oft sehr Frühlinge zurücke,

Und stäume, was mir wiederfähret, Mit vollem Herzen an; und eine Thrän im Wüde

Frägt; Himmel, bin ichs werth? „Eben dieselbe, S. 236:

„Sie sandte Gedanken zu tausenden die

Und jeder wurde zu Mund, Vor einem Wunsche gefeuert von Ihe

Stäume meine Nase zurück.“ Und S. 298 redet sie mit ihrem Palanen:

„Freund! stäume nicht an ic, So leicht können veraltete Wäuter

erneuert werden, wenn ein bestätigter Dichter sie wieder gäng und gebe

macht.

Stecke für Stecken findet man Et. X, 5.

Stehen. Dieses Zeitwort bedeutet oft so viel als trachten. So saget Salomo: „Warum habe ich denn nach Weisheit gestanden? „Pr. Sal. II, 15. Man saget auch: nach einem Amte stehen. Im übrigen sieht man aus dem ersten Bespieler, daß dieses Zeitwort nicht allein mit Seyn, sondern auch mit Haben

Haben abgewandelt werden könne. Welches sowohl wider Frisch, als auch wider den Herrn Prof. Gottsched a. d. 345 und f. S. seiner deutschen Sprachkunst zu merken ist, denn man sagt ganz gewöhnlich: Er hat ihm nach dem Leben gestanden.

Steinfuchs, vulpes saxatilis. Samml. russ. Gesch. im III B. a. d. 532 S.

Steppe bedeutet in Rußland eine Wüste. Davon kommt das Verwort, Steppicht. Steppenwölfe, lupi in desertis obuii. Samml. russ. Gesch. im III B. a. d. 532 und 546, 48 S.

Sterbdrüse, pestis. 5 Mos. XXVIII, 21. oder eine Pestheile.

Stimmen, das ist, vorladen, citare. liesländ. landesordnung, S. 512.

„Welche (Verschleppung) daher entsteht, daß die Partey zu unterschiedenen malen sich stimmen lassen.“

Stoßer, pulsans, contundens, percutiens. Frisch meynet, es würde nur in zusammentreffenden Wörtern gebrauchet, 3 B. Hasenstöcker.

Jedoch Luther brauchet es als ein einfaches Wort, in seiner Auslegung des XII Hauptstücks, des Propheeten Daniels, und saget: „Wenn sie sehen werden, daß er saget und seine

Stoßer darnieder fällt. Man saget im Plattdeutschen Stöcker und zeigt damit nicht nur alles an, was

man nur zum Stoffen gebrauchet, sondern auch insonderheit eine Möbferkeule. Der Ketz, der in deutschen Apotheken stampt, heißet Stoßer. **Stollschwamm**, eine Krankheit der Pferde.

Stoßgeber, preces iaculatoriae, wie Augustin sie nennet, oder precatio iaculatoria, wie Wilhelmus

Mard sein Gebetbüchlein betitelt. **Sträußermägdechen**, puella quae

serta vel fasciculos florum vendit her Prof. Gellert in den Lustspielen, S. 228.

Streitgahrte, comes certaminis siue expeditionis. Kleist Th. II S. 99. **Streitgenosß**. Philem 2.

Secrettag findet sich 1 Sam. XIII, 22. dies, quo proelium committitur. Die Franzosen sagen

Journée.

Stremel, ist ein schmaler lappen, den man von feinwand Zeug oder Peltwerk, als unnöthig und überflüssig abschneidet. S. Richey Idiot.

Hamburg S. 296.

Strickbeere, welches die liesländer Strickbeere aussprechen.

Stromung ist eben das, was man sonst den lauf eines Flusses nennet. Samml. russ. Gesch. B. III S. 90.

„Es ist eine schlechte Stromung zwischen diesen Inseln, sonderlich zur Zeit der Ebbe und Fluth.“

Eben dasselbst, a. d. 95 S. „Was soll man von der schnellen Stro-

mung

Es 3

nung sagen, die zur Zeit der Ebbe und Fluth in diesen Meeresengen bemerkt wird? „Ebendasselbst an der 165 S. „Der Fluß beschreibe mit seinen Krümmungen bis an die See auf 200 Werste, die wegen der schnellen Strömung desselben, ohne Hülfe der Ruder, in 17 Stunden dem Zurück gefohret werden. „Ebendasselbst a. d. 478 S. „Der Fluß Kamischarka wird seiner stillen Strömung wegen am meisten befahren. **Strupsuche** brauchet Kleist im Frühlinge, im 2 Th. seiner Werke, a. d. 14 S. Siehe beym Fritsch Strupsen und darunter Strupsuche.

Stündlein heißt so viel als der Tod, in dem bekannten Liede, Wenn mein Stündlein vorhanden ist &c. Sir. XI, 20. Er weiß nicht, daß sein

Stündlein so nahe ist. „Luther in der siebenden Bütte: Auf daß, wenn unser Stündlein kommt &c. **Stufenfolge.** Kleist Th. II. S. 129:

„betrachte des Ganzen Verbindung,

Sammt allen Jeddern der Käder und anderer Planeten Naturen, Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun und Stufenfolge. **Strygischdick.** Herr Uz an der 111 S:

„Dich eine schwarze Wolke deckte, Und strygischticke Finsterniß, Sich fürchtelich bis hoch zum Himmel streckte. „

Suchen für Besuchen, steht 2 Chron. 1, 6.

Sündwasser, aqua expiatoria. 4 Mos. VIII, 7.

An die Intelligenz-Expedition zu Riga.

P. P.

Ihre Bepträge nähern sich dem Ende des Jahres. Ich sende demwegen bey Zeiten meine 2 Mitbr. ein, denn Sie werden die laudige Weise doch nicht lassen, Leute öffentlich zu mahnen. Sollten Sie aber nicht billig Caution stellen, es inskünftige besser zu machen. Sie denken doch nicht eine Postille in selbigen abzudrucken, mit deren Wort

rede Sie uns schon auf drey Bogen beschreyet haben. Dieses Stratagem war zu unglücklich angebracht. Ich weiß schon lange voraus, was Sie noch schreiben wollen. Fragen Sie den Herren Verleger, ob ich nicht eine gekauft habe. Da inzwischen die Wettermacher versichern, daß wir künftigh Jahr weder an Sonne noch Mond eine Finsterniß sehen sollen, so

so nähm ich diese glaubwürdigen Männer gerne zu Caventen an, wenn sie für die Eclipse in Ihrem Wochenblat so gewiß, als für eine am Himmel sich verbürgen möchten.

Deuten Sie doch meine Offenherzigkeit nicht übel, daß ich das vorige Jahr in Ihren Blättern zwey schätzbare Finsterniß wahrgenommen. Ein scharfsehend Auge wird auf einem höhern Horizont wahrscheinlich mehr bemerkt haben. Die eine verdunkelt Ihr XIVtes Stück, wo Sie sich an den Manien der Barone gewaget, und ihr bald durch Mann, bald durch Kind (Barn oder Infante) erklären. Ich weiß es recht gut, daß Sie nicht der ächte Vater dieser Wortforschung sind, so wenig als der Herr Hofrath Scheidt, weil ich beydes schon aus dem Munde des Herrn Geheimraths Gundling mit meinen Ohren gehört. Er sagte uns damals aus dem Antonius Marthaei, daß zu seiner Zeit die Weiber in der Picardie und im lütichischen noch ihre Männer Mi Karottirer haben. Der gute selbige Mann wußte aber selbst nicht recht zu bestimmen, ob das so viel als: Mein lieber Mann, oder auf eine hüßere Art: Mein liebes Kind, heißen sollen. Ich frage Sie nun, was geht diese Bedeutung die Freyherrn an? Hätten Sie ja wollen aus der deutschen Sprache beweisen, daß Caro

einen virum fortem et armatum bedeute, so hätten Sie billig die Oerfriedische alte Uebersetzung des neuen Testaments Luc. XI, 21 sollen anföhren, worinne der Teufel ein Baron heißt, nemlich ein starker gewapneret. Hieraus mach ich Ihnen bezeichlich, warum die Fränkischen Könige ihr gesamtes Volk, unter welchen Herzoge und Grafen waren, mit dem Titel Baronnes anredeten. Sie waren ja nicht nur freye Herren, sondern erschienen auch in völliger Armatur und Rüstung. Wesslich werden Sie antworten, daß, gleichwie ein großer Feldherr seine Armees, in der sich Obersten und Hauptleut befanden, also auch ein regierender Landesvater seine Vasallen und Untertanen: **Meine Söhne** oder **Kinder** in seiner Ansprache nennen konnte. Diesen Unterscheid, da Sie etwa nach der deutschen Consuetudine, wie ich nach der Königl. Fränkischen Rechte haben würde, hätten Sie billig näher beleuchten müssen. So klein ich Ihnen diese Eclipse ansehe, so beträgt sie doch wie die diesjährige 3 Zoll 40 Minuten.

Ich komme jetzt auf die andre, die Sie recht gut in der Größe eines Dreibreis berechnen können. Sie haben uns mit ewigen trübslichen Poesien unterhalten, und Ihr Intelligenzblat hat sich dadurch des Auflebend würdig gemacht. Wenn Sie

uns aber ein lateinisch Sylbenmaß in deutscher Sprache, gereimt oder ungerimt, vorlegen, so tarpen wir immer im Finstern. Wir sehen manche Zeile dreimal an, und können sie doch nicht durchsindiren. Der Jamb, welcher zum Ausholen so oft voraus hüpfet, und ganz unprivilegiert sich zum Metro drängt, wird wohl von keinem Schulmann nur Anfängen der lateinischen Dichtkunst zu gute gehalten werden. Warum drucken Sie uns das Schema von jeder Versart nicht drüber? Schon Ihr Herr Seher sollte das an der Menge der Sylben fühlen und errathen können, wenn er im Hexameter statt der gewöhnlichen sechs Felder, uns noch das siebende eröffnet, wovon uns der Odem ausblühet. Ein an das lateinische Sylbenmaß gemöhntes Ohr kan unmöglich gelassen thun, wo die Position den Ton der vorhergehenden Sylbe wider Gewalt verkürzen soll, und nicht kan; oder wo die Cäsar, der schönste Accent im Latein, aufgeopfert wird. Können denn erhabene Gedanken nicht in einer poetischen Prose recht so gut gefaget werden? Wer die feine Cadanz der lateinischen Poesie versteht,

in welcher jede Sylbe die ihr anerschaffne Länge und Kürze hat; wer bey den überschrittenen Regeln der Quantität die verstimimte Leset neuer Poeten in der lateinischen Sprache hört und über Ohrenscherzen klagt, sollte der wohl bey der Zerrung, Drehung und Marter deutscher Sylben unempfindlich bleiben? Die mehresten Leset solcher Gedichte verstehen so wenig, als manchmal die Versorfer, einen Hexameter, vielweniger eine andre Versart zu scandiren. Ist also das Metrum das Schöne, wodurch einige eingenommen zu seyn glauben, oder das Erhabne und Orientalische in schmülstigen und gravitätischen Worten? Das Neue kan es unmöglich seyn. Weil Sie uns aber oftmals mit solchen Versen die Ohren geküßelt, so will ich die ibrigen wieder küßeln, da ich Ihnen aus des Genners Mithridates von Ao. 155. zum Schluß des 3tes ein Angerbinde möche. Uebersen Sie nun selbst, ob die streife Unbiegsamkeit der Alten, oder das süchtige Springen der Neuern eine süße Harmonie dem Gehör zunege bringe.

Hier haben Sie eine Probe davon:

Es macht allein die glaub die glentige süßig
und darzu fruchtbar zur Lieb: und ginnae Herzen
ellwag inn Menschen schafft er: kein Wisse by imm ist;
und kein nachlassen niemen: er wirket in allen
rechtshaffnen gemüthen alls guts und üblge Freundschaft.
Doch schreyt er nichts summ selber zu: sunder er elgnet
dem Herren Gott und suer Genad alle die eere,
durch Jesum Christum, Gott und mensch, unsere Herren.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1767.

Da wir unter den bisher eingeschickten Aufsätzen einen heute wählen sollen, der bey dem Anfang des Jahres jeden Leset interessiren möchte: so treten wir mit einem Beytrag auf, von dem wir bey Zerstreung dieser Ferien nicht eigentlich bejahren können, ob er ein Dreiginal oder eine Copen sey. Wär er auch nur das letztere; so wird er doch in aller Herzen die dankbarste Regung erwecken, die man schon lange den Höfen von Petersburg, Berlin, London und Copenhagen für ihr hohes Wortwort, wegen der Rechte der Dissidenten und Disuniten in Polen, schuldig ist. Die Mordposaune des Bischofs von Cracow, durch die er seinen Leib zum Zerretzen und seinen Kopf zum Galgen der Beyhäuser der Dissidenten ausgeblasen, drohet manchen Unatholischen Bekennern der christlichen Religion dieselbige Marter, und ganz getrost die ewige Verdammniß. Das grausamste hiebey ist wohl, daß solche Leute es mit der zeitlichen Gefangenschaft anfangen, weil sie an der Corfirmation ihrer un menschlichen Sentenz in göttlichen Gerichte stark zweifeln. Diese von Mordgeißt entflammte Höllestimme riß eine große Zahl der Magnaten zur Unterschrift seines Blutsraths mit hin, ohne zu überlegen, daß seinen Mitbrüdern an dissidentischen Orten nach dem Vergeltungsrechte ein gleiches begegnen könne. Da Christen zur gewissenhaften Duldung der Juden so gar verbunden sind, so scheint ein solch Betragen immer Schandwürdig, wenn sie wider die Bekenner des Namens Christi den Bann und Fluch sprechen, in welchem doch beyde selig zu werden hoffen. Gott hat indessen noch immer seine Heilande und Erretter. Hier sind die Gedanken unsers Freundes: